

*K* **D** **DEUTSCHE**  
**ONVERSATION**

⟨ **TEXTE UND ÜBUNGEN** ⟩

УЧПЕДГИЗ · 1962

А. Б. ГОВОРКО, Л. М. СТРОДТ

# ТЕКСТЫ И УПРАЖНЕНИЯ

для развития навыков  
устной речи

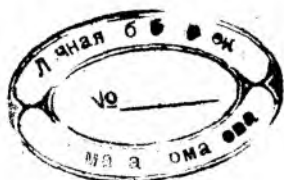
ПОСОБИЕ ДЛЯ СТУДЕНТОВ  
ПЕДАГОГИЧЕСКИХ ИНСТИТУТОВ  
(на немецком языке)



ГОСУДАРСТВЕННОЕ  
УЧЕБНО-ПЕДАГОГИЧЕСКОЕ  
МИНИСТЕРСТВО ПРОСВЕЩЕНИЯ  
ЛЕНИНГРАДСКОЕ ОТДЕЛЕНИЕ  
Ленинград · 1962

ИЗДАТЕЛЬСТВО  
НАУКА  
UNIVERSITÄT  
Lehrstuhl für Deutsch  
№ 11

NAM  
NAMING LICHI  
Le



## ПРЕДИСЛОВИЕ

Настоящее пособие предназначено для развития навыков устной речи студентов старших курсов педагогических институтов, а также может быть использовано учителями немецкого языка и лицами, стремящимися усовершенствовать свои навыки и умения в области чтения и речи на немецком языке.

Пособие ставит своей целью работу над устной речью путем расширения и тренировки словарного запаса и активизации пассивного словаря студентов в процессе чтения текстов и выполнения упражнений к ним.

Отбирая материал сборника, составители руководствовались учебно-методическими принципами, стремились охватить широкий круг тем и представить в сборнике неадаптированные рассказы современных немецких авторов, различные по стилю и языку.

Рассказы сборника дают возможность проводить в аудитории беседы на различные темы: о жизни в семье (Nicht nur bei Haffners), о детях (Lieschens Sieg), о школе (Gigi und Lumpi), о работе в деревне (Die Anna und der Männerstreik) и др.

Тексты сопровождаются комментарием отдельных реалий и слов, которые отсутствуют в обычных немецко-русских словарях.

Цель книги — практическая, поэтому упражнения ставят своей задачей тренировку слов и оборотов речи на базе прочитанных текстов, повторение и активизацию лексико-фразеологического материала, характерного для современного немецкого языка.

Упражнения сборника можно разделить на следующие основные группы: ответы на вопросы (ставящие своей целью проверить правильность понимания текста; выявить отдельные моменты содержания и заставить студента воспроизвести какую-либо часть рассказа); перевод с немецкого на русский язык (с целью отыскания адекватных средств выражения мысли на родном языке); перевод на немецкий язык (повторение наиболее употребительной лексики текста); объяснение отдельных слов и оборотов речи на немецком языке (проверка понимания и тренировка в устной речи); отыскание синонимичных

слов и оборотов речи в тексте (расширение словарного запаса); составление характеристик действующих лиц или описание отдельных эпизодов по ключевым словам (расширение и углубление словарного запаса в практическом его применении); деление текста на части (развитие языкового мышления); составление небольших описаний с использованием лексики текста.

В сборник включены также упражнения на правильное употребление артикля или заменяющего его слова. Последний тип упражнений служит также чисто практической цели: научить учащегося употреблять артикль, правильный для данного конкретного случая. Этот наиболее трудный для русских раздел словоупотребления в немецком языке является чрезвычайно важным для развития навыков речи.

Составители предполагают, что преподаватели языковых вузов и руководители кружков внимательно ознакомятся с системой упражнений к каждому тексту, выберут из них наиболее подходящие для данной группы студентов и дополнят работу над текстом такими заданиями, как краткий или подробный пересказ всего текста, составление рассказа на ту же тему, составление плана, перевод с русского и другими подобными упражнениями, не помещенными в пособие.

---



Walther Victor

## DER BESTE FREUND

(Auszug)

Im Tal der Wupper, in Barmen, wo unsere Geschichte beginnt, kam Friedrich Engels zur Welt.

Es ist schön im Tal der Wupper. Die nicht sehr hohen, bald sanft steigenden, bald schroffen Berge, über und über waldig, treten keck in die grünen Wiesen hinein, und bei schönem Wetter läßt der blaue, in der Wupper sich spiegelnde Himmel ihre rote Farbe ganz verschwinden. Ihre rote Farbe? Ja, genau das ist es, was uns Friedrich Engels selbst erklärte, als er zum ersten Male in einem Aufsatz öffentlich so von seiner Heimat sprach. Nicht etwa von einer blutigen Schlacht rühre die oft hochrote Farbe des schmalen Flusses her, und auch nicht vor Scham sei die Wupper errötet. fügt der damals achtzehnjährige Verfasser anzüglich hinzu, vor Scham über das viele Unrecht, das sie täglich sehen müsse! Nein, es sind die Abwässer der vielen Türkischrot-Färbereien, die das Wasser der Wupper vergiften, schreibt Friedrich Engels 1839 in jenem ersten «Brief aus dem Wuppertal», den die Zeitschrift «Telegraph für Deutschland» abdruckte.

Wo die Wupper in ihrem fast hundert Kilometer langen Lauf von der Quelle in westfälischen Sauerland <sup>1</sup> bis zum Rhein auf halbem Wege das Tal durchfließt und wo Friedrich Engels geboren wurde, hatte sich um die Städte Barmen und Elberfeld ein Zentrum der Textilindustrie herausgebildet, wie es ein solches bis dahin nur in England gab. «Das deutsche

Manchester» begann man es darum zu nennen. Die beiden Städte, sechs, acht, zehn Kilometer weit das Tal erfüllend, noch durch eine Pferdebahn miteinander verbunden, als Engels hier heranwuchs, sind seither immer mehr zusammengerückt und haben in hundert Jahren ihre Bevölkerung verzehnfacht. Der Name des Tals wurde der Name einer großen deutschen Industriestadt. Wuppertal hat heute rund eine halbe Million Einwohner.

Schon in den ersten Anfängen einer industriellen Entwicklung war man im Tal der Wupper dem technischen Fortschritt auf der Spur. Die Menschen trachteten danach, neue mechanische Mittel zu finden, um aus dem ursprünglich handgesponnenen Faden Gewebe, Bänder und Tuche, in Barmen vorzüglich auch Garne und Spitzen, Kordeln und Litzen<sup>2</sup>, herzustellen. Aus dem Jahre 1527 stammt die erste Garnbleicherei. Barmen trug noch nicht den Titel einer Stadt, da entstanden nach 1750 in schneller Folge Fabriken für Baumwollzeuge und Seidenwaren. Erst mußte die Wasserkraft dem Menschen helfen, dann kam die Dampfmaschine mit ihrer tiefgreifenden Revolution, die das ganze Antlitz der Gesellschaft verändern sollte. Das Tal aber mit seinen ärmlichen Schifferhäusern wurde dunkler und dunkler, die Wupper führte den Schmutz und Schlamm der neuen Anlage mit sich, und die Menschen beugten sich unter das neue kapitalistische Gesetz, das die Herren der Betriebe diktieren.

So sah sie der junge Engels: das Arbeiten in den niedrigen Räumen, wo die Leute mehr Kohlendampf und Staub einatmeten als Sauerstoff, und das meistens schon von ihrem sechsten Lebensjahre an war dazu angetan, ihnen alle Kraft und Lebenslust zu rauben. Die Weber, die einzelne Stühle in ihren Häusern hatten, saßen vom Morgen bis in die Nacht gebückt dabei... Von fünf Menschen starben drei an der Schwindsucht. Und Friedrich Engels, in seinem ersten «Brief aus dem Wuppertal», ein junger Bursche noch und doch schon mit hellwachem, bitter kritischem Sinn für seine Umgebung, fügt hinzu: In Elberfeld allein werden von 2500 schulpflichtigen Kindern 1200 dem Unterricht entzogen und wachsen in den Fabriken auf, bloß damit der Fabrikherr nicht einem Erwachsenen, dessen Stelle sie vertreten, das Doppelte des Lohnes zu geben nötig hat, den er einem Kinde gibt. Die reichen Fabrikanten aber haben ein weites Gewissen, und ein Kind mehr oder weniger verkommen zu lassen,

bringt keine Pietistenseele<sup>3</sup> in die Hölle, besonders wenn sie alle Sonntage zweimal in die Kirche geht...

Was sich der junge Friedrich Engels hier über das «schreckliche Elend unter den niederen Klassen» von der Seele schrieb, das war das wichtigste Erlebnis seiner Kindheit. Sein Urgroßvater, Johann Kaspar Engels, hatte noch einen kleinen Wanderhandel mit Garn und Bändern betrieben, auf seine alten Tage jedoch eine Handspinnerei begonnen und sie zum Kleinbetrieb entwickelt. Aber schon vor ihm hatte die Familie Engels im Tal der Wupper gelebt. Nach ihm verbreiteten und vergrößerten seine Söhne Besitz und Betriebe schnell, und als Friedrich Engels am 28. November 1820 geboren wurde, da war sein Vater das wohlhabende Haupt einer in der ganzen Umgebung angesehenen Fabrikantenfamilie, nach der sogar Straßen und Plätze genannt wurden. Niemand von diesen reichen Engels ließ sich freilich träumen, was einmal aus dem jungen Friedrich werden würde und daß heute eine große Straße in der Nähe seines Geburtshauses nicht der Fabriken wegen Friedrich-Engels-Allee heißt.

▲ Es mochte geschehen, daß in jenen zwanziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts ein kleiner Junge im Fabrikantenhause am sogenannten «Bruch», in dem er geboren war, genau: Brucherstraße 8 in Barmen (einem Hause, das bei einem Fliegerangriff des zweiten Weltkrieges völlig zerstört wurde), seine Mutter nähen sah. Er bewunderte die Geschicklichkeit, mit der sie die Fäden handhabte. Die Fäden wurden in einer Fabrik hergestellt, die seinem Vater gehörte. Gelegentlich durfte der Junge mit seiner Mutter einmal durch die Fabrik gehen. Dann sah er, daß in dieser Fabrik viele Frauen und Kinder arbeiteten. Frauen wie seine Mutter eine war, Kinder wie er. Friedrich Engels hat das Bild, das sich ihm hier bot, nicht vergessen. Und er hat auch seine Mutter nie vergessen, die ihn, fromm und menschenfreundlich wie sie war, auf ihre Art Liebe lehrte zu den schwer Geprüften.

Der Vater aber war streng. Er lebte in seinen Geschäften und liebte die Obrigkeit, die sie schützte: den Staat und die Kirche. Den Sohn wünschte er sich nach seinem Geiste. Er schickte ihn auf die städtische Schule in Barmen und vom 14. Lebensjahre an auf das Gymnasium nach Elberfeld. Prügeln tat er oft, über die heranreifende Jugend nachdenken seltener. Er dachte sich auch nichts dabei, als der Herr Pfarrer, der den Jungen einsegnete, damit er ein guter, kirchengläubiger Kapitalist werde, ihm den Psalmentext widmete: «Ich ver-



gesse, was dahinter ist, und strecke mich zu dem, was da vorne ist, und jage nach dem vorgesteckten Ziel.» Auch der Herr Pfarrer wird sich wohl etwas anderes dabei gedacht haben, als Friedrich Engels im Auge hatte, wenn er sich später des Spruches erinnerte...

Mutters Vater indessen, wenn er zu Besuch kam, erzählte Geschichten. Der Herr Rektor van Haar, Friedrichs Großvater, hatte Phantasie und manchmal auch so seine eigenen, etwas ketzerischen Ansichten. Er machte sogar gelegentlich dem Enkel heimlich die Schularbeiten, was doch gewiß nicht in Ordnung war! Ihm haben wir es wohl mit zu verdanken, wenn der junge Engels gar mancherlei zu lesen und bald auch ein wenig zu dichten begann.

Da hat sich ein Brief erhalten, den der besorgte Vater an seine Frau, die Mutter unseres Friedrich Engels, schrieb, als diese einmal verreist war, und dort heißt es: «Friedrich hat mittelmäßige Zeugnisse in voriger Woche gebracht. Im Äußeren ist er, wie Du weißt, manierlicher geworden, aber trotz der früheren strengen Züchtigungen, scheint er selbst aus Furcht vor Strafe keinen unbedingten Gehorsam zu lernen. So hatte ich heute wieder den Kummer, ein schmieriges Buch aus einer Leihbibliothek, eine Rittergeschichte aus dem dreizehnten Jahrhundert, in seinem Sekretär zu finden.»

Und das, in der Tat, war ja furchtbar...

Die Jugend unseres Friedrich Engels in Barmen war keine fröhlich-unbeschwerte. Seine vielseitigen Fähigkeiten konnten sich unter dem strengen Regiment des Vaters nicht entfalten. Sein Drang zu Tätigkeiten und Unternehmungen, die nicht im Lehrplan der Schule und in den Gesetzen der häuslichen Disziplin standen, blieb unbefriedigt. Und auch alles das, was sich ihm bei seinem ersten Zusammenstoß mit der Gesellschaft, mit dem Unrecht, wie er es in den Fabriken sah, auf das jugendlich mitfühlende, später immer mehr rebellierende Herz legte, mußte ungesagt bleiben, solange er der Aufsicht des Elternhauses unterstand.

Eine Ausnahme freilich gab es. Friedrich Engels hatte zahlreiche Geschwister, unter denen die um vier Jahre jüngere Schwester Marie ihm besonders nahestand. Wir wissen es von ihm selbst. Als nämlich Marie im Jahre 1845 heiratete, da schrieb Friedrich ihr in seinem Glückwunschbrief: «Du weißt, daß ich dich immer am liebsten gehabt habe von allen meinen Geschwistern, daß ich immer zu Dir am meisten Vertrauen hatte.» Marie war es denn auch, der er frühzeitig sein Herz

ausschüttete und an die er, sobald er das Elternhaus verlassen hatte, eine Reihe von Briefen geschrieben hat, aus denen wir am meisten von seinen Jugendgesinnungen und vom genialischen Treiben seiner Lehrjahre erfahren.

Und in die Lehre mußte Friedrich Engels bald; früher jedenfalls, als es für seine wissenschaftliche Laufbahn gut war. Der Vater seines späteren besten Freundes, der Rechtsanwalt Heinrich Marx, war ein bürgerlich-fortschrittlicher Intellektueller, der darauf Wert legte, daß sein Sohn Karl alle erreichbaren Stufen der akademischen Laufbahn bewältigte, erst das Gymnasium und später das Universitätsstudium mit Erfolg beendete. Vater Engels jedoch kannte nur das Geschäft, für das er so bald wie möglich einen Juniorchef brauchte. Also steckte er seinen Jungen schon mit sechzehn Jahren ins Kontor, bevor Friedrich noch in der letzten Klasse seiner Oberschule die Gelegenheit zur Ablegung des Abiturientenexamens bekam und damit die Möglichkeit, ein regelrechtes Universitätsstudium aufzunehmen.

Daß der alte Engels es so eilig hatte, einen Sohn ins Geschäft zu bekommen, das hatte seinen guten Grund. Denn dieses Geschäft dehnte sich immer weiter aus. Das Wuppertal gehörte zu jenem Bezirk Deutschlands, in dem die Revolution, die durch die Verwendung von Maschinen eingetreten war, ihre größten Erfolge erzielte. Und genau wie in England, wollten die Wuppertaler Fabrikbesitzer ihre wirtschaftliche Machtstellung so vergrößern, daß sie auch in ihrer Heimat zur alleinherrschenden Klasse würden. Es war daher kein Zufall gewesen, wenn nach dem Tode des Großvaters Engels einer seiner Söhne die Leitung der Firma in Barmen übernommen hatte, während ein anderer, der Vater unseres Friedrich, nach England gegangen war, um von den dortigen Erfahrungen zu lernen und neue Geschäftsbeziehungen anzuknüpfen. Als er im Jahre 1837 mit zwei Fabrikantensöhnen aus Manchester namens Ermen eine neue Textilfirma «Ermen und Engels» begründet hatte, die bald nicht nur in Manchester und Barmen, sondern auch noch im nahe gelegenen Engelskirchen Betriebe eröffnen sollte, da gab es für den engstirnigen Vater Engels nur eins: Sein Sohn mußte schleunigst mit ins Geschäft!

Mit siebzehn Jahren «Handlungsgehilfe» in Barmen, den Vater auf dem Büroschemel und nach Feierabend als Chef — das war gar nicht nach dem Geschmack unseres Friedrich Engels. Leicht hätte es eine vorzeitige Explosion geben

können. Zum Glück gehörte es zum guten Ton im damals modernen Kaufmannsleben, die Stammhalter frühzeitig mit der großen Welt bekannt zu machen. Der Wind von Übersee sollte ihnen um die Nase wehen, Auslandsverbindungen und Absatzmärkte galt es zu erobern, das große Geschäft verlangte größere Horizonte. Siebzehn Jahre alt, fuhr Friedrich Engels im Sommer 1838 nach Bremen, einem der Tore zur Welt. Dort gab ihn sein Vater beim Pastor Treviranus in Quartier und in das Großhandelsbüro des Konsuls Leopold in die Lehre. Konsul Leopold hat ihm keineswegs die Lust zum Kaufmannsleben beigebracht und Pastor Treviranus nicht die Liebe zum frommen Lebenswandel. Denn für Friedrich Engels hatte die Stunde der Freiheit geschlagen.

Hinter ihm lag das «Muckertal», wie er nun das ihm im Herzensgrund liebe, aber durch den dort herrschenden Geist verleidete Tal der Wupper nannte. Hinter ihm der heimische Textilbetrieb mit seinen armen, ausgebeuteten Menschen, denen «keine Wahl blieb als die zwischen dem irdischen Schnaps der Kneipen und dem himmlischen Schnaps der Pfaffen» und denen es ganz gewiß besser hätte ergehen können. Schon im ersten seiner von Bremen aus veröffentlichten «Briefe aus dem Wuppertal» macht Friedrich Engels es klar, daß er nicht etwa die Arbeit, nicht die Maschinen für das Elend der Proletarier verantwortlich machte, daß alles ganz anders sein könnte, «wenn nicht der Betrieb der Fabriken auf eine so unsinnige Weise von den Inhabern gehandhabt würde». Freilich — Lösungen hatte der junge Mann, der den Fesseln väterlicher Aufsicht eben entronnen war, noch nicht anzubieten. Aber es war wie die Ankündigung großer Veränderungen in seinem eigenen Leben und im Leben derer, denen er bis zum letzten Atemzuge eng verbunden bleiben sollte, den Arbeitenden, Ausgebeuteten in aller Welt, und es war eine mutige Tat, daß er, kaum ein Jahr in Bremen, auf alle Gefahr hin ein solches Wort in der Presse wagte — einer, der so «unsinnigerweise» mit einem der deutlich genannten Betriebe umgehenden Inhaber war schließlich der eigene Vater...

Schwester Marie indessen darf miterleben, welche stürmische Entwicklung der Bruder in Bremen durchmacht. Wie alle in ihm schlummernden Kräfte, Talente, Sehnsüchte nun aufbrechen. Mit welchem Feuereifer jetzt, da nicht mehr Zwang darüber steht, ein junger Mensch mit Gleichgesinnten die Höhen der Kultur erobert, sich mit der Welt, wie sie war, auseinandersetzt. Wie er Wissen aus immer neuen Büchern

an sich reißt, die fortgeschrittensten Geister sich als Vorbild wählt, sich dabei aber auch gleichzeitig zum ersten Male seiner eigenen Jugend, ihrer Freuden und ihres Überschwangs bewußt wird. Friedrich Engels in Bremen — das ist wie die Neugeburt eines Menschen, der eine ungebändigte Kraft erprobt, eine Kraft, die einmal dazu beitragen wird, die Welt zu verändern.

Was der Konsul Leopold zu bieten hat, das lernt Friedrich Engels im Handumdrehen. Billig, noch billiger produzieren, billig, noch billiger einkaufen, teuer, noch teurer verkaufen — das scheint die ganze «Weisheit»! Aber oben, auf dem Boden des Kontorhauses, liegen auf einer Kiste täglich neue Bücher, hängt zwischen den Dachbalken eine Hängematte, Engels hat sie selbst gezeichnet; dorthin rückt er aus, wann immer er kann, und liest und lernt und lernt. Jetzt, wo es ihm keiner vorschreibt, nennt er selbst es «ochsen», denn der heilige Eifer hat ihn übermannt, und begeistert spürt er, wie sich ihm entschleiert, was die Welt im Innersten zusammenhält. Schulden beim Buchhändler? Da kann Friedrich Engels nur lachen. Das soll der Vater nur ruhig bezahlen! Was es für Bücher waren? Von einem einzigen Tage heißt es in einem Briefe an Marie, der «Alte» — Konsul Leopold — sei kaum fort gewesen, da habe er sofort zu lesen begonnen. Er notiert: Lenaus «Faust», Raumers «Geschichte der Hohenstaufen», Diez' Grammatik der romanischen Sprachen. Er studiert Naturwissenschaften, er liest Werke aller Wissensgebiete, er brütet über der Philosophie eines gewissen Hegel. Die Dichter des «jungen Deutschland», Heine und Börne, werden verschlungen und heiß diskutiert. Eine junge Dichterin, die noch kein Mensch kannte, fällt ihm mit ihren ersten Versen auf; er schreibt sofort einen Artikel darüber, der auch erscheint. Sie bekam in der bürgerlichen Welt einen berühmten Namen, Annette von Droste-Hülshoff.

Als Friedrich Engels in Elberfeld aufs Gymnasium ging, hatte eines Tages einer seiner Mitschüler im Deutschunterricht eine Frage gestellt, die den Lehrer erschütterte. Er hatte gefragt, wer denn dieser Goethe gewesen sei, über dessen Tod man jüngst so viel gesprochen habe. Und der Lehrer antwortete: «Ein gottloser Mann». Engels selbst hat es erzählt. Wundert sich einer, daß dieses «Muckertalgymnasium» ihm nichts hatte bieten können im Vergleich zu der freien Lehr- und Studienzeit in Bremen? Als Engels zwanzig Jahre alt war, erfüllte ihm die Mutter einen Herzenswunsch. Er schrieb

an Marie: «Die Mutter hat mir zu Weihnachten eine Anweisung auf Goethes sämtliche Werke geschickt, ich habe mir gestern gleich die zuerst erschienenen Bände geholt und gestern abend bis 12 mit dem größten Genuß in den ‚Wahlverwandschaften‘ gelesen. Das ist ein Kerl, der Goethe! Wenn Du noch so ein Deutsch schreibst wie der, so wollt’ ich Dir alle fremden Sprachen gern erlassen.» Denn Sprachen lernen, so viel und so gut es nur ging, das war eine Leidenschaft, die Friedrich Engels durch sein ganzes Leben begleitet hat. Er ging in ein Bremer Kaufmannsklub. «Das Beste, was da ist», schreibt er, «sind die vielen Zeitungen, holländische, englische, amerikanische, französische, deutsche, türkische und japanische. Bei der Gelegenheit habe ich Türkisch und Japanisch gelernt und verstehe somit 25 Sprachen.» Kleine Übertreibung? Damals vielleicht. Immerhin schreibt er gleich zum Spaß einen Brief in englischer, spanischer, holländischer Sprache, sie von Satz zu Satz wechselnd...

Dazwischen nimmt Engels Tanzstunden, lernt fechten, geht Schlittschuh laufen, beginnt zu reiten, was ihm bis in die hohen Mannesjahre hinein lieb war und wohlgetan hat. Neben der Literatur aber, die für ihn zu den Notwendigkeiten des Lebens gehörte, die er als kritischer Leser genoß und zu der er selber viel Schönes und Wichtiges beigetragen hat, entzündete sich in diesen Jahren seine Neigung zur Musik. Sie nannte er «die beste Seite Bremens». Er schwärmt für Händel und Mozart, er tritt einer Singakademie bei und wirkt mit bei der Aufführung von Oratorien, ja er fängt sogar an, selbst zu komponieren, und schreibt seiner Schwester begeistert über das Erlebnis eines Beethovenkonzerts. «Das ist gestern abend eine Symphonie gewesen! Diese verzweiflungsvolle Zerrissenheit im ersten Satz, diese elegische Wehmut, diese weiche Liebesklage im Adagio und dieser gewaltige, jugendliche Posaunenjubiläum der Freiheit im dritten und vierten Satz!»

Da haben wir das Wort, das die jungen Menschen entflammte, mit denen Friedrich Engels in Bremen umging: Freiheit! Sie genossen die Freiheit für sich selbst in vollen Zügen und gewiß auch so, wie Jugend einmal über die Stränge schlägt<sup>4</sup>. Ihre Verkörperung jedoch fand Friedrich Engels in Natur und Geisteswelt: Hier waren die Bezirke, wo sich frei umherzutummeln ihm immer tiefes Bedürfnis und höchste Befriedigung war. In Bremen ist es die Weser. Viermal schwimmt er in einem Zuge hin und her über den Fluß, ein

glänzender Schwimmer sein Leben lang! Sobald ein Gewitter oder Sturm losbricht, nimmt er einen Kahn und setzt alle seine Kraft ein, das schwanke Fahrzeug über die tanzenden Wellen hinweg zu meistern; die entfesselte Natur liebt er fast noch mehr als die schlummernde. Und das kontinentumspülende Meer wird ihm zum Symbol der ruhelosen Erneuerung und ewiger Fruchtbarkeit irdischer Kräfte... «Das liebste Kind der Natur, der Mensch, als freier Mann nach den langen Kämpfen des Jungentalers, nach der langen Entfremdung zur Mutter zurückkehrend, hat auch die Trennung von sich selber, die Spaltung in der eigenen Brust überwunden», heißt es in einer Verherrlichung des freien selbstbewußten Menschen durch den jungen Engels.

Vorläufig aber war man einundzwanzig Jahre alt, und da meldete der preußische Vaterstaat sich mit seinen Gesetzen. «Erwarte bloß von dem Fürsten etwas Gutes, dem die Ohrfeigen seines Volkes um den Kopf schwirren und dessen Palastfenster von den Steinwürfen der Revolution zerschmettert werden», hatte eben noch der junge Rebell an einen ehemaligen Schulfreund geschrieben. Da schrieb ihm schon die Militärbehörde des Königs von Preußen, und Friedrich Engels, ein gut Stück weiter auf dem Wege zu sich selbst, mußte einrücken <sup>5</sup>. Es galt, der Militärdienstpflicht zu genügen <sup>6</sup>. Aus dem, der eben noch in Gedanken Palastfenster mit Steinen bombardierte, wurde der Bombardier <sup>7</sup> Friedrich Engels im Garde-Fußartillerie-Regiment <sup>8</sup> zu Berlin.

Zum Glück gab es dort nicht nur eine Kaserne, sondern auch eine Universität. Ein Student namens Karl Marx hatte sie gerade verlassen. An dieser Universität hatte vor Jahr und Tag auch ein recht bekannter Philosoph gelehrt, eben jener Hegel, mit dessen Gedankenwerk sich Engels schon in Bremen weidlich herumgeschlagen hatte. Nun, damit würde man sich noch weit mehr beschäftigen müssen! Und so saß, wenn er dienstfrei war, Bombardier Engels als Gasthörer in der Vorlesung...

### *Texterläuterungen*

<sup>1</sup> Sauerland — Teil des Rheingebietes an der Sauer, dem Nebenfluß der Mosel

<sup>2</sup> die Kordel und die Litze — Zierschnur und Zierband

<sup>3</sup> die Pietistenseele (*ironisch*) — Frömmler

<sup>4</sup> über die Stränge schlagen (hauen) — aus dem Rahmen des Erlaubten, des Schicklichen, treten

<sup>5</sup> einrücken — einberufen (mobilisiert) werden

- <sup>6</sup> Es galt, der Militärdienstpflicht zu genügen — man mußte die Militärdienstpflicht erfüllen  
<sup>7</sup> der Bombardier — kleiner militärischer Rang bei der Artillerie  
<sup>8</sup> das Garde-Fußartillerie-Regiment — гвардейский пехотный артиллерийский полк

## Übungen

I. Teilen Sie den Text in einzelne Abschnitte. Geben Sie jedem Abschnitt einen Titel.

II. Stellen Sie einen Plan zum Text in Form von Fragen zusammen.

III. Übersetzen Sie ins Russische:

keck; die rote Farbe rührte von den Abwässern der Färbereien her; auf der Spur sein; nach etwas trachten; etwas handhaben; schulpflichtig; verkommen; es mochte geschehen; die Geschicklichkeit; ihm haben wir es wohl zu verdanken; die Übertreibung; sich umhertummeln; vorläufig; sich melden; die Militärbehörde.

IV. Finden Sie im Text Synonyme zu den Wörtern:

die Zensur; die Züchtigung; artig; der Schreibtisch; vor kurzem; hinzufügen; die Traurigkeit; meistern; das Studium; besinnen.

V. Erklären Sie auf deutsch folgende aus dem Text entnommene Wörter und Ausdrücke:

anzüglich; alles war dazu angetan; sich etwas von der Seele schreiben (sprechen, reden); etwas handhaben; jemandem sein Herz ausschütten; der Herzenswunsch; es war ihm lieb; es tat ihm wohl; für etwas schwärmen; niemand ließ es sich träumen; er trat einer Singakademie bei; in einem Zuge (etwas tun); in vollen Zügen (etwas genießen); etwas meistern; er hatte sich weidlich herumgeschlagen; mit Feuereifer; im Handumdrehen.

VI. In welchem Zusammenhang sind im Text folgende Wörter gebraucht?

Bitter; gelegentlich; manierlich; das Erlebnis; glänzend; losbrechen; der Satz; entziehen; anknüpfen.

VII. Übersetzen Sie ins Deutsche:

покраснеть от стыда; публично; несправедливость (не- правда); удесятерить; удвоить; утроить; первоначально; налет с воздуха; подрастающее поколение; вольнодумный (еретический); полное собрание сочинений; в шутку; олицетворение; приложить все силы; военный долг (обязанность); свободный от службы; вольнослушатель.

### VIII. Erzählen Sie über:

- a) das Wuppertal
- b) die Entwicklung der Textilindustrie im Wuppertal
- c) das Leben der Arbeiterfamilien im Wuppertal
- d) die Selbsterziehung des jungen Engels

Gebrauchen Sie dabei folgende Wörter und Wortgruppen:

a) sanft steigende Berge; schroff; waldig; sich spiegeln; die Abwässer; vergiften; durchfließen; Schifferhäuser;

b) sich herausbilden; das Zentrum der Textilindustrie; Manchester; zusammenrücken; verzehnfachen; dem Fortschritt auf der Spur sein; mechanische Mittel; handgesponnen; herstellen; Gewebe; Baumwollzeuge; Seide; Dampfmaschinen; das Antlitz der Gesellschaft; neue Anlagen; das kapitalistische Gesetz;

c) sich beugen; niedrige Räume; der Kohlendampf; einatmen; die Lebenslust; der Webstuhl; die Schwindsucht; schulpflichtige Kinder; die Stelle vertreten; der Lohn; verkommen lassen; das Elend;

d) vorschreiben; oxsen; übermannen; entschleiern; Buchhändler; notieren; studieren; verschlingen; diskutieren; dichten; der Herzenswunsch; die Leidenschaft; Fremdsprachen; tanzen; fechten; reiten; schwimmen; Schlittschuh laufen; bis in die hohen Mannesjahre hinein; wohltun; die Notwendigkeit des Lebens; genießen; die Neigung zur Musik; schwärmen für...; die Aufführung von Oratorien; komponieren; begeistert sein; tiefes Bedürfnis; höchste Befriedigung; in einem Zuge; alle seine Kraft einsetzen; meistern; ein selbstbewußter Mensch.

IX. Bilden Sie Sätze mit den Wörtern: **der Lauf, die Anlage, der Betrieb, erhalten, umgehen, begleiten.** Gebrauchen Sie dabei die Wörter in ihren verschiedenen Bedeutungen.

X. Stellen Sie zwei kleine Erzählungen zusammen, gebrauchten Sie dabei folgende Wörter und Redewendungen:

1) появиться на свет; веселое беззаботное детство; строгий отец; многогранные способности; жажда деятельности; еретические взгляды; неудовлетворенные стремления; по-своему; столкновение с обществом; несправедливость; иметь в виду; воспитывать ребенка в своем духе; под надзором родителей; страх перед наказанием; исключение; раскрыть душу; доверять; жизненный путь; бурное развитие;

2) развитие промышленности; технический прогресс; изменить облик; капиталистические законы; критический взгляд на окружающее; страшная бедность; расширить и увеличить производство; богатая и уважаемая семья; изготавливать; изу-



чать опыт; наладить деловые связи; основать фирму; наследник рода; завоевать рынки сбыта; эксплуатируемые люди; не остается выбора; управлять производством; освободиться от оков (уз); до последнего вздоха; оставаться союзником; не обращающая внимания на опасности; предвестник больших изменений; осмеливаться (отваживаться на что-то).

*Thomas Ring*

## DIE MAIFEIER DES NIKODEMUS EISENDREHER

Nikodemus Eisendreher, Rekrut bei der Eisenbahnertruppe in München, lag früh um vier Uhr wach. Er starrte an die Stubendecke. So also begann der 1. Mai 1890. Heute sollte ein Weltfeiertag, ein Kampftag, ein Tag für alle Arbeiter sein. Das war ein ungeheurer Gedanke. Nikodemus sprach halblaut vor sich hin: «Alle Arbeiter der Erde...»

Ein Schmatzen und Grunzen störte ihn bei diesen Gedanken. Er lüftete die Bettdecke, sah hin. Ach, der Greenhuber! Dann rollte er sich wieder in seine Decke ein und sann weiter. Alle Arbeiter der Erde...

Unten an seinem Schrank saß Greenhuber, ein niederbayrischer Bauernsohn. Er schob gerade einen halben Schwarzenmagen <sup>1</sup> in seinen Freßladen <sup>2</sup>. Umsonst hatte er nicht den dicken Stiernacken. Jede Woche empfing er drei große Postpakete. Er holte daraus für Feldwebel, Unteroffizier und Stubengefreiten einen Anteil heraus, der Rest war für Greenhuber allein. Keiner sonst kriegte einen Fetzen ab. Greenhuber und Freßsack waren ein und dasselbe Wort in der zweiten Kompanie.

Dieser Greenhuber stand jeden Morgen in aller Frühe auf, in der dicken Luft voller Ausdünstungen, Schweiß und Ledergeruch, und verschlang ein halbes Pfund Wurst oder Speck. Dann betete er einen Rosenkranz <sup>3</sup> und legte sich wieder hin bis zum Wecken.

Schneidig schmetterte der Hauptmann beim Morgenappell die heutigen Parolen hinaus. Die Sozialisten haben eine Revolution vor. Alarmbereitschaft. Keiner darf die Kaserne verlassen. Pro Mann zehn Patronen. «Und wenn euer Vater und eure Mutter darunter ist — sobald ich zum Angriff

befehle, müßt ihr blind gehorchen. Wo das Vaterland ruft, da gibt es kein Elternhaus.»

Der dicke Kompaniefeldwebel verkündete hinterher: «Und damit euch die Zeit nicht zu lang wird, kriegt jeder einen Krug Bier.» Greenhuber leckte sich die breiten Lippen.

Heute war ein gemütliches Gewehreinigen und Putzen. Der Hauptmann ging selber herum, schnauzte nicht, nein, er sprach freundlich mit dem einen: wo er her sei, wieviel sie zu Hause seien; mit dem andern: wer von den Geschwistern mal erben solle und wie groß der Hof sei. Den Bauernburschen schwoll der Kamm <sup>4</sup>.

Aber es gab welche, bei denen weder Leutseligkeit noch Freibier verfieng <sup>5</sup>. Sie wurmten den Alten. <sup>6</sup> Sie gaben vorsichtige, zurückhaltende Antworten und beteiligten sich nicht an der ausgelassenen Stimmung.

Die Gewehre standen geputzt und eingefettet, die Krüge waren leer. Hauptmann und Spieß waren verschwunden. Jetzt ging das richtige Allotria an <sup>7</sup>. Die Großbauern waren in der Mehrzahl. Sie hänselten Knechte und Arbeiter mit ihrer Maifeier:

«Schaut mal her, ihr Revolutionäre, habt ihr eine solche Feier. Ein Bier kriegen wir, Kalbfleisch kriegen wir, exerzieren brauchen wir nicht, und was haben eure Leute? Die ziehen mit einem roten Fetzen in den Straßen umher.» «Seid mal still, ihr Großmäuler <sup>8</sup>! Das kriegt ihr, daß ihr schön eingeseift werdet <sup>9</sup>, wenn der Alte kommandiert.»

«Ihr Neidhammel <sup>10</sup>, Giftschlangen, rote Slaviner, die nicht arbeiten und alles teilen wollen.»

«Arbeiten — das müssen wir schon, für einen Saulohn <sup>11</sup>. Teilen — das täten wir schon, nicht alles allein fressen, wie der Greenhuber da.»

Greenhuber saß breit und wuchtig am Tisch, mit stumpfem Blick, mit beiden Backen kauend. Aus der rechten Faust ragte das lange Dolchmesser, mit der linken umklammerte er ein saftiges Stück Schinken. Er schien nichts wahrzunehmen. Plötzlich reckte er den muskulösen Hals und stierte zum Fenster. Von dort kamen Gesang, Hochrufe: «Es lebe die Internationale!»

Greenhuber stand in voller Länge und schwang seinen Dolch mit Hirschhorngriff über den Tisch.

«Himmelsakrament, Kreuztürken <sup>12</sup>, wenn es nun schon losgehen täte, die Schießerei! Wenn ich so einen Revolutionär

vor mir hätte, ein Bajonett tät ich ihm in seinen Bauch hineinrennen und umdrehen!»

Kaum hatten die Stubenkameraden seine Worte erfaßt, als sie auch schon einen mächtigen Klatsch hörten. Greenhuber lag am Boden, so lang er war. Kochend vor Zorn kniete Nikodemus auf ihm und bearbeitete mit Boxhieben Greenhubers riesige Kinnladen. Das war das Signal zu einer allgemeinen Rauferei. Einige verschanzten sich zwischen den Bettgestellen. Die anderen gingen mit Schemeln und Messern vor.

Die Chargierten <sup>13</sup> hatten die Ruhe wiederhergestellt. Aber im Verlauf weniger Minuten war die Nachricht von der Hetz in der Kaserne herum. Alles diskutierte, nahm Partei, die Mannschaft war in zwei Lager gespalten. Der Offizier vom Dienst stolperte vor Aufregung über seinen Degen, Ordonanzen flitzten, der Wachhabende verriegelte das Tor.

«Das wird euch schon eingesalzen werden <sup>14</sup>, ihr Roten! Grad in dem Augenblick, wo die Kompanie alarmiert werden sollte gegen die Revolutionäre draußen, fängt es hier drin an! Eine Meuterei ist das, eine Verschwörung, dafür gibt es Festung!»

Der Feldwebel schloß die Tür ab. Nikodemus, der Schmied Hirzl und fünf Rekruten standen mit gefesselten Händen und warteten auf den Hauptmann.

«Hirzl, jetzt trittst du mir auf den Fuß, so fest du kannst.»

«Ich soll dich treten?»

«Das ist das einzige, was uns retten kann.»

Erst langsam begriff Hirzl. Dann holte er mit dem eisenbeschlagenen Absatz aus <sup>15</sup>. Nikodemus biß die Zähne auf die Lippen. Ein bayrischer Schmied kann treten wie ein Pferd.

Der Hauptmann saß mit seinen Leutnants an einem langen Tisch. Die Verhandlung begann. Mit wichtiger Miene stand der Feldwebel hinter ihm und schob ihm die Stammrolle hin. Gegenüber dem Fenster hockten die Zeugen, einige mit Verbänden. Der Hauptzeuge Greenhuber hatte einen weißen Turban um seinen Bauernschädel.

Von den Angeklagten wurde Nikodemus zuerst aufgerufen. Er hinkte heran.

«Sie haben die Rauferei angefangen.»

«Ich habe dem Greenhuber eine Ohrfeige hingehauen, Herr Hauptmann.»

«Na, das ist schon angefangen. Sie standen in einem politischen Gegensatz zu dem Zeugen Greenhuber?»

Nikodemus zuckte mit den Achseln. «Das kann ich gar nicht wissen, Herr Hauptmann.»

«Aber Sie haben gehört, was der Greenhuber sagte, und deshalb haben Sie ihm die Ohrfeige gegeben.»

«Nix hab ich gehört, Herr Hauptmann.»

«Was, Sie wollen behaupten, nicht gehört zu haben, was alle Zeugen übereinstimmend angeben? Warum haben Sie Ihren Kameraden denn angegriffen?»

«Er ist plötzlich aufgestanden wie ein Wilder und hat mich dabei auf den Fuß getreten.»

Nikodemus zeigte seinen Stiefel vor. Die Narbe eines großen Nagelschuhes war in das Oberleder eingekerbt.

«Und Sie wollen seine Worte nicht gehört haben?»

«Herr Hauptmann, schauen Sie sich dem Greenhuber seinen Hacken an. Wenn der Ihnen damit auftritt, dann verlieren Sie auch die Besinnung und hören nichts mehr.»

Allgemeines Gelächter.

«Drücken Sie sich nicht so subordinationswidrig aus. Sie bleiben bei der Behauptung, daß das der Grund war?»

Nikodemus bleibt dabei. Der Fuß wird vom Arzt untersucht. Keiner der Zeugen kann nachweisen, daß ein politisches Wort gefallen ist.

«Jeder der Angeklagten erhält 14 Tage Dunkelarrest. Weggetreten!»

Die Arbeiter Münchens haben ohne Zwischenfall demonstriert.

### Texterläuterungen

- <sup>1</sup> der Schwartenmagen — eine Sorte Wurst
- <sup>2</sup> der Freßbladen (*grob*) — der Mund, das Maul
- <sup>3</sup> einen Rosenkranz beten — Gebete hersagen
- <sup>4</sup> Den Bauernburschen schwoll der Kamm — die Bauernburschen fühlten sich wichtig; sie bildeten sich viel ein
- <sup>5</sup> weder Leutseligkeit noch Freibier verfieng — weder Freundlichkeit noch Bier half
- <sup>6</sup> Sie wurmten den Alten — sie ärgerten den Alten
- <sup>7</sup> Jetzt ging das richtige Allothria an — jetzt fing der Unfug erst recht an
- <sup>8</sup> ein Großmaul — ein Prahlschweiger; ein Mensch, der zu prahlen liebt
- <sup>9</sup> ihr werdet schön eingeseift — man wird euch schimpfen
- <sup>10</sup> ein Neidhammel — jemand, der immer neidisch ist
- <sup>11</sup> für einen Saulohn arbeiten — schlecht bezahlt werden
- <sup>12</sup> Himmelsakrament, Kreuztürken — Flüche
- <sup>13</sup> die Chargierten — Offiziere (*hier*: Unteroffiziere)
- <sup>14</sup> Das wird euch schon eingesalzen werden — ihr werdet schon etwas abbekommen; ihr werdet bestraft werden
- <sup>15</sup> Er holte mit dem Absatz aus — er trat mit dem Absatz stark auf

## Übungen

I. Beantworten Sie folgende Fragen:

1. Woran dachte Nikodemus Eisendreher am 1. Mai?
2. Was teilte der Hauptmann den Rekruten an diesem Morgen mit und wie war die Stimmung in der Kaserne?
3. Was spaltete die Mannschaft in zwei Lager?
4. Was tat Nikodemus, um sich zu rechtfertigen?

II. Erklären Sie folgende Wörter und Ausdrücke auf deutsch:

ein Freßsack; schneidig; die Alarmbereitschaft; blind gehorchen; jemanden anschnauzen; eine zurückhaltende (Antwort); eine ausgelassene Stimmung; jemanden hänseln; er schien nichts wahrzunehmen; Partei nehmen (für etwas; für jemanden); in einem politischen Gegensatz zu jemandem stehen; sich subordinationswidrig ausdrücken; bei der Behauptung bleiben; etwas nachweisen.

III. Übersetzen Sie ins Russische:

ein ungeheurer Gedanke; Schmatzen und Grunzen; er stierte zum Fenster hinaus; die Meuterei; die Verschwörung; in aller Frühe aufstehen; dicke Luft; Hochrufe; hocken; heranhinken; die Arbeiter haben ohne Zwischenfall demonstriert.

IV. Übersetzen Sie ins Deutsche:

1. Каждый день он вставал на рассвете и съедал полфунта колбасы или шпига. Потом ложился снова и спал до пробудки. 2. Солдаты получили по 10 патронов на человека. 3. Капитан дал приказ к наступлению. Солдаты не хотели слепо повиноваться. 4. Этот человек всегда давал осторожные, сдержанные ответы и не принимал участия в общем веселье. 5. Мимо промчался дежурный офицер. 6. Порядок был быстро восстановлен. 7. В течение нескольких минут весть облетела всю казарму. 8. Обвиняемые стояли со связанными руками. 9. Он наступил мне на ногу каблуком, подбитым железом. 10. От боли он закусил губу. 11. Свидетели и обвиняемые стояли у окна. 12. У главного свидетеля была белая повязка на голове. 13. Все свидетели единогласно утверждали, что обвиняемый начал драку. 14. Врач внимательно осмотрел ногу. 15. Рабочие могли без помех провести демонстрацию в Мюнхене.

V. Geben Sie anhand des Textes die Charakteristik der handelnden Personen:

- a) Nikodemus Eisendreher
- b) Greenhubers
- c) des Hauptmanns

VI. Beschreiben Sie die Rauferei in der Kaserne der zweiten Kompanie nach folgendem Plan:

1. Der Anlaß zur Schlägerei.
2. Zwei Lager in der Mannschaft.
3. Die Folgen der „Schlacht“.

VII. Erzählen Sie über das Verhör, ohne die direkte Rede zu gebrauchen.

VIII. Setzen Sie, wenn nötig, das Bestimmungswort ein:

... Hauptmann saß mit ... Leutnants an ... langen Tisch.  
... Verhandlung begann. Mit wichtiger Miene stand ... Feldwebel hinter ihm und schob ihm ... Stammrolle hin. Gegenüber ... Fenster hockten ... Zeugen, einige mit ... Verbänden. ... Hauptzeuge Greenhuber hatte ... weißen Turban um ... Bauernschädel. Von ... Angeklagten wurde Nikodemus zuerst aufgerufen. „Sie haben ... Rauferei angefangen“, sagte ... Hauptmann.

*Christoph Hamm*

## SZENEN GEGEN DEN ATOMKRIEG

Japan 1957. Eine Krankenschwester. Ein amerikanischer Arzt. Ein amerikanischer Offizier. Ein Fischer. Dessen Mädchen. — Auf der Bühne steht ein Krankenbett, in dem ein atomkranker Fischer liegt. Daneben ein Stuhl und ein Tischchen, an dem sich eine Krankenschwester zu schaffen macht.

Fischer: Setz dich her!

Schwester: Wir dürfen uns nicht mit Ihnen unterhalten. Wenn Sie sprechen, wird die Entzündung Ihrer Zunge schlimmer.

Fischer: Sie wird bald nicht mehr entzündet sein.

Schwester: Wieso?

Fischer: Weil ich sie nicht mehr haben werde.  
Man wird sie mir rausreißen, damit ich sonst am  
Leben bleib.

Schwester: Manchmal geht die Atomkrankheit  
auch zurück.

Fischer: Sie geht immer vorwärts. (*Die Schwester  
setzt sich zu ihm.*) Sie frißt und frißt: Wie ich wach  
werde, spür ich sie fressen.

Schwester: Wir tun doch alles.

Fischer: Das ist wenig. Warum laßt ihr mich so  
lange leben? Das ist verdächtig, daß ihr mich so  
lange leben laßt, wo ihr jeden mit Krebs unter  
Morphium in die Grube dämmern laßt.

(*Der Arzt und ein amerikanischer Offizier treten ein.*)

Fischer: Ich weiß, ihr wollt eure Studien machen  
an der lebenden Leiche.

Arzt: Schwester, wer hat dem Patienten erlaubt  
zu sprechen?

Schwester: Er tut es einfach.

Arzt (*zum Fischer*): Wenn Sie das lange machen,  
kriegten wir die Zunge überhaupt nicht in  
Ordnung.

Fischer: Ob ich rede, ob ich still bin, es ist eins.

Arzt: Sie sind übernervös. Sie müssen den Willen  
zur Genesung haben.

Fischer: Hättet ihr eure Bombe nicht über unseren  
Fischgründen explodieren lassen, brauchte ich  
keinen Willen zur Genesung. Ich werde nicht mehr  
gesund, also will ich nicht gesund werden. Laßt  
mich nicht langsam sterben, laßt mich schnell  
abfahren.

Offizier: Niemand bedauert die Vorfälle bei der  
Bikini<sup>1</sup>-Insel mehr als wir. Es war auch für uns  
eine Überraschung. Ich kann nur sagen, wir be-  
dauern es aufs tiefste.

Fischer: Ihr bedauert es, aber ich liege hier. Ihr  
bedauert es, aber eure Explosionen folgen einander  
in immer kürzeren Abständen. Ihr bedauert es,  
aber ihr beutet mein Unglück aus.

Arzt (*leise zum Offizier*): Das sind die psychischen  
Depressionen.

Offizier: Wie sehen Sie den weiteren Krank-  
heitsverlauf?

Arzt: Das typische Bild eines vermehrten Leukozytenzerfalls. In zwanzig Tagen werden wir wahrscheinlich die Zunge amputieren. In acht Monaten beide Beine, als nächstes dann den rechten Arm.

Offizier: Und der Ausgang?

Arzt: Exitus<sup>2</sup> selbstverständlich. Aber es kann lange dauern.

Offizier: Kommt der Patient mit der Außenwelt in Verbindung?

Arzt: Nur seine Braut besucht ihn öfter, sonst niemand.

Offizier: Das ist gut.

Arzt: Sein Leiden ist weiter nicht ansteckend.

Offizier: Aber das, was er spricht.

Arzt: Einheimische Ärzte haben versucht, den Patienten in eine japanische Klinik überzuführen. Ich bin interessiert, ihn hier zu behalten.

Offizier: Selbstverständlich.

Arzt (zum Fischer): Es hat sich herausgestellt, daß Ihr Leiden ansteckend ist. Wir müssen Sie deshalb separieren.

*(Der Arzt gibt ein Zeichen. Die Schwester geht hinaus und kommt mit zwei Krankenpflegern wieder, die ein Gitter in der Mitte der Bühne, zwischen Tür und Bett, aufstellen. Davor wird ein Stuhl gesetzt.)*

Fischer: Warum sperrt ihr mich ein?

Arzt: Eine hygienische Maßnahme.

Schwester: Seine Braut ist gekommen.

Arzt: Achten Sie darauf, daß nicht zuviel gesprochen wird.

*(Arzt und Offizier ab. Das Mädchen tritt ein. Sie will auf das Bett zugehen.)*

Schwester: Nur bis ans Gitter.

Fischer (zur Schwester): Geh hinaus!

Schwester: Der Doktor hat gesagt, ich soll hierbleiben, und Sie dürfen nur wenig sprechen.

Fischer (schreit): Geh hinaus! (Dann stiller.) Du bist wie die andern.

*(Die Schwester geht hinaus.)*

Mädchen (hinter dem Gitter): Vier Wochen hast du mich nicht sehen wollen. Die Zeit ist mir lang geworden.



Fischer: Bist du gekommen, mich zu belügen?

Mädchen: Es ist die Wahrheit.

Fischer: Du hast einen anderen Mann.

Mädchen: Ich habe dich

Fischer: Deine Haarpomade verpestet die Luft.

Mädchen: Ich geh mich waschen.

Fischer: Bleib!

Mädchen: Ich hab dir mitgebracht, was du gern  
ißt. (*Reicht eine Tasche durch das Gitter.*)

Fischer: Mir ist zuwider, was du zubereitet hast.

Mädchen: Du mochtest es sonst.

Fischer: Deine Hände sind schmutzig. (*Das Mädchen  
beschaut ihre Hände.*) Gib's zu. (*Das Mädchen  
schweigt.*) Gib's zu!

Mädchen: Sie sind schmutzig, da du es sagst.

Fischer: Du redest nach, was du nicht glaubst.

Mädchen: Ich will dich nicht ungeduldig machen.

Fischer: Du bist häßlich geworden.

Mädchen: Ich habe meinen Leib gebadet für dich,  
mein Gesicht gesalbt.

Fischer: Das hilft wenig, wenn deine Haut runz-  
lig ist. (*Das Mädchen weint lautlos.*) Du wirst  
alt. Weine nicht, rede! Schrei! Schrei doch, daß  
du nur aus Gewohnheit kommst, daß ich dir eine  
Last bin, daß du mich haßt mit meiner Krankheit  
und dem Eiter, und weil ich dich nicht lieben kann  
wie andere Männer lieben. Daß es dir weh tut, wenn  
du nicht ja sagen kannst bei andern. Sag's doch!

Mädchen (*wirft das Gitter um und geht zum Bett*):  
Ich sage es nicht.

Fischer: Du brauchst es nicht zu sagen, ich weiß,  
du denkst es.

Mädchen: Ich habe Angst vor jedem Tag, daß  
ich nicht schwach werde, aber es tut nichts, weil  
ich weiß, du hast mehr Schmerzen.

Fischer: Geh weg, ich kann dich nicht ansehen.

Mädchen: Du kannst mich küssen.

Fischer: Damit du den Tod davon hast. Und warum,  
wenn ich dich nicht lieb habe. Die Schwester, die  
ist besser, aber du bist häßlich.

Mädchen: Warum sagst du das?

Fischer: Ich will, daß du gehst.

Mädchen: Lüg nicht.

Fischer (*erschöpft*): Es ist, weil ich bald sterbe, und ich will nicht, daß ich noch an etwas hänge. Ich will Ruhe. Ich will, daß du dich trennst von mir und mich haßt, denn ich will nicht, daß jemand traurig ist deshalb, weil ich abfahre, denn es lohnt nicht.

Mädchen: Es lohnt. Wenn ich weinen werde um dich in der Fischküche, und sie werden fragen warum, werde ich sagen, daß du gestorben bist an der falschen Sonne von Bikini. Und sie werden begreifen, daß es schlecht ist, wenn ein junges Mädchen weinen muß deshalb, und sie werden zornig sein. Und das ist gut so. Jetzt sollst du mich küssen, damit ich etwas mitnehme von dir.

Fischer: Was hast du vom Kuß eines Toten?

Mädchen: Wie sehr du lebst!

\* \* \*

London 1958. Arbeiterwohnung. Ein Arbeiter. Seine Frau.  
— Der Arbeiter tritt ein. Setzt sich schwer.

Frau: Warum kommst du schon aus der Fabrik?

Arbeiter: Sie haben mich hinausgeworfen. Weil ich mit demonstriert habe.

Frau: Das war doch nur gegen die Atombombe.

Arbeiter: Nur?

Frau: Du hast keine Arbeit mehr. Wir haben kein Geld mehr.

Arbeiter: Ich werde auch nicht schnell neue Arbeit bekommen.

Frau: Ich billige deine Ansichten. Aber hättest du nicht besser getan, sie zu verbergen?

Arbeiter: Ansichten haben ist kein Beruhigungsmittel. Was hilft es, dagegen zu sein, ohne etwas dagegen zu tun?

Frau: Unser Sohn studiert. Sie werden ihm das Stipendium streichen.

Arbeiter: Er wird es um diesen Preis nicht weiter haben wollen.

Frau: Da kommt ein großer Zug die Straße herab.

Arbeiter: Heute demonstrieren die Studenten.

Frau: Da ist unser Sohn. Er trägt ein Transparent. Ich will ihn rufen, daß er zu uns heraufkommt.

**Arbeiter:** Er wird nicht antworten. Es ist ein Schweigemarsch.

**Frau:** Er setzt seine Zukunft aufs Spiel.

**Arbeiter:** Auf's Spiel würde er sie setzen, wenn er nicht mit demonstrierte. Sie haben kein Erbarmen, wenn es gilt, uns zu vernichten. Wir dürfen keine Furcht haben, wenn es gilt, unser Leben zu erhalten. Ich gehe auch mit.

**Frau:** Wenn du mitgehst, gehe ich auch. Aber wir setzen alles auf eine Karte.

**Arbeiter:** Es gibt nur die eine Karte.  
(*Sie gehen.*)

### **Texterläuterungen**

<sup>1</sup> **Bikini** — Insel im Stillen Ozean, zu amerikanischen Atom-, besonders Wasserstoffbombenversuchen benutzt, deren verheerende Wirkungen Massenproteste in aller Welt hervorriefen.

<sup>2</sup> **exitus** — Tod, Ende

### **Übungen**

I. Übersetzen Sie ins Russische:

sich an etwas zu schaffen machen; Studien machen; etwas aufs tiefste bedauern; an etwas hängen; sich von etwas trennen; das Stipendium streichen; seine Zukunft aufs Spiel setzen; Erbarmen haben.

II. Übersetzen Sie ins Deutsche:

все равно; неожиданность, сюрприз; через короткие промежутки времени; дальнейший ход болезни; типичная картина; исход (болезни); изолировать (больного); (мне) противно; не сто́ит; демонстрировать; любой ценой; поставить все на карту.

III. Drücken Sie mit anderen Worten aus:

die Krankheit geht zurück; in die Grube dämmern lassen; etwas in Ordnung kriegen; übernervös sein; den Willen zur Genesung haben; psychische Depression; das Leiden ist weiter nicht ansteckend; hygienische Maßnahmen; die Zeit ist mir lange geworden; den Tod von etwas haben; die Absicht billigen; ein Schweigemarsch; seine Zukunft aufs Spiel setzen.

IV. Finden Sie im Text Synonyme zu folgenden Wörtern und Ausdrücken:

riskieren; einverstanden sein mit etwas; etwas entziehen; es hat keinen Sinn; etwas verstecken.

V. In welchem Zusammenhang sind im Text folgende Wörter gebraucht?

Entzündung; rausreißen; abfahren; fressen; es ist verdächtig; es ist eins; der Wille zur Genesung; die Außenwelt; häßlich; die Ansicht; das Transparent; bedauern; einsperren; demonstrieren; der Zug; alles auf eine Karte setzen.

VI. Bilden Sie Sätze mit den Wörtern: **hängen, zurückgehen, streichen, abfahren**. Gebrauchen Sie dabei die Wörter in ihren verschiedenen Bedeutungen.

VII. Stellen Sie ein Gespräch zwischen dem Arzt und der Schwester zusammen.

VIII. Stellen Sie eine Erzählung über die Krankheit des Fischers vom Standpunkt eines Beobachters zusammen.

IX. Erzählen Sie über das Verhalten der Arbeiterfamilie zu dem Atomkrieg.

X. Setzen Sie statt der Punkte, wenn es nötig ist, das entsprechende Bestimmungswort:

Japan 1957. ... Krankenschwester. ... amerikanischer Arzt. ... amerikanischer Offizier. ... Fischer. Dessen Mädchen. Auf ... Bühne steht ... Krankenbett, in ... ... atomkranker Fischer liegt. Daneben ... Stuhl und ... Tischchen, an ... sich ... Krankenschwester zu schaffen macht.

... Arzt gibt ... Zeichen. ... Schwester geht hinaus und kommt mit zwei Krankenpflegern wieder, die ... Gitter in ... Mitte ... Bühne, zwischen ... Tür und ... Bett, aufstellen. Davor wird ... Stuhl gesetzt.

*Bodo Uhse*

## EIN MANN NAMENS ÜBERLING

Der Mann hieß Heinrich Überling, und die Geschichte, die hier von ihm erzählt wird, ist wahr. Das sei vorausgeschickt, gewissermaßen zur Entschuldigung, weil sie so übel ausgeht. Wir haben uns daran gewöhnt zu denken, daß die Wahrheiten traurig sind. Das ist aber nicht so. Gewiß fehlt es in unserer Zeit nicht an traurigen Erlebnissen, aber die Wahrheit hat

immer einen frohen Kern. Vielleicht findet ihn der Leser — trotz allem — auch in dieser Geschichte.

Der Mann also hieß Heinrich Überling, und er sah genau so aus, wie man sich einen Mann solchen Namens vorstellen mag. Er war dunkelblond. Meist hing ihm eine Haarsträhne ins Gesicht hinein, das recht unauffällig war, einen schönen Mund hatte und immer einen Zug von Nachdenklichkeit trug. Das mochte aber nur daher kommen, weil die Nase ein wenig schief im Gesicht stand. Um Heinrich Überlings Alter zu bestimmen, genügt es nicht, wenn wir sagen, daß er achtundzwanzig Jahre hatte, denn für einen Bauernsohn war er damit noch jung, als Arbeiter aber hatte er schon die Hälfte seines Lebens hinter sich.

Heinrich Überlings Vater besaß einen Bauernhof im Thüringischen. Der Sohn arbeitete — es war kurz vor dem zweiten Weltkriege — in einer der vielen Fabriken, die Schnellfeuergewehre herstellten.

Als Bauernsohn konnte er noch ruhig drei, vier Jahre warten, bis sich die Eltern entschließen würden, aufs Altenteil zu ziehen, dann konnte er ein Mädchen aus seinem Dorfe heiraten und den Hof übernehmen. Als Arbeiter hätte er schon längst seine eigene Familie mit ein paar Kindern haben sollen.

Das Mißliche war eben, daß er als Bauernsohn zur Arbeit gehen mußte.

Dabei war der Hof seiner Eltern nicht einmal gar so klein. Eigentlich gehörte Heinrich Überling einer Schicht an, deren wirtschaftliches Wohlergehen angeblich durch besondere Vorrechte gesichert worden war.

Behaupteten doch die Redner, die manchmal in braunen, betreten Uniformen aus der Stadt in die Dörfer kamen, nur um der Bauern willen sei der Umsturz vollzogen worden. Heinrich Überling glaubte diesen Worten nicht, denn er war von Natur aus mißtrauisch. Sein Vater aber, der Joseph Überling, hatte ein Leben voller Mühsal hinter sich und wollte auf sein Ende zu noch etwas hoffen. Darum lieb er diesen Verheißungen irdischen Wohlergehens gläubiger sein Ohr als den Predigten des Pfarrers vom ewigen Leben.

Und ließ sich zunächst nicht alles recht gut an? Joseph Überling saß auf seinem «Erbhof» und drehte seinen Gläubigern, die ihn durch Jahre hindurch mit Forderungen gequält hatten, eine lange Nase. Nun konnten sie ihm nicht mehr drohen, daß sie ihn mit dem weißen Stab vom Hofe treiben

würden. Sie mußten sogar noch zustimmen, als der Zins für ihre Darlehen heruntergesetzt wurde. Da triumphierte der Alte über das Mißtrauen des Sohnes, ging in die Wirtschaft und trank sein Glas Bier am Tisch der reichen Bauern.

Aber es blieb nicht lange so. Bald kamen neue Gesetze, die das Leben im Dorf gewaltig änderten. Bisher hatte Joseph Überling die Milch seiner Kühe, die Eier, die ihm die Hühner legten, und das Korn, das auf dem Felde reifte, nach seinem Gutdünken verkauft. Das hörte jetzt auf. Er hatte die Milch an die Molkerei abzuliefern. Dort schrieb man ihm einen schlechten Preis dafür gut. Die Magermilch wurde ihm zurückgegeben, und von dem gutgeschriebenen Preis wurde ein hübsches Sümmchen dafür abgezogen. Im übrigen durfte er lange warten, bis man ihm das Geld auszahlte. Dann kam die Eierabgabe, und schließlich nahm man ihm auch das Korn ab, und er mußte zufrieden sein mit dem, was man ihm dafür gab. Das war nicht viel. Manchmal auch war es gar nichts, nämlich wenn das Finanzamt einfach die Beiträge für Steuer rückstände beschlagnahmte. Oder man teilte ihm schlechten Kunstdünger zu, den er gar nicht haben wollen. Die Futtermittel wurden knapp und stiegen im Preis, so blieben die Schweine mager, und die Kühe gaben weniger Milch. Ach, alle Dinge gingen den Krebsgang.

Joseph Überling, der weiße Haare bekam in dieser Zeit und rasch verfiel, versuchte noch eine Hypothek auf seinen schuldenbeladenen Hof zu bekommen. Aber die Gläubiger schüttelten die Köpfe und sagten: «Mann, wie sollen wir das tun? Wir haben doch keine Sicherheit mehr für unser Geld.»

Der Alte war nicht mehr zufrieden. Wenn er an den müden Abenden die Zeitung las, seufzte er und meinte: «Wir sind eben getäuscht worden, wir Bauern. Für uns hat der Staat nichts übrig, er gibt ja alles den Arbeitern. Für die hat man Schiffe, mit denen sie in der Welt spazierenfahren, und man baut ihnen sogar Autos.»

Mit der Zeit wurde es so schlimm auf dem Hof, daß sie sich umschauen mußten, ob es nicht irgend etwas hinzuzuverdienen gäbe. Heinrich Überling, der Sohn, entschloß sich, in die Fabrik zu gehen. Es fiel ihm nicht leicht, denn er war an die Arbeit unter freiem Himmel gewöhnt. Er liebte das eigenbrötlerische Bauernhandwerk, bei dem man allein war und Zeit hatte, seinen Gedanken nachzuhängen. Aber es blieb nichts anderes zu tun übrig, denn der Hof verkam von Tag zu Tag. Der Alte war mit Heinrichs Entschluß sehr

einverstanden. Glaubte er doch, daß sie nun vom Wohlergehen der Arbeiter profitieren könnten.

Gegen seine eigenen Erwartungen wurde Heinrich Überling rasch ein guter Arbeiter. Nicht nur, daß er schnell lernte, mit den Maschinen umzugehen; er lernte es auch, mit den Menschen umzugehen und ein guter Kamerad zu sein. Aber, wie eifrig er auch war, die wunderbare Rettung, die sich der Alte von Heinrichs Entschluß erhofft hatte, blieb aus.

Gewiß verdiente Heinrich nicht schlecht. Die Summe, die oben auf der rechten Ecke der Lohntüte stand, war rund und fett und gefiel dem Auge. Was aber in der unteren Ecke davon übrigblieb, nachdem all die kleinen Abzüge gemacht worden waren, die der Staat und seine Institutionen verlangten, war sehr viel bescheidener und recht unansehnlich.

Da Heinrich nun des Morgens und des Abends mit der Bahn fahren mußte und da er sein Essen in der Stadt kaufte, brachte er nicht viel heim. Wenn man bedachte, daß auf der anderen Seite seine Arbeitskraft dem Hofe fehlte, schien es fraglich, ob die Mühe überhaupt lohne.

Alles in allem waren also die Dinge nicht besser geworden, und Heinrich war oft verdrossen, wenn er das Elend zu Hause sah und sein eigenes Elend, welches darin bestand, daß er die schwere Last des Arbeiters zu tragen hatte und gleichzeitig die Unselbständigkeit des Bauernsohnes erdulden mußte.

Er schrieb die Schuld den Zeiten zu und denen, die Herren der Zeit waren, den Braunen. Sie gaben den Bauern nicht, was sie ihnen versprochen hatten, und sie nahmen den Arbeitern, was ihnen zustand. Heinrich Überling bekam beides am eigenen Leibe zu spüren. Dies bedrückte ihn, doch war er ja gewohnt, daß es ihm schlecht erging, und er erwartete sich nicht viel. Was ihn aber erbitterte, war, daß er zu allem auch noch ein fröhliches Gesicht machen sollte. Frühlingsfeste gab es und Erntefeiern und alle möglichen Festlichkeiten, bei denen man von ihm verlangte, daß er aufmarschiere und paradiere und recht laut und kräftig singe.

Das war ihm zuviel, und er ließ es sich merken. Er maulte und schimpfte, und als ihm eines Tages in der Fabrik jemand wieder einmal eine Sammelbüchse unter die Nase hielt, da schüttelte er erst den Kopf und schlug dann die Büchse dem aufdringlichen Sammler aus der Hand. Der klaubte die Büchse vom Boden auf und machte sich davon. Die Arbeiter liefen zusammen, und einige von ihnen beglückwünschten Heinrich und sagten: «Das hast du gut gemacht.» Andere

schmunzelten und nickten ihm schweigend zu, viele aber machten bedenkliche Gesichter.

Als Heinrich Überling am nächsten Morgen mit seiner schiefen Nase vor dem Fabriktoore stand und wartete, daß es geöffnet werde, kamen zwei von der Polizei. Sie drehten Heinrich ganz einfach die Hände auf den Rücken und legten ihm Handschellen an. So führten sie ihn davon. Jene, die dabeistanden, wagten nicht, etwas zu sagen.

Später erzählten sie es den anderen, und die Geschichte ging von Mund zu Mund. Mit der Arbeit klappte es nicht recht an diesem Tage. Die Transmissionsriemen rutschten von den Scheiben, die Bohrer zersplitterten, und immer wieder lief einer zum andern, um sich ein Werkzeugteil auszuborgen, und fragte dabei: «Ja, was sagst du denn dazu, daß sie den Überling eingesperrt haben?»

Aber was sollte man dazu schon sagen? «Mit uns können sie's ja machen», antworteten die meisten resigniert, oder sie sagten gar: «Wir müssen uns halt alles gefallen lassen.»

Doch meinten sie es gar nicht so. Schließlich ließen sie die Arbeit völlig liegen und sprachen nur noch davon, was für ein guter Kamerad und Arbeiter der Heinrich Überling gewesen war. Sie ängstigten sich, wenn sie daran dachten, was ihm bei der Polizei oder wohin immer man ihn gebracht haben mochte, geschehen werde. Dann arbeiteten sie wieder eine Weile, aber sie taten es voller Unlust.

Da der Heinrich Überling auch am nächsten Tage fehlte, fingen sie gar nicht erst mit der Arbeit an. Wohl wußten sie, daß sie sich mit solchem Proteste auch selber in Gefahr bringen konnten. Aber jeder dachte: Ich bin ja nicht allein, die anderen sind auch dabei.

Als die Werkmeister und Aufseher merkten, daß es anders keine Ruhe geben werde, gingen sie zur Direktion und meinten, der Heinrich Überling sei unbestreitbar ein recht guter Arbeiter gewesen und daß ihm einmal die Galle übergelaufen sei, sei doch noch kein Verbrechen.

«Natürlich, natürlich», sagte der leitende Ingenieur, der den Überling kannte, «man muß etwas tun, daß er herauskommt.»

Und er rief auch gleich erst bei der Polizei und dann bei allen möglichen anderen Stellen an, bis er schließlich herausfand, wo der Überling saß, und dann sprach er mit den Leuten dort auf die verbindlichste Weise.



«Gewiß, das kann man verstehen», sagte er. «Geben Sie ihm nur eine Lektion, die hat er ja schließlich verdient, aber dann lassen Sie ihn gehen.»

Am dritten Tage wurde Heinrich Überling wirklich aus dem Lager entlassen. Er kam aber nur einen Augenblick in die Fabrik. Niemand sah auf, als er kam, und alle taten, als sei nichts geschehen, und als sei er eben nur einmal ein paar Tage fortgeblieben. Er grüßte nicht und sagte kein Wort, und er packte seine Sachen zusammen und ging gleich wieder hinaus. Da hoben die anderen doch ganz vorsichtig ihre Blicke, und sie sahen, daß sein Gesicht sich verändert hatte.

Nun war nicht nur seine Nase schief, auch sein Mund hing seltsam schräg im Gesicht und war gar nicht mehr schön. Seine Augen standen weit offen und blickten starr an allen vorbei. Eigentlich ging er wie ein Blinder, der seinen Weg nur aus Gewohnheit kennt und nichts sieht.

Was Heinrich Überling so verändert hatte, was ihm im Lager geschehen war, erfuhr niemand, denn er sprach mit niemandem darüber. Er erhängte sich auf dem Hofe seines Vaters noch am gleichen Abend. Er starb mit achtundzwanzig Jahren und war als Bauernsohn noch recht jung und hätte auch als Arbeiter die Hälfte seines Lebens noch zu leben gehabt.

Seine Leiche wurde von der Polizei beschlagnahmt. Die Leute im Dorf nämlich waren sehr aufgebracht über diesen Tod und nicht minder waren es die Arbeiter in der Fabrik. Die Behörden, die klug sind, dachten, daß es kein gutes Bild geben würde, wenn die Arbeiter der Fabrik und die Bauern des Dorfes den Heinrich Überling gemeinsam zu Grabe tragen würden.

## Übungen

I. Beantworten Sie folgende Fragen:

1. Wie sah Heinrich Überling aus?
2. Wie änderten neue Gesetze das Leben im Dorf?
3. Warum entschloß sich Heinrich Überling, in die Fabrik zu gehen?
4. An welche Arbeit war Heinrich gewöhnt?
5. Warum war der alte Überling mit Heinrichs Entschluß einverstanden?
6. Warum war Heinrichs recht großer Lohn doch keine Rettung für die Familie?
7. Warum fühlte er sich so elend?

8. Was erbitterte ihn am meisten?

9. Warum machten einige Arbeiter bedenkliche Gesichter, als Heinrich die Büchse aus der Hand des aufdringlichen Sammlers schlug?

10. Was geschah am nächsten Morgen vor dem Fabrikator?

11. Wie standen die Fabrikarbeiter mit Heinrich Überling?

12. Wie kam es, daß die Arbeiter, trotzdem es gefährlich war, doch protestierten?

13. Wie war Überlings Rückkehr in die Fabrik?

14. Warum wurde Überlings Leiche von der Polizei beschlagnahmt?

## II. Erklären Sie mit anderen Worten auf deutsch:

etwas vorausschicken; unauffällig; wirtschaftliches Wohlergehen; einen Umsturz vollziehen; ein Leben voller Mühsal (hinter sich haben); jemandem eine lange Nase drehen; nach seinem Gutdünken; die Magermilch; jemandem etwas zuteilen; alle Dinge gingen den Krebsgang; schuldenbeladener Hof; eigenbrötlerisch; verkommen; profitieren; unansehnlich; es scheint fraglich; alles in allem; etwas am eigenen Leibe spüren; das war ihm zuviel; maulen; aufdringlich sein; sich davonmachen; beglückwünschen; schmunzeln; ein bedenkliches Gesicht machen; sich in Gefahr bringen; einem läuft die Galle über; auf die verbindlichste Weise; jemandem eine Lektion geben; aufgebracht sein.

## III. Übersetzen Sie ins Russische:

1. Die Wahrheit hat einen frohen Kern. 2. Alles ließ sich zunächst recht gut an. 3. Den Krebsgang gehen. 4. Von Tag zu Tag mehr verkommen. 5. Er schrieb die Schuld den Zeiten zu. 6. Das war ihm zuviel, und er ließ es sich merken. 7. ... daß ihm einmal die Galle übergelaufen sei, sei doch noch kein Verbrechen.

## IV. Übersetzen Sie ins Deutsche:

обычное (ничем не примечательное) лицо; недоверчивый по натуре человек; угрожать кому-нибудь; новые законы значительно изменили жизнь; это прекратилось; удержать значительную сумму (денег); искусственные (химические) удобрения; это было ему нелегко; ничего другого не оставалось; удивительное спасение; в общем и целом; испытать на своей шкуре; работа не клеилась (не ладилась); работать с неохотой; подвергать себя опасности; беспспорно; что ты на это скажешь?

V. Teilen Sie den Text in 4—5 Abschnitte. Geben Sie jedem Abschnitt einen Titel.

VI. Ergänzen Sie folgende Sätze:

Die Geschichte geht ... aus. In unserer Zeit fehlt es an ... . Der Mann sah genau so aus, wie ... . Ein Zug von ... Die Fabrik stellt ... her. Er gehörte ... an. Besondere Vorrechte ... . Um ... willen. Er quälte ihn mit ... . Der Alte triumphierte über ... . Das Korn ... auf dem Felde. Die Milch an die Molkerei ... abziehen. Zufrieden sein mit ... . Ich muß mich umschauen, ob es ... Mit den Maschinen ... . Es scheint fraglich, ob ... . Sein Elend bestand darin, daß ... .

VII. Setzen Sie, wenn nötig, ein passendes Bestimmungswort ein:

a) Das war ihm zuviel. Er maulte und schimpfte, und als ihm ... Tages in ... Fabrik jemand wieder einmal ... Sammelbüchse unter ... Nase hielt, da schüttelte er erst ... Kopf und schlug dann ... Büchse ... aufdringlichen Sammler aus ... Hand.

b) Seine Leiche wurde von ... Polizei beschlagnahmt. ... Leute im Dorf nämlich waren sehr aufgebracht über ... Tod und nicht minder waren es ... Arbeiter in ... Fabrik. ... Behörden, die klug sind, dachten, daß es ... gutes Bild geben würde, wenn ... Arbeiter ... Fabrik und ... Bauern ... Dorfes ... Heinrich Überling gemeinsam zu Grabe tragen würden.

VIII. In welchem Zusammenhang werden im Text folgende Wörter gebraucht?

unauffällig

Nachdenklichkeit

Altenteil

Wohlergehen

mißtrauisch

mit dem weißen Stab

beschlagnahmen

schuldenbeladen

hinzuverdienen

verkommen

erhoffen

die Lohntüte

unansehnlich

verdrossen sein

Unselbständigkeit

aufdringlich

ausborgen

auf verbindlichste Weise

IX. Bilden Sie Sätze mit den Wörtern: **Schuld, treiben, umgehen, Stab**. Gebrauchen Sie dabei die Wörter in ihren verschiedenen Bedeutungen.

X. Setzen Sie passende Verben ein:

Auf dem Felde ... das Korn.

Er mußte die Milch an die Molkerei ... .

Man sollte das Geld ...  
Das Finanzamt ... die Beiträge für Steuerrückstände.  
Der Sohn ..., in die Fabrik zu gehen.  
Er lernte, mit den Maschinen ...  
Heinrich mußte die schwere Last des Arbeiters ... und die  
Unselbständigkeit des Bauernsohnes ...  
Er ... dem Sammler die Büchse aus der Hand.  
Die Arbeiter ... ihn und sagten: „Das hast du gut gemacht.“  
Die Hände auf den Rücken ... und Handschellen ...  
Die Arbeiter ... nicht, etwas zu sagen.  
Die Transmissionsriemen ... von den Scheiben, die Bohrer ....  
Ein Arbeiter lief zum andern, um sich ein Werkzeugteil ...  
Sie ... die Arbeit liegen.  
Sich selber in Gefahr ...  
Die Werkmeister ..., daß es keine Ruhe geben werde.  
Der leitende Ingenieur ... bei der Polizei an.  
Überling wurde aus dem Lager ...  
Seine Leiche wurde von der Polizei ...

*Jan Petersen*

## DIE FROSCHHAND

(gekürzt)

Professor Kurt Siebert..? Ich las die Zeitungsnotiz noch einmal. Professor Siebert aus Wien hatte auf dem Chirurgenkongreß das Korreferat gehalten? Ich kannte doch den Professor! Es war während des zweiten Weltkrieges...

Ich begegnete dem Professor in einem Internierungslager in Kanada, hinter fünffachem Stacheldraht. Bis zu dem Tag, da ein blutjunger kanadischer Militärarzt im Lager eine Reihenuntersuchung durchführte, hatte ich mich mit Professor Siebert nur gelegentlich unterhalten. Ein stiller Mensch wie er verlor sich in dem zusammengeballten Haufen Gefangener; die vier hohen Ecktürme des Lagers, mit Maschinengewehren bestückt, bewachten fünfzehnhundert Internierte. In diesem Lager, bei Montreal, war ich auch erst kurze Zeit. Die Kanadier rechneten mich zu den Unruhestiftern, und deshalb hatte ich in ihrem weiten Land schon einige andere durch Stacheldraht behütete Fleckchen Erde mit festtreten dürfen.

Eines Morgens mußten wir uns in einer großen Baracke einfinden und entkleiden. «In Einzelreihe antreten!» wurde dann befohlen. Da standen wir nun, splätternackt, und rückten langsam zur anderen Seite des Raumes vor. Dort erwartete uns ein pausbäckiges Milchgesicht in Offiziersuniform und Schildmütze. Breitbeinig saß der Offizier auf seinem Stuhl. Er hielt ein kurzes, dickes Stöckchen, das Zeichen seiner Offizierswürde, in der Hand und wiederholte automatisch, in kurzen, regelmäßigen Abständen: «Husten Sie mal... Husten Sie mal...»

Professor Siebert stand vor mir. Als ihn der Offizier mit seinem Stöckchen berührte, sah ich, wie es in der Halsschlagader des Professors klopfte. Als wir gingen, um uns anzuziehen, arbeitete es im Gesicht des Professors, doch seine Augen hatten einen merkwürdigen starren Ausdruck: als tappe er im Nebel und wisse nicht, wo er sei und was um ihn vorgehe. Vor unseren Gefangenenkleidern, die über niedrige Holzbänke verstreut lagen, blieb er regungslos stehen. Als ihn der Sergeant gleich darauf mit einem saftigen Soldatenfluch zur Eile antrieb, rührte er sich nicht. Er sah den Sergeanten stumm an. Sein Blick ging durch den Mann hindurch. Ich half dem Professor beim Ankleiden. Zuerst ließ er es willenlos geschehen, doch dann kam wieder Glanz in seine Augen, und er lächelte mir zu. «Du bringst ihn in seine Baracke», nahm ich mir vor.

Wir waren nur wenige Schritte über den kahlen, festgetretenen Lehm Boden des riesigen Lagerplatzes gegangen, den unsere Gefangenenbaracken kreisförmig einschlossen, als der Professor meinen Arm packte. Der große, wuchtig gebaute Mann, er mochte in der Mitte der Fünfziger sein, war sehr aufgeregt. «Ich muß mit Ihnen sprechen!» stieß er heraus. «Ich habe sonst niemand, mit dem ich darüber sprechen kann.»

Wir gingen auf den Gang zu, der sich zwischen dem langgestreckten Oval der Holzbaracken und der fünffachen Stacheldrahtumzäunung rings um das Lager zog. Die «Straße der Diskussionen» nannten wir diesen Gang. Tag für Tag umkreisten hier Internierte das weite Rondell des Lagers, erzählten sich «ihren Fall», schimpften auf dies und jenes im Lager oder «klärten» in hitzigen Auseinandersetzungen die Weltlage.

Wir hatten bald ein Stück des Weges hinter uns gebracht, doch der Professor ging schweigend neben mir her, den Blick auf die Berge gerichtet, auf die Berge dunstig blau in der Ferne. «Nur nicht das erste Wort sprechen», dachte ich. Ich

konnte mir denken, was während der sogenannten Reihenuntersuchung in dem Professor vorgegangen war. Ich wußte, er war ein berühmter Chirurg der Wiener Universitätsklinik. Doch warum schwieg er jetzt? Hatte ihn vorhin plötzlich der Lagerkoller <sup>1</sup> gepackt? Die Krankheit der meisten Gefangenen? Hatte er sich nun, hier draußen, wieder gefaßt? Schon möglich. Hier suchte ich oft selbst Ruhe und Konzentration, wenn ich über etwas nachdenken, wenn ich dem Lärmen der vielen Menschen in den Baracken entgehen wollte. Hob man den Blick über die Stacheldrahtzäune, so war nur der glasklare kanadische Himmel da, eine riesige, blaßblaue Kuppel. Die Weite des Landes verlor sich in ihr, und alles darin wurde zu Punkten: die Menschen und selbst die einzelnen hohen Pappeln, die vor dem Hintergrund der fernen Berge standen.

Der Professor unterbrach meine Gedanken. Er blieb ruckartig, wie auf Kommando, stehen. Sah mich an.

«Ich kann nicht mehr! Soli ich mich hier auch erniedrigen lassen!? Da muß man sich von so einem uniformierten Schnösel <sup>2</sup>... Wie auf dem Viehmarkt!» Der Professor atmete in kurzen Stößen. In seinen Augäpfeln waren rote Äderchen. «Wissen Sie, Menschen aus der ganzen Welt sind zu mir gekommen, um sich von mir operieren zu lassen! Auch Lords aus England. Und was ist nun aus mir geworden? Ach...!» Der Professor machte eine verlorene Handbewegung. Dann ging er mit großen Schritten weiter.

Jetzt war ich es, der schwieg. «Was kann ich ihm nur sagen?» grübelte ich. Wie gut verstand ich ihn. Und doch: Der Professor gehörte zu den Intellektuellen im Lager, die um sich eine Mauer errichtet hatten, eine Mauer aus den Gewohnheiten und Gedanken ihrer besseren Tage. Hinter dieser imaginären Mauer suchten sie vor allen Widerwärtigkeiten im Lager, ja vor den Geschehnissen in der Welt Schutz. Sie waren unablässig bemüht, sich von allem und allen abzugrenzen. Ihrer Meinung nach war dies der einzige Weg, eine Persönlichkeit zu bleiben. Vergebliches Bemühen! Gerade weil sie Einzelgänger waren, stießen sie sich bei den geringsten Anlässen innerlich wund. Wir fünfundzwanzig aktive Antifaschisten im Lager hatten auch hier gemeinsame Aufgaben, so grundverschieden wir waren: antifaschistische Seeleute, die die Engländer von ausländischen Schiffen geholt hatten, Spanienkämpfer, politische Emigranten. Doch ob Seeleute, Soldaten der Freiheit, Professoren, Schriftsteller oder Schlosser, uns alle einte ein großes Ziel. So war es immer gewesen, in der Heimat

und nun erst recht in der Fremde. «Was wälzt du Probleme!»<sup>3</sup> dachte ich. «Ein verzweifelter Mensch wartet auf ein gutes Wort!»

«Alle im Lager schätzen Sie, Herr Professor. Alle wissen doch, wer Sie sind!» begann ich. «Sie müssen das Treiben hier nicht so tragisch nehmen. Was hier geschieht, ist doch in unserem Leben nur eine Episode. Keine angenehme, das gebe ich zu.»

«Und die Schießerei vor zwei Tagen! Alles mögliche kann hier noch passieren!» ereiferte sich der Professor.

Ich antwortete nicht. Auch der Professor schwieg, lief verbissen neben mir her. Hier ging es rauh zu, das stimmte.

Es war am frühen Nachmittag gewesen, als wir plötzlich Schüsse hörten und zu den Barackenfenstern stürzten. Auf dem riesigen Platz zwischen unseren Baracken stand der Sergeant-Major, der Oberfeldwebel des Lagers, und schüttelte drohend die Faust zu einem der Wachtürme hinauf. Das war alles, was zu sehen war. Den Anlaß zu dieser Schießerei erfuhren wir bald. Der Wachposten auf diesem Turm hatte den Oberfeldwebel über den Lagerplatz gehen sehen und wollte die Gelegenheit nützen, dem Sergeant-Major einen Denkart zu geben, wollte ihm einige Schüsse durch die Schirmmütze jagen, wie er später aussagte. Der Sergeant-Major hatte ihm tags zuvor den Ausgang verweigert. Für den Soldaten war dies aber ein besonderer Ausgangstag gewesen. Er wollte sich mit seinem Mädchen treffen, das ihn nur alle paar Wochen besuchen konnte. Die Schirmmütze und auch der dazugehörige Sergeant-Major waren unversehrt geblieben. Der Schütze bekam für seinen mißglückten Racheakt vierzehn Tage Arrest.

«Es gibt für mich einen Weg, hier herauszukommen...», begann da der Professor wieder neben mir.

Seine Augen baten um Verstehen.

«Ich muß hier heraus, sonst gehe ich innerlich kaputt, ich fühle das.» Der Professor schwieg einige Atemzüge lang und fuhr dann schnell fort: «Ich melde mich für den Dienst in Malaya<sup>4</sup>! Dafür nehmen sie auch Internierte. Weil sie dort dringend Ärzte brauchen!»

«Sie wollen sich...? Herr Professor? Da müssen Sie sich doch auf Jahre hinaus verpflichten!»

Der Professor nickte mit dem Kopf. «Ja, natürlich. Auf fünf Jahre.»

«Das steht nicht fest. Sie werden doch vereidigt und unterstehen dann englischen Militärgesetzen. Wann Sie entlassen

werden, hängt dann nicht von Ihnen ab. Man kann Ihre Dienstzeit ohne weiteres verlängern, indem man erklärt, Sie seien unkömmlich. — Vergraben Sie sich nicht in Malaya, Herr Professor!»

Der Professor antwortete nicht.

«Und man würde Sie sicher zu irgendeinem gottverlassenen Dschungelposten<sup>5</sup> schicken. Wer geht da schon hin?» bedrängte ich ihn erneut. «Ob das Ihre Gesundheit aushält? Sie sind nicht mehr der Jüngste.»

Der Professor hob hilflos die Schultern. «Was bleibt mir anderes übrig?» Er setzte eindringlich hinzu: «Wissen Sie, was es heißt, wenn ein Chirurg jahrelang untätig ist? Was dann aus seinen Händen wird, die ein Skalpell führen sollen?»

«Der Krieg kann nicht ewig dauern, Herr Professor. Und er bringt das Ende der Nazimacht, das ist so sicher wie das Amen in der Kirche!» Ich griff nach dem Arm des Professors, zwang ihn stehenzubleiben. «Ihre Heimat, Österreich, wird Sie dann brauchen, nötiger als jemals zuvor. Sie müssen davon ganz fest überzeugt sein: Sie werden wieder am Operationstisch in der Wiener Universitätsklinik stehen! Werden Menschen durch Ihre ärztliche Kunst retten, werden anderen die Gesundheit zurückgeben, sie wieder zu lebensfrohen Menschen machen.»

Im Gesicht des Professors zuckte es. «Sie meinen es gut... Doch nach allem, was geschehen ist, kann man daran kaum noch glauben», antwortete er leise.

Viel Gram und Leid sprachen aus dem Professor. Ich suchte nach Worten.

«Doch, Herr Professor! Sie werden wieder in Wien sein. Glauben Sie mir!» beharrte ich.

Ich fühlte, wie aufgewühlt der Professor war. Jedes weitere Wort war jetzt zuviel. Auch er schien der Worte müde, denn lange war Schweigen zwischen uns. Als er in seine Baracke zurückging, nickte er mir lächelnd zu.

Tief in Gedanken setzte ich den Gang um das Lager fort. Die Nazis hatten Zehntausende ermordet. Und viele von denen, die ihr Leben zu retten vermochten, waren innerlich zerstört und zermahlen. Auch durch das, was nachher kam. Der Professor hatte geglaubt, in England ein neues Leben beginnen zu können. Doch seine ärztliche Approbation<sup>6</sup> galt dort nicht. Der weltbekannte Chirurg hätte neue Prüfungen ablegen müssen. In englischer Sprache. Der Krieg kam. Die Naziwehrmacht überrannte Frankreich. England bereitete



sich auf die Abwehr einer Invasion vor. Das Inselreich wurde von einer fieberhaften Erregung geschüttelt. In dieser Situation begannen einflußreiche reaktionäre Kreise, die jahrelang mit den Nazis sympathisiert hatten, eine «Haltet-den-Dieb»-Taktik. Ihre großen Zeitungen starteten eine Kampagne gegen die in England lebenden Flüchtlinge, verdächtigten sie, potentielle Nazispione zu sein. «Interniert sie alle!» schrien diese Zeitungen. Zehntausende Flüchtlinge wurden verhaftet, Tausende bei Nacht und Nebel nach Übersee verschleppt. Nach Kanada und sogar bis auf die andere Seite der Welt, nach Australien. So wurden wir Antifaschisten die ersten Kriegsgefangenen der Engländer. Sie hatten uns ja, mühe- und gefahrlos, in ihrem eigenen Land einbringen können. Und in Übersee wurden wir tatsächlich als Nazispione empfangen. Und dementsprechend behandelt. Wenn wir dagegen protestierten, hieß es, unsere Zivilkleidung bestätige den Verdacht nur. Viele der Internierten, die diese Zusammenhänge nicht begreifen konnten, standen dem erneut über sie hereingebrochenen Unglück fassungslos gegenüber, hatten jeden Glauben an Gerechtigkeit und Menschenwürde verloren. «Soll ich mich hier auch erniedrigen lassen!?» hatte der Professor ausgerufen. «Ich muß öfter mit ihm zusammen sein, ruhig und geduldig mit ihm sprechen», sagte ich mir.

Schon am nächsten Tag, mittags, richtete ich es so ein, daß wir bei der Essenausgabe zusammentrafen.

«Wie geht's, Herr Professor?»

Der Professor sah mich mit einem schnellen Blick an.

«Sie haben mich in meinem Entschluß wankend gemacht. Ja, das haben Sie erreicht», antwortete er, ohne jeden Übergang.

War das ein Vorwurf? Oder wollte er einem neuen Gespräch ausweichen? Er ließ mich jedenfalls stehen, ging schnell auf eine Gruppe Männer aus seiner Baracke zu und setzte sich zu ihnen. «Ich muß ihm Zeit lassen, seiner inneren Verwirrung Herr zu werden», dachte ich.

Zwei Tage vergingen. Ich lag auf meinem Feldbett und las, als ich hörte, wie jemand am Eingang der Baracke nach mir fragte. Es war der Professor. Jetzt kam er den Gang zwischen den doppelstöckigen Feldbetten entlang, blieb dann vor mir stehen.

«Kommen Sie bitte. Sofort!» bat er.

Während wir durch die Baracke gingen, musterte ich ihn verstohlen. Sein Gesicht war gerötet. Und er suchte mich

auf? Das hatte er noch nie getan. Etwas Ungewöhnliches mußte geschehen sein.

Wir waren kaum im Freien, als der Professor erregt begann: «Ich habe die Froschhand gesehen! — Hier im Lager!»

Ich sah ihn verständnislos an.

Er fuhr sich mit der Hand über die Stirn. «Ach so, ja...»

Er blieb einige Schritte lang stumm, als überlege er, wie und wo beginnen. Wir hatten inzwischen die «Straße der Diskussionen» erreicht. Wie gestautes Wasser, dem der Weg freigegeben wird, überstürzten sich jetzt die Worte des Professors.

«... in der Eßbaracke, heute mittag. Kaum sitz ich am Tisch, da ist mir, als trifft mich ein elektrischer Schlag. Ist das nicht...!? Ich starre zu dem jungen Burschen hinüber, an der anderen Tischseite, zwei Plätze weiter. Er ist mir völlig fremd. Aber ich erkenne die Hand wieder. Seine rechte Hand! Ja! Das ist die Froschhand! Ich kann nichts anderes denken, nichts tun, ich kann immer nur diese Hand beobachten. Wie sie das Messer hält, es führt, wie sie sich hin und her bewegt. So mühelos, so sicher, so völlig unbeschwert! Doch dann denke ich plötzlich: «Starre nicht so! Du fällst auf!» Der Professor unterbrach sich. Sah mich an. «Aber Sie können ja unmöglich verstehen, worüber ich rede. Entschuldigen Sie, bitte. — Sehen Sie, das war eine sehr riskante Operation. Der Junge hatte eine angeborene Mißbildung, eine sogenannte Froschhand. Je zwei seiner Finger waren zusammengewachsen. Man warnte mich. Jede Öffnung einer Sehnenscheide oder Gelenkkapsel bei der Operation konnte zu einer Infektion führen und damit zu einer Versteifung. Die Funktion der Hand als Greifhand wäre dann ganz und gar verlorengegangen und alles noch schlimmer geworden, als es schon war. — Es war meine Pflicht, dies der Mutter des Jungen klarzumachen. Ich selbst zögerte, die Operation vorzunehmen, und zog meine Entscheidung hinaus. Denn die Verantwortung war wirklich sehr groß. Doch die Mutter des Jungen ließ mir keine Ruhe. Sie kam immer wieder und bat mich, ihren Jungen zu operieren. «Gerade die rechte Hand, Herr Professor!» jammerte sie. «Der Junge wird seines Lebens nie froh werden!» — Ich operierte den Jungen. Und die Operation glückte! Schon nach einigen Wochen konnte der Junge alle Finger der Hand bewegen, zwar noch schwerfällig, aber er konnte sie bewegen. Er blieb noch kurze Zeit bei uns in Behandlung. Dann verlor ich ihn aus den Augen.»

Der Professor hielt mich fest. In seinen Augen war ein feuchter Glanz. «Und hier, im fernen kanadischen Internierungslager, nach so vielen Jahren, sehe ich diese Hand wieder! — Verstehen Sie, was mich bewegt?»

Ich nickte stumm.

Wir gingen lange schweigend nebeneinander her. Die Sonne stand schon tief, war eine riesige rubinrote Kugel geworden. Sie setzte den Himmel in Brand, überzog ihn mit einem flammenden, scharlachroten Schleier, so weit das Auge reichte. Die Berge am Horizont leuchteten. Die einzelnen hohen Pappeln im Vordergrund aber schienen aus dem fünffachen Stacheldrahtzaun zu wachsen.

Wie schön war diese Erde! Wie glücklich konnten Menschen sein, wenn sie nicht nur an sich dachten, sondern auch für das Wohl anderer lebten und arbeiteten!

Ich lenkte meine Gedanken zurück. «Sind Sie sicher, daß es dieser Junge ist, Herr Professor?»

«Ja, ja, ich habe mich inzwischen erkundigt, ganz vorsichtig. Es stimmt alles. Der Junge ist aus Wien! Neunzehn ist er jetzt, damals war er sechs Jahre alt. Als ich seinen Namen erfuhr, habe ich mich auch daran wieder erinnert. Es stimmt alles, ganz genau!»

«Und mit ihm selbst haben Sie nicht gesprochen?»

Der Professor fuhr herum. «Nein! Verstehen Sie doch, bitte. Der Junge muß ganz unbefangen sein, wenn ich ihn beobachte. Die Hand muß sich ganz frei bewegen. Ich will sie arbeiten sehen. Vor dreizehn Jahren operiert! — Bitte, erzählen Sie niemandem davon. Zu Ihnen konnte ich darüber sprechen. Ich bin so... so froh.»

Ja, in Professor Siebert wurde der frühere selbstbewußte Mensch wiedergeboren. Alles, was ihn bedrückte, was seine Seele in den Staub getreten hatte, versank jetzt um ihn.

In der Lagermitte, auf dem riesigen Platz zwischen den Gefangenenbaracken, trieben wir Sport, um unseren Körper nicht einrosten zu lassen. Dort sah ich zum erstenmal den Schützling des Professors. Es war ein großer, schlanker Bursche mit dichtem rotem Haarschopf und Sommersprossengesicht. Man spielte Ball. Unter den Zuschauern stehend, verfolgten wir in dem hin und her gehenden Spiel, unter den vor- und zurücklaufenden, ausweichenden, sich duckenden und wieder hochschnellenden Spielern nur einen: den Jungen mit dem roten Haarschopf.

«Sehen Sie nur! Wie seine Hand jetzt den Ball packt!» flüsterte mir der Professor zu. «Und nun — wie er wirft! Kräftig, gut gezielt, mit sicherem Schwung!» Das Gesicht des Professors strahlte.

Vieles im Lager bekam jetzt für den Professor ein anderes Gesicht.

Begeistert berichtete er mir: «Heute hatte ich mich zum Kartoffelschälen gemeldet. Zu der Gruppe, in der der Junge war. — Sie hätten ihn sehen sollen! Er war der Beste von allen. Und er merkte es gar nicht, es schien ihm selbstverständlich zu sein. Ganz dünne Schalen schälte er, rundherum, rundherum, in Kringeln!» Der Professor lachte laut auf: «Doch mich nehmen sie wohl nie wieder zum Kartoffelschälen an!»

Tags darauf saß ich mit dem Professor in der sogenannten Recreation-hut des Lagers, einer Baracke, die wir selbst errichtet hatten. Dort konnte man etwas ungestörter lesen oder schreiben, Schach und andere Brettspiele spielen. Der Professor hatte mich dahin dirigiert. Aus gutem Grund. Als wir kamen, nahm er neben dem dort sitzenden rotblonden, ahnungslosen Jungen Platz.

Der Junge schrieb an einem Brief, wie die meisten im Raum. Heute war Abliefertag für unsere Post. Immer wieder hob der Professor die Augen von seinem Buch und lächelte mich glücklich an. «Wie er den Halter umfaßt! Und was für eine schöne, klare Schrift er schreibt!» schien sein stummer, beredter Blick zu sagen.

Als wir gingen, war der Professor sehr bewegt. «Was immer hier noch geschieht, es wird mich nicht mehr treffen», begann er endlich. «Vergraben Sie sich nicht in Malaya!» haben Sie mir mal gesagt.» Er atmete tief und befreit aus. «Nein, nein, daran denke ich nicht mehr. Ich bin jetzt wieder ich selbst. — Und nun werde ich auch mit dem Jungen sprechen. Heute noch!»

### *Texterläuterungen*

- <sup>1</sup> Lagerkoller — Wahnsinn, durch das Leben in Haft verursacht
- <sup>2</sup> der Schnösel — dummfrecher junger Mensch
- <sup>3</sup> Probleme wälzen — über Probleme nachdenken, diskutieren
- <sup>4</sup> Malaya — Staatenbund im Süden der Halbinsel Malakka
- <sup>5</sup> ein gottverlassener Dschungelposten — ein sehr entfernter, einsamer Ort im Dschungel
- <sup>6</sup> ärztliche Approbation — Erlaubnis für Ärzte ihren Beruf auszuüben

## Übungen

I. Beantworten Sie folgende Fragen:

1. Welche Erinnerungen erweckte in Jan Petersen die Zeitungsnotiz über das Korreferat auf dem Chirurgenkongreß in Wien?

2. Wie stellte sich Petersen zu dem Wunsch des Professors, sich für den Dienst in Malaya zu melden?

3. Was erzählte der Professor nach zwei Tagen?

4. Was machte den Professor wieder zu dem früheren selbstbewußten Menschen?

II. Beschreiben Sie das Leben in dem Internierungslager. Verwenden Sie dabei folgende Wörter und Ausdrücke:

fünffacher Stacheldraht; Umzäunung; hohe Ecktürme; riesiger Lagerplatz; mit Maschinengewehren bestückt; Baracken; Lehm-boden; Wachturm; Wachposten; Ausgangstag; Ausgang haben (verweigern); Essenausgabe; die Eßbaracke; Reihenuntersuchung.

III. Beschreiben Sie die Episode mit der Schießerei.

IV. Erzählen Sie, wie es geschehen war, daß die Flüchtlinge aus Deutschland in England zu Kriegsgefangenen wurden.

V. Was können Sie von der Operation der Froschhand erzählen?

VI. Geben Sie eine Charakteristik des Professors.

VII. Erklären Sie auf deutsch die Bedeutung folgender Wörter und Ausdrücke:

der Unruhestifter; in Einzelreihen antreten; die Schildmütze; die Offizierswürde; im Nebel tappen; die Auseinandersetzung; die Weltlage „klären“; ein Stück des Weges hinter sich bringen; er blieb ruckartig stehen; sich wund stoßen an etwas; den Ausgang verweigern; unabhkömmlich sein; bei Nacht und Nebel nach Übersee verschleppen; (seiner Verwirrung) Herr werden; etwas verstohlen mustern; zögern, die Operation vorzunehmen; in Behandlung bleiben.

VIII. Übersetzen Sie ins Russische:

Reihenuntersuchung durchführen; splitternackt; pausbäckig; Milch-gesicht; breitbeinig; in kurzen Abständen; er ließ es willenlos geschehen; ich konnte mir denken; sich fassen; die Widerwärtigkeit; etwas tragisch nehmen; etwas zugeben; jemandem einen Denkkettel geben; ich melde mich für den Dienst in Malaya; etwas dringend brauchen; sich verpflichten; auf Jahre hinaus;

dem Militärgesetz unterstehen; es zuckte in seinem Gesicht; es gut meinen mit jemandem; jemanden in seinem Entschluß wankend machen; die Entscheidung hinauszuziehen.

IX. Übersetzen Sie ins Deutsche:

делать содоклад; колючая проволока; быть около 55 лет от роду; по команде; происшествие; искать защиты; неустанно стараться; ценить кого-нибудь; сторожевая башня; выходной день, увольнение; быть твердо в чем-то уверенным; вторжение; подтвердить подозрение; выдача (питания); бросаться в глаза; рискованная операция; ответственность; писать хорошим почерком; многозначительный взгляд.

X. Suchen Sie im Text Wörter und Ausdrücke, die den folgenden gleichbedeutend sind:

auskleiden	gestern
vorwärts gehen	zerbrechen
rund von allen Seiten	starten
umgeben	einem Gespräch aus dem
ergreifen	Wege gehen
rund herum um etwas	über die Stirn streichen
neblig	(mit der Hand)
nachdenken	ungeschickt
ganz anders	unentschiedenes Spiel

XI. Bilden Sie Sätze mit den Wörtern: **rechnen, der Fall, der Ausgang, treiben, fassen**. Gebrauchen Sie dabei die Wörter in ihren verschiedenen Bedeutungen.

XII. In welchem Zusammenhang werden folgende Wörter und Ausdrücke im Text gebraucht:

gelegentlich	verstreut
klopfen	packen
Kuppel	gestautes Wasser
erniedrigen	starren
Einzelgänger	Infektion
aussagen	Versteifung
treffen	Schützling
aufgewühlt	sich ducken
Naziwehrmacht	Haarschopf
reaktionäre Kreise	sich vergraben

XIII. Was können Sie von den folgenden im Text vorkommenden Wörtern sagen:

blutjung	scharlachrot
glasklar	splinternackt
blaßblau	pausbäckig
grundverschieden	Milchgesicht

XIV. Setzen Sie, wo nötig, das Bestimmungswort ein:

Tags darauf saß ich mit ... Professor in ... sogenannten Recreation-hut des Lagers, ... Baracke, die wir selbst errichtet hatten. Dort konnte man ungestört lesen oder schreiben, ... Schach und ... Brettspiele spielen. ... Professor hatte mich dahin dirigiert. Aus ... gutem Grund. Als wir kamen, nahm er neben ... dort sitzenden rotblonden, ahnungslosen Jungen Platz.

... Junge schrieb ... Brief, wie ... meisten in ... Raum. Heute war ... Ablieferungstag für ... Post. Immer wieder hob ... Professor ... Augen von ... Buch. „Wie er ... Halter umfaßt! Und was für ... schöne, klare Schrift er schreibt!“ schien ... stummer, beredter Blick zu sagen.

XV. Setzen Sie die fehlenden Präpositionen ein:

Wir hatten bald ein Stück des Weges ... uns gebracht, doch der Professor ging schweigend ... mir her, den Blick ... die Berge gerichtet, ... die Berge dunstig blau ... der Ferne. Ich konnte mir denken, was ... der Reihenuntersuchung ... dem Professor vorgegangen war.

In der Lagermitte, ... dem riesigen Platz ... den Gefangenenbaracken, trieben wir Sport, um unseren Körper nicht einrostet zu lassen. Dort sah ich ... erstmal den Schützling des Professors. Es war ein großer, schlanker Bursche ... dichtem rotem Haarschopf und Sommersprossengesicht. Man spielte Ball. ... den Zuschauern stehend, verfolgten wir ... dem hin und her gehenden Spiel, ... den Spielern nur einen: den Jungen ... dem roten Haarschopf.

*Judith Brandt*

### MARCUS LAVENDEL

Marcus Lavendel stand vor dem Schaufenster seines Geschäftes in einer der verkehrsreichen Straßen von Frankfurt am Main und betrachtete die Auslagen. Er war sich über

die Vorteile eines geschmackvoll dekorierten Warensortiments durchaus im klaren. Selbst in schlechten Zeiten hatte er die Ausgabe für den Dekorateur nicht gescheut. Nun hatte er plötzlich von diesem seinem Prinzip als Geschäftsmann Abstand genommen. Als es ihm zum Bewußtsein kam, war er fast ein wenig erschrocken über seine Gleichgültigkeit. Er versuchte zu ergründen, warum er nun, nach langen Jahren, von einer Gewohnheit ließ, die er als nützlich erkannt hatte. Aber er wußte es nicht.

Übrigens hatte sich die Verkäuferin als recht geschickt erwiesen. Die großen, teuren Ledertaschen standen im Hintergrund des Fensters. Vornehm, zurückhaltend. Die Preisschildchen, an sich schon von geringerem Format, als den darauf befindlichen Zahlen eigentlich zukam, waren teils wie zufällig umgedreht oder durch eine andere Tasche verdeckt. Vorn, in der Mitte des Schaufensters, lagen die vielgekauften kleinen Boxintaschen. Direkt neben der Tür aber befand sich auf rotem Samt nur ein einzelnes Stück. Auf dem Schild stand: «Unser Schlager! Auf Seide gefüttert mit Spiegel und passendem Portemonnaie DM 3,95». Die Kundschaft mußte ja, fasziniert von diesem Preis, das Geschäft betreten!

Trotz dieser Spekulation auf die Psyche der Käufer war der Laden leer. Herr Lavendel durchquerte den Verkaufsraum und betrat die Ladenstube. Dieses Gelaß von zwei Meter Breite und vier Meter Länge wurde durch ein nach dem Hofe gehendes, vergittertes Fenster spärlich erhellt. Es enthielt außer einem alten Schreibsekretär und dem dazugehörigen Sessel, der mehr einem ausgetretenen Schuh glich, so sehr war er dem Besitzer in der Form entgegengekommen, kein Mobiliar. Eine verstaubte Lampe mit grünem Schirm und der Spirituskocher, der täglich zur gleichen Zeit die mitgebrachte Suppe der Verkäuferin wärmte, vervollständigten die Einrichtung.

Sonderbarerweise fühlte sich Lavendel hier mehr zu Hause als in seinem eleganten Privatkontor im Betrieb. In diese abgeschiedene Stille drang kaum ein Geräusch. Halb dunkel, ein wenig muffig, umfing ihn das fleckige Gemäuer.

Er hatte das Jackett abgelegt und saß vor dem mit Notizen vollgestopften Sekretär. Doch heute bedeckte er keines der weißen Blätter mit seiner exakten kleinen Schrift, auch rechnete er nicht, was selten geschah. Er hatte den Kopf in die linke Hand gestützt und überließ sich den Gedanken, die immer wiederkehrten. Bis in den Schlaf hinein. Was sollte er tun?



Er, der sonst jede Entscheidung seines Lebens mit Sicherheit getroffen, fühlte sich ratlos. Was hatte ihn so verändert? Waren die Berichte daran schuld, die Berichte über die Rückkehr faschistischer Offiziere? Manche von ihnen hatten noch die alten Uniformen an. Sie liebten Symbole — er hätte sie auch so erkannt. Und dann waren sie empfangen worden von Geistlichkeit und Regierung ... Die Zeitung steckte noch zusammengefoldet in seiner Tasche. Aber war es das? War er überrascht? Er hätte es doch wissen können, lange schon. Er hatte es gewußt. Er hatte sie getroffen, da und dort, noch hielten sie sich zurück, aber sie waren da. Er hatte sich fast damit abgefunden. Was sollte er auch tun? Zum zweiten Mal das Land verlassen, in dem er geboren war? Dennoch erschreckte ihn die schamlose Offenheit, mit der man sich offiziell zu den Faschisten bekannte. Er, der 1935 unter Verlust eines großen Teiles seines Vermögens, mit Frau und Kind in die Schweiz emigriert war, und so aus nächster Nähe die Entwicklung in Deutschland hatte verfolgen können, hatte damals trauernd und entsetzt seine schlimmsten Erwartungen übertroffen gesehen. Lea, seine Frau, litt unsäglich bei dem Gedanken an ihre Familie. Marcus war es endlich gelungen, seinen Schwager bei einem Geschäftsfreund in Frankreich unterzubringen, die Eltern seiner Frau fielen der Gestapo in die Hände.

Man lebte in der Schweiz nicht unter schlechten Bedingungen. Nach einigen Jahren war Lavendel auch hier ein angesehener Geschäftsmann. Er fuhr im eigenen Wagen, betrieb seinen Handel mit der Umsicht und Tatkraft, die ihm eigen war, und erntete im Herbst die Äpfel im Garten seines Hauses. Seine Frau hatte ein Leberleiden, er ließ sie von den bekanntesten Spezialisten behandeln; der Junge gedieh prächtig. Marcus war zufrieden. Es ging ihm gut; er hatte es nicht anders erwartet. Er baute auf seine Kraft, seinen schnellen Verstand. Er war nicht fromm, doch hielt er, gleichsam mit einem freundlichen Lächeln, an den alten Bräuchen fest. Er las viel und freute sich, bei seinem Knaben die gleichen Interessen zu finden. So lasen sie oft gemeinsam; und obschon der Inhalt manchen Buches für den kindlichen Geist Stefans noch zu schwer war, begriff er doch vieles, und es machte den Vater stolz auf den Sohn, der sich so sichtlich mühte, denken zu lernen, um ein Mensch zu werden. Es waren, trotz allem, gute Jahre.

Mit verschlossenen Augen und Ohren hätte Marcus sich glücklich nennen können, doch er sah und hörte.

Anfangs wartete er nur auf den Tag, da Hitler geschlagen sein würde. Je näher aber dieser Tag rückte, um so mehr wurde er ihm zum Tage der Heimkehr. Er schloß keine langfristigen Verträge mehr ab, er begann sein Geld aus den Investitionen <sup>1</sup> zu ziehen. Er rüstete sich für die Heimat besser, als er es vor zehn Jahren für die Fremde hatte tun können. Er gedachte mit Rührung der Straßen und Plätze seiner Vaterstadt Frankfurt und malte sich in Gedanken das Wiedersehen aus. Bald sah er alles so, wie er es verlassen, bald als Stätte der Trümmer und des Grauens. Endlich wollte er es Lea sagen. Ihre Gesundheit war in letzter Zeit sehr schlecht, und er hatte sie nicht aufregen wollen. An einem Sonntagabend begann er vorsichtig: «Ich möchte wieder nach Hause». Sie überhörte die Frage in seinem Ton und erwiderte ruhig: «Ich weiß!» Marcus war enttäuscht. Er begann zu erklären: «Wir alle wollen gehen, wir werden nicht arm sein. Wir werden unser altes Haus wieder aufbauen!» Die Frau hob abwehrend die Hand. «Ich bleibe hier», sagte sie erregt. «Was soll ich in einem Land der Trümmer und der Toten? Ich würde nicht einmal das Grab meiner Eltern finden! Und was erwartest du von Deutschland? — Unsere Nachbarn werden die Mörder von gestern sein, und sie werden bedauern, daß sie uns entkommen ließen.»

Marcus erinnerte sich jeder Einzelheit. Lea hatte in dem Licht des Abends eigenartig fahl ausgesehen. Der Elfenbeinton ihrer Haut war einem ungesunden Gelb gewichen. Die schweren Lider über ihren, jetzt tiefschwarz erscheinenden Augen waren umschattet. Er fand Übertreibung in ihren Worten. Es ist ihre Krankheit, hatte er damals gedacht. Heute wußte er, daß es mehr gewesen war.

Er hatte mit Verwüstung gerechnet, er hatte sie vorgefunden. Ja, das Erhaltene machte ihm die Zerstörung nur noch mehr bewußt. Er baute auf den Trümmern ein neues Haus. Lea war in einem Sanatorium in der Schweiz, er hoffte, daß sie nachkäme, sobald es ihre Gesundheit erlaubte. Er schrieb ihr ausführliche Berichte über Land und Leute, so wie vielleicht Kolumbus sie geschrieben hätte, oder Sindbad der Seefahrer. «Wir haben Kannibalen erwartet und fanden einen Stamm, der sich nun, da sein Häuptling ihn verlassen hat, der Ekstase schämt, in die jener ihn versetzte... Von den Leuten, die wir früher beschäftigt haben, wollen alle, die ich darum fragte, wieder bei uns arbeiten. Jeder hier, außer den früheren Bonzen <sup>2</sup> natürlich, atmet auf, daß sich die

Zeiten endlich wieder normalisieren. Du hast Dir also diesmal zuviel Sorgen gemacht...»

Marcus erhielt auch wirklich in dieser Zeit von deutschen und amerikanischen Dienststellen manche Hilfe und viele Versprechungen für die Zukunft. Als erster stellte er aus irgendeinem steifen Werkstoff Taschen her, sie waren häßlich und teuer und fanden reißenden Absatz.

Dann war Lea gestorben. Das geschwächte Herz hatte den Dienst versagt. Plötzlich, sagte Marcus, unerwartet. In Wirklichkeit hatte sie sich langsam, fast unmerklich immer mehr vom Leben entfernt, bis sie ganz in der Stille zu Hause war. Der Lebenswille hatte ihr gefehlt, der Arzt wußte es, aber er schwieg. Marcus hätte es leicht als Vorwurf auffassen können. So brachte er von dieser Reise nur den Sohn mit in das neue Haus.

Er fand ihn verändert. Vielleicht glaubte er, hinter der Verschlossenheit des Knaben Abwehr zu spüren. Abwehr gegen das Land, das er als Kind verlassen mußte und das ihm deshalb fremd geblieben war, Abwehr gegen das Haus, dem die Mutter fehlte, und nicht zuletzt Abwehr gegen ihn, den Vater.

Marcus kränkte sich über den Sohn. Selbst das, was ihn früher mit Stolz erfüllt hatte, daß sich Stefan über alles eigene Gedanken machte, wurde ihm nun zum Verdruß. Die Zeit verging ihm nicht schnell genug, bis Stefan das Abitur<sup>3</sup> hinter sich gebracht hatte und er ihn in der Fabrik und damit mehr unter seinem Einfluß wußte. Doch den Jungen drängte es durchaus nicht, im Betrieb seines Vaters zu arbeiten. So schlossen sie einen Kompromiß: Stefan ließ sich, für einige Semester, wie Marcus vorsichtig formulierte, an der juristischen Fakultät in Bonn immatrikulieren<sup>4</sup>. Der Wunsch des Sohnes war es gewesen, Philosophie zu studieren, er war aber damit bei seinem Vater auf heftige Ablehnung gestoßen. Was hätte ein Fabrikant auch mit wissenschaftlichen Auseinandersetzungen über Schopenhauer, Hegel oder Feuerbach anfangen sollen? Juristische Kenntnisse indessen waren einem Geschäftsmann immer von Vorteil.

Lavendel war der Wissenschaft und den Künsten nicht etwa abhold. Er besaß eine schöne und reichhaltige Bibliothek und war stets bestrebt, die Einrichtung seines Hauses um gute Bilder und wertvolle Kunstgegenstände zu bereichern. Marcus war ein Mann, der, wenn er am Tage genug verdiente, gern des Abends seinen Geist an schönen Dingen erfreute. Bisher hatte er sich dieses Vergnügen auf recht einfache Art zu verschaffen

gewußt. Mit einem Buche und einem Glas guten Weines, oder auch beim Betrachten einiger neuer Blätter, die er für seine Graphiksammlung gekauft hatte. Seit der Sohn ihn jedoch verlassen hatte, wollte ihm das nicht mehr genügen. Er ertappte sich dabei, daß er über die Zeilen hinlas, ohne ihren Sinn zu begreifen. Er hätte sich in solchen Stunden gern mit einem Menschen unterhalten, der ihm nahestand.

Bei Bekannten lernte er eine junge Dame kennen. Sie war sehr zart, sehr blond und hätte, der geringen Zahl ihrer Jahre nach, Marcus Tochter sein können. Er ließ sich ihr vorstellen, sie hieß Cornelia. Er versuchte, mit ihr ins Gespräch zu kommen, es war nicht leicht. Sie zeigte in allem das Benehmen eines etwas schüchternen jungen Mädchens aus bürgerlichen Kreisen. Schließlich sprachen sie über Musik. Sie wurde etwas lebhafter, und Marcus erfuhr, daß sie Gesang studiert hatte und an der hiesigen Bühne als Choristin oder Chorsolistin, wie sie sagte, verpflichtet sei.

«Vorige Woche sollte ich eigentlich meine erste Solopartie singen, das «Blondchen» in der «Entführung», gestand sie ihm, «aber man hat es vereitelt. Diese Intrigen am Theater!»

Im Laufe des Abends, an dem etwas Hausmusik getrieben wurde, sang Cornelia einige Lieder von Schubert. Ihre Stimme war nicht sehr umfangreich, doch kamen die Töne klar, und, wie es Marcus schien, mit viel Empfindung. — Sie liebt die Musik, dachte er, mein Gott, wo nimmt sie das her? Dieser Schmerz ist doch echt, das kann sie doch nicht — sie ist doch noch so jung.

Sie stand neben dem Flügel, schmal und in leidvoller Haltung. Marcus begriff, daß ein so junges und sensibles Wesen sich in Künstlerkreisen, von denen er zwar nur eine verschwommene, aber recht abenteuerliche Vorstellung besaß, nicht allein durchsetzen konnte. — Korruption, wie überall, dachte er, dazu braucht man Beziehungen, Erfahrung, einen Manager<sup>5</sup>. Er erinnerte sich, sie in «Wildschütz» gesehen zu haben. Sie hatte das reizende Landmädchen zu verkörpern gehabt, dem Kammersänger Schönboom, der Graf, so zärtlich unters Kinn gegriffen hatte. Der Gedanke war ihm unangenehm.

Beim Abschied sprach er die Hoffnung aus, ihre Bekanntschaft könnte von längerer Dauer sein. «Ich interessiere mich für Sie», sagte er, «als Künstlerin natürlich — vielleicht kann ich ihnen nützen, ich kenne verschiedene Leute hier, die Einfluß haben auf alles mögliche.»

Sie sahen sich in unregelmäßigen Abständen. Manchmal vergingen Wochen, ehe sie sich trafen. Sie erzählte von anstrengender Probenarbeit, übernervös, mit flatternden Händen. Sie blieb nie lange, ein bißchen enttäuscht sah er sie gehen. Er fühlte jedesmal eine sonderbare Leere in sich, wenn sie ihn verließ.

Langsam wurde sie mitteilbarer, weicher. Sie sprach zwar, wie immer, von sich, aber anders, suchend, erinnernd. So entstand vor ihm ihre Kindheit. Die Schule. Das Elternhaus. Der Vater, ein kleiner Gerichtsbeamter, fiel im Kriege. Die Mutter, bescheiden, nichtssagend, lebte seitdem von ihrer Witwenrente. Sie konnte die Tochter kaum unterstützen, trotzdem studierte Cornelia Gesang, wie es ihr Wunsch und der ihres Vaters gewesen war. Es war nicht leicht. Sie mußte sich vieles versagen, bis sie endlich als Choristin auf der Bühne stand.

Marcus saß zurückgelehnt und hörte ihr zu. Ihr Vertrauen rührte ihn, und er dachte wieder: Wie jung sie ist! Als sie endete, sah sie ihn an, als wollte sie sagen: Bis dahin, aber wie soll es nun weitergehen? Vielleicht hätte er die Antwort gefunden, aber er schwieg. Plötzlich waren seine Gedanken bei Stefan, und er begann, ohne Übergang, von dem Sohn zu sprechen.

Er blickte auf und sah sie in dem großen Sessel sitzen. Nur der Tisch stand zwischen ihnen, und doch saß sie da, allein wie in einer Wüste. Die schmalen Schultern hochgezogen, klein und verloren. Da schwieg er betroffen und spürte heißes Mitleid für das fremde Mädchen.

Geschäfte veranlaßten Marcus, einige Tage zu verreisen. Im Zuge hatte er ein Erlebnis, das ihn nachdenklich stimmte. Zwei Mitreisende unterhielten sich über die allgemeine wirtschaftliche Lage und den vermeintlichen Anspruch der Deutschen auf ihre ehemaligen Kolonien. «Wie könnten wir heute dastehen, hätte Hitler sich rechtzeitig dazu verstanden, mit den Westmächten Frieden zu schließen», erklärte der eine. Sein Begleiter stimmte ihm zu: «Rußland hätten wir damals schnell erledigt...»

Sie lauschten sinnend dem Klang ihrer Worte nach. Da fragte Marcus:

«Und die Situation in Deutschland selbst? Die Verbrechen der Nazis?» Die beiden musterten ihn, den sie vorher nicht beachtet hatten, überrascht und mit merklichem Befremden. Dann sagte der eine, mit einer Verbindlichkeit, die einer

Verhöhnung gleich kam: «Ach, Sie meinen die Judenfrage? Allerdings, das war ein taktischer Fehler!»

Marcus erwähnte diese Dinge im Gespräch mit seinen Kölner Geschäftsfreunden, aber die Verhandlungen der nächsten Tage erforderten seine ganze Aufmerksamkeit, und der Zwischenfall verlor für ihn seine alarmierende Bedeutung. Er kehrte mit einer Tasche voller Aufträge zurück.

Nach seiner Rückkehr suchte er Cornelia das erste Mal in ihrer Wohnung auf. Sie wohnte in einem alten, mit Stuck überladenen Hause zur Untermiete<sup>6</sup>. Er traf sie untätig und sehr niedergeschlagen, doch hellte sich ihre Stimmung bei seinem Kommen sichtlich auf. Es hatte neuen Ärger gegeben. Der Intendant hätte sie rufen lassen und ihr unverschämte Angebote gemacht, Wenn sie ihn endgültig zurückwies, war mit einem Engagement als Solistin nicht mehr zu rechnen, ja, ihr Verbleiben an dem Theater überhaupt in Frage gestellt. Marcus empörte sich über solche Methoden. Sie zuckte die Achseln und goß ihm Tee ein. Scheinbar gleichgültig hielt sie seinem Blick stand, um dann plötzlich in Tränen auszubrechen. «Was soll ich denn tun?»

Er nahm sich ihrer Angelegenheiten an, er hieß sie, ihren Vertrag zu lösen, er gab ihr Geld, und, zuletzt, seinen Namen. Er hielt es selbst für eine Torheit, doch er glaubte, sich nach einem Leben des überlegten Planens, der Verantwortlichkeit, der Sorge und des Erfolges auch eine Torheit leisten zu können. Cornelia stellte sein Haus auf den Kopf, sie war zärtlich und verspielt. Es machte ihm Vergnügen, sie so zu sehen, und er war ihr dankbar, daß sie die fünfundzwanzig Jahre nicht zu bemerken schien, die sie von ihm trennten.

Stefan schrieb kühle und höfliche Briefe. Die Schwierigkeiten, mit denen Marcus gerechnet hatte, blieben aus. Diese Gleichgültigkeit seines Sohnes traf ihn fast noch stärker.

Im Spätsommer reiste er mit ihr nach Italien. Stefan fuhr, studienhalber, wie er schrieb, nach Ostdeutschland. In die «Zone», sagte Marcus, achselzuckend. Er hatte es aufgegeben, den Sohn aus der Ferne zu dirigieren. — Vielleicht, so hoffte er, wird ihn das kurieren, was er dort sieht.

Bei seiner Rückkehr fand Marcus den Bescheid seines Sohnes; er habe sich entschlossen, in der Deutschen Demokratischen Republik zu bleiben. Er stand, noch im Reisemantel, den Brief in der Hand, und las und las, und wußte doch längst, daß er den Sohn verloren hatte; endgültig verloren. Für ihn war Stefans Entscheidung ein Verrat an sich und der Welt,

in der er lebte. Er mußte an Lea denken. Sie hätte gelächelt: Der Junge geht seinen Weg.

Er war plötzlich von Zorn erfüllt. «Gott straft mich», sagte er, der Ungläubige, «Gott straft mich hart.»

Cornelia fand Marcus Trauer übertrieben. «Schließlich lebt er und ist freiwillig gegangen. Wem nicht zu raten ist, dem ist nicht zu helfen, nicht wahr?» und da er schwieg: «Oder glaubst du, ich hätte ihn vertrieben?» Sie stand abwartend da. Er sah sie schweigend an. «Mit mir ist doch wirklich auszukommen!» sagte sie, nach einem Blick in den Spiegel.

Marcus sprach nie mehr von dem Sohn.

Die Geschäfte verlangten bald Lavendels ganze Tüchtigkeit. Sein Haushalt war kostspieliger geworden, Cornelia ging ihren Launen nach, und er hinderte sie nicht daran. Es wäre ihm wie eine Unfairness<sup>7</sup> erschienen, ihr den Luxus vorzuenthalten, auf den sie durch ihre Heirat Anspruch zu haben glaubte. Von Natur mißtrauisch, begann Marcus mehr und mehr an einer tieferen Neigung Cornelias für ihn zu zweifeln. Sie hatte bald begonnen, ihre zahlreichen Bekanntschaften und Freundschaften zu erneuern und befand sich dauernd in einer Art Strudel. Er blieb abends länger in der Fabrik. Er entschuldigte sich anfangs, er habe noch zu arbeiten. Sie strich lächelnd und flüchtig über seine Hand. «Du Armer!» sagte sie, und gleich darauf: «Wir gehen heute ins Theater.» Er fragte nicht, wer die anderen waren.

In dieser Zeit wurde ihm das Angebot gemacht, die gesamten Warenbestände einer angesehenen Firma zu übernehmen. Die Ware lag weit unter Preis, und Marcus erkannte die Gelegenheit, die sich ihm hier bot, mit einem Schlage einzuholen, wozu er sonst vielleicht Jahre brauchen würde. Er kaufte die Bestände und begann sofort mit der Produktion.

Er war in der Lage, billiger zu verkaufen als die Konkurrenz, doch der Absatz war trotzdem nur stockend. Regelmäßig und von nicht geringer Höhe waren jedoch seine Verpflichtungen. Er konnte es sich nicht länger verheimlichen, daß er in eine schwierige Lage gekommen war.

Dank seiner Beziehungen bot sich Lavendel noch eine, und wie er anfangs glaubte, die größte Chance. Seine Firma sollte für die Bundeswehr Kartentaschen und Koppelzeug liefern. Die Verhandlungen waren zwar noch nicht abgeschlossen, doch sprach alles dafür, daß er den Auftrag bekommen würde. Lavendel sah sich, sein Geschäft und sein Vermögen gerettet.

Er erwachte jäh aus seinen Illusionen. Die Menschen, die für ihn das Böse schlechthin verkörperten, die Vernichter aller Kultur, die SS-Henker, deren «Juda verrecke» ihm noch in den Ohren geellt hatte, als er schon außer Landes gewesen war, diese Unmenschen kehrten also zurück. Er wußte, was das bedeutete. Erinnerung stieg in ihm auf, hier und dort von alten Faschisten gehört zu haben, die wieder in Amt und Würden standen. Er hatte es, wenn auch mit tiefem Unbehagen, hingenommen. Doch nun war nichts mehr zu vertuschen. Er begriff, welche Ziele diese Armee hatte, haben mußte für die sein Betrieb da arbeiten sollte.

Er stand vor der Frage, bankrott zu machen oder mit dem Teufel zu paktieren. Ein Drittes gab es nicht.

Marcus saß noch immer in seinem Sessel vor dem Sekretär. Die Verkäuferin war nach Hause gegangen; er hatte es nicht bemerkt. Der Laden war dunkel.

Er saß und sann. Im Dämmerlicht, das durch das Fenster fiel, verschwammen die Gesichter auf der Zeitung vor ihm. Sie verloren Haut und Fleisch, und unter den Feldmützen hervor grinste ihn die Fratze des Todes an.

Marcus stöhnte. Endlich fand er die Kraft, die Lampe einzuschalten. Er öffnete ein Fach des Sekretärs. Es enthielt einige Briefe seiner Frau und kleine, wertlose Dinge. Einen Löscher, einen Rest Briefpapier, die Feder, mit der sie geschrieben hatte. Er legte alles vor sich hin. Dann entnahm er einem Kästchen eine winzige Glasröhre; betrachtete sie, hielt sie eine Weile zwischen den Fingern und legte sie wieder zurück. Darauf schrieb er einige Briefe, verschloß und versiegelte sie sorgfältig und legte den an seinen Sohn gerichteten zuoberst.

Zuletzt verbrannte er die Briefe, die Lea ihm geschrieben hatte. Er sah zu, wie das Papier aufflammte und verkohlt in sich zusammenfiel. Es blieb ihm nichts mehr zu tun.

Er sah nach der Zeit, es war drei Uhr morgens. Er löscht das Licht und tastete im Dunkeln nach der Röhre.

### *Texterläuterungen*

<sup>1</sup> die Investition — Kapitalanlage

<sup>2</sup> der Bonze — hier: faschistischer Nazibeamter

<sup>3</sup> das Abitur — Reifeprüfung

<sup>4</sup> sich immatrikulieren lassen — Student werden, in die Liste der Studenten eingetragen werden

<sup>5</sup> der Manager [ˈmɛnɛdʒər] — Unternehmer, Entrepreneur

<sup>6</sup> zur Untermiete wohnen — nicht selbst die Wohnung mieten, sondern bei einem Mieter in einem Zimmer wohnen

<sup>7</sup> die Unfairness (engl.) — etwas Unedles



## Übungen

I. Beantworten Sie folgende Fragen:

1. Was bewog Marcus Lavendel, seine Heimat zu verlassen?

2. Warum war Marcus Lavendel dagegen, daß sein Sohn Stefan Philosophie studiere?

3. Was bewog Marcus Lavendel Cornelia zu heiraten?

4. Wie verhielt sich der Sohn zur zweiten Ehe seines Vaters?

5. Welche Gefühle löste in Marcus Lavendel der Entschluß des Sohnes, in der Deutschen Demokratischen Republik zu bleiben, aus?

6. Was machte Lavendels Haushalt nach der zweiten Ehe so kostspielig?

7. Warum wurde seine zweite Ehe zu einer Mißhehe?

8. Welche Umstände stellten vor Marcus Lavendel das Problem, entweder bankrott zu machen oder mit dem Teufel zu paktieren?

9. Was veranlaßte Marcus Lavendel, seinen letzten Schritt zu tun?

10. Welche Maßnahmen hatte Marcus Lavendel vor seinem Selbstmord getroffen?

II. Teilen Sie die Novelle in 5—6 Abschnitte. Geben Sie jedem Abschnitt einen Titel.

III. Geben Sie anhand des Textes eine Charakteristik:

a) Marcus Lavendel

c) Stefan

b) Lea Lavendel

d) Cornelia

Gebrauchen Sie dabei auch folgende Wörter und Ausdrücke:

a) mit Umsicht und Tatkraft den Handel betreiben; ein angesehener Geschäftsmann; Kraft; Verstand; fromm; stolz sein auf den Sohn; Verträge abschließen; sich rüsten; auf den Trümmern bauen; aufatmen; der Wissenschaft und der Kunst nicht abhold sein; sich ein Vergnügen verschaffen; sich empören; Mitleid spüren; für eine Torheit halten; dankbar sein; mißtrauisch; zweifeln; einholen; verheimlichen; sein Vermögen retten; aus den Illusionen erwachen; bankrott machen; stöhnen; versiegeln; verbrennen;

b) der Gestapo in die Hände fallen; leiden; ein Leberleiden haben; erregt sein; abwehren; fahl aussehen; tiefschwarze Augen; schwere Lider; das Herz versagt den Dienst; sterben; sich vom Leben entfernen; der Lebenswille;

c) prächtig gedeihen; sich bemühen; denken lernen; verändert sein; Abwehr; fremd bleiben; das Abitur; sich an der juristischen Fakultät immatrikulieren lassen; Philosophie studieren; nach Ostdeutschland fahren; sich entschließen; seinen Weg gehen;

d) schüchtern; aus bürgerlichen Kreisen; als Choristin verpflichtet sein; eine nicht sehr umfangreiche Stimme; Haltung; sensibles Wesen; sich durchsetzen; übernervös; mitteilend; weich; Gesang studieren; sich vieles versagen; unverschämte Angebote machen; in Tränen ausbrechen; das Haus auf den Kopf stellen; zärtlich; verspielt sein; Launen nachgehen; sich in einer Art Strudel befinden; alte Bekanntschaften erneuern.

#### IV. Erklären Sie folgende Wörter und Ausdrücke auf deutsch:

sich im klaren sein; Abstand nehmen von ... ; von einer Gewohnheit lassen; etwas als nützlich erkennen; sich als geschickt erweisen; das Preisschildchen; der Schlager; die Kundschaft; der Verkaufsraum; die Ladenstube; exakte Schrift; unsäglich leiden; jemanden unterbringen; ein angesehener Geschäftsmann; etwas (hier den Handel) mit Umsicht betreiben; auf seine Kraft bauen; an den Bräuchen festhalten; langfristiger Vertrag; reißenden Absatz finden; den Dienst versagen; von Vorteil sein; der Kunst abhold sein; etwas vereiteln; ein sensibles Wesen; in unregelmäßigen Abständen; die Witwenrente; sich etwas versagen; etwas erledigen; jemanden mustern; Zwischenfall; sich aufhellen (von der Stimmung); in Frage stellen; in Tränen ausbrechen; das Haus auf den Kopf stellen; studienhalber; wem nicht zu raten ist, dem ist nicht zu helfen; mit jemandem auskommen; den Launen nachgehen; auf etwas Anspruch haben; mit der Produktion beginnen; in der Lage sein; die Verhandlungen abschließen; das Dämmerlicht; Haut und Fleisch verlieren; jemanden angrinsen; wertloses Ding.

#### V. In welchem Zusammenhang werden folgende Wörter in der Novelle gebraucht?

Abstand	muffig	unterbringen
Ausgabe	unsäglich	Tatkraft
Schlager	Lebenswille	Ablehnung
alte Bräuche	Verschlossenheit	abhold
Grauen	Abitur	Mitleid
Elfenbein		Fratze

## VI. Übersetzen Sie ins Russische:

die Ausgabe scheuen; von seinem Prinzip Abstand nehmen; die Verkäuferin hatte sich als recht geschickt erwiesen; sie waren von Geistlichkeit und Regierung empfangen; er ließ sie von den bekanntesten Spezialisten behandeln; er war nicht fromm, doch hielt er an den alten Bräuchen fest; er ertappte sich dabei, daß er über die Zeilen hinlas, ohne ihren Sinn zu begreifen; man hat es vereitelt; ein so junges und sensibles Wesen konnte sich in Künstlerkreisen nicht durchsetzen; Korruption; die Verhandlungen erforderten seine ganze Aufmerksamkeit; mit einer Verbindlichkeit, die einer Verhöhnung gleich kommt, etwas sagen; ein mit Stuck überladenes Haus; es war mit einem Engagement als Solistin nicht mehr zu rechnen; sich der Angelegenheiten von jemandem annehmen; nun war nichts mehr zu vertuschen; mit dem Teufel paktieren.

## VII. Übersetzen Sie ins Deutsche:

1. Он не боялся затрат на украшение магазина. 2. Этот человек иногда отступал от своих принципов. 3. В витрине были выставлены „боевики“ сезона. 4. Сумка была подбита красным шелком. 5. Лучшие врачи лечили эту женщину. 6. Он рассчитывал только на свои силы. 7. В своих письмах он посылал подробные сообщения о стране и о людях. 8. Мальчик принес домой свидетельство об окончании школы. 9. Здесь необходим был большой опыт. 10. Я знаю человека, который имеет влияние на директора театра. 11. Мы видимся нерегулярно (с неравными промежутками). 12. Отец поддерживал дочь, пока она училась. 13. Девушка должна была во многом отказывать себе. 14. С этим делом покончено. 15. Поездка прошла без приключений. 16. Я не люблю бездеятельных людей. 17. У меня опять много неприятностей. 18. Я окончательно отказываюсь от вашего предложения. 19. Она неожиданно разразилась слезами. 20. Мы решили расторгнуть договор. 21. Равнодушие сына задевало его больше всего. 22. Он решил окончательно остаться в Германской Демократической Республике. 23. Муж не препятствовал жене ни в чем. 24. В ящике лежали вещи, не имеющие ценности. 25. Он достал из коробочки стеклянную трубочку. 26. Он тщательно запечатал письмо. 27. Бумага ярко вспыхивала и, обуглившись, падала.

## VIII. Suchen Sie im Text gleichbedeutende Wörter für:

das Zimmer, der Raum  
der Schreibtisch  
moderig

der Entrepreneur  
stark weinen  
die Dummheit

sich erinnern an  
die Stelle, der Ort  
blaß  
das Klavier  
verstehen

kokett  
die Antwort, der Beschluß  
sehr klein  
die Zähne fletschen

IX. Bestimmen Sie die Hauptmomente im Lavendels Leben.

X. Stellen Sie kurze Berichte zusammen über:

- a) Lavendels Geschäft      c) Das Gespräch im Wagen auf dem Weg  
nach Köln  
b) Lavendels Haus      d) Lavendels Lage als Geschäftsmann

XI. Bilden Sie Sätze mit den Wörtern: **Stamm, Absatz.** Gebrauchen Sie dabei die Wörter in ihren verschiedenen Bedeutungen.

XII. Setzen Sie, wenn nötig, ein Bestimmungswort ein:

Endlich fand er ... Kraft, ... Lampe einzuschalten. Er öffnete ... Fach ... Sekretärs. Es enthielt ... Briefe ... Frau. ... Löscher, ... Rest Briefpapier, ... Feder, mit der sie geschrieben hatte. Dann entnahm er ... Kästchen ... winzige Glasröhre; hielt sie ... Weile zwischen ... Fingern und legte sie wieder zurück. Darauf schrieb er ... Briefe und legte den an ... Sohn gerichteten zuoberst.

Zuletzt verbrannte er ... Briefe, die Lea ihm geschrieben hatte. Er sah zu, wie ... Papier aufflammte und verkohlt in sich zusammenfiel.

Er sah nach ... Zeit, es war drei Uhr morgens. Er löschte ... Licht und tastete im Dunkeln nach ... Röhre.

*Jan Petersen*

## DER FRACK

*(gekürzt)*

Man hielt G. für einen Sonderling, und manche nannten ihn, wenn er es nicht hören konnte, einen Spinner. Er war der schweigsamste und verschlossenste Mensch in unserer Lagerbaracke. Fragte ihn jemand etwas, so sah er so abwesend drein, als müsse er seine Gedanken von weit herholen,

um antworten zu können. Er war auch der einsamste Mensch unter uns. Er wollte es sein und tat alles, daß es so blieb. Dafür hatte er seine Gründe. In unserer Baracke lebten fünfzig Menschen eng zusammengepfercht. Wenn G. bei den täglichen kurzen Zusammenkünften, in denen der «Barackendienst» besprochen und eingeteilt wurde, fehlte, so sagte sicher ein Witzbold: «Der sitzt wieder im Trockenraum und paßt auf, daß niemand unsere Wäsche stiehlt!»

In diesem kleinen rechteckigen Raum entging man dem ständigen Hin und Her, dem Stimmengewirr in unserer Wohnbaracke. Schnüre durchzogen ihn kreuz quer, auf denen Wäschestücke trockneten. Die zwei kleinen Tische darin, gegen das Fenster geschoben, waren gewissermaßen unsichtbar, denn reihenweis hängende nasse, tropfende Wäsche entzog sie allen Blicken. Von uns fünfzig hatte immer jemand Washtag.

Hier saß G. oft, still und in sich gekehrt. Seine Blicke eilten über die Partitur, die vor ihm ausgebreitet lag, und nur seine Hände bewegten sich. Im Rhythmus unhörbarer Musik. Er war groß und überschlank, sein volles dunkles Haar, das ihm bis in den Nacken reichte, umrahmte ein blasses, geistvolles Gesicht. Seine empfindsamen, feingliedrigen Hände, für einen Mann ungewöhnlich schmal, verrieten seine Sensibilität. Einst hatten sie, sicher und beherrschend, mahnend und anfeuernd oder behutsam dämpfend den Taktstock geführt, dem Spiel des Orchesters bezwingende Zartheit und mitreißende Kraft gegeben, Tongemälde mit leuchtenden Farben und strahlender Schönheit erfüllt. G. hatte viele Jahre die Wiener Philharmoniker dirigiert. Jetzt, hier im kanadischen Internierungslager, war er wie wir alle zur Untätigkeit verurteilt.

Auf seinen Spaziergängen hielt sich G. stets allein. Langsamem Schrittes umkreiste er den Lagerplatz, den Blick geradeaus und in so aufrechter Haltung, als habe er einen Stock verschluckt. Eines Tages überholte er mich dort und fragte höflich: «Darf ich mich Ihnen anschließen?»

«Aber natürlich, gern», forderte ich ihn auf, etwas überrascht. Wir hatten einander stets gegrüßt, doch zu einem Gespräch war es nie gekommen. Ich hatte immer das Gefühl gehabt: «Dräng dich nicht auf!»

«Ich bin eben zum Kommandanten gerufen worden», begann er, während wir weitergingen. «Wir sollen Musikinstrumente bekommen! Und ich soll dann im Lager ein Orche-

ster aufbauen!» Er war aufgeregt und sah mich erwartungsvoll an. Ein ganz anderer Mensch ging plötzlich neben mir. Bevor ich antworten konnte, setzte er jedoch hinzu: «Wissen Sie, der Gedanke, ein Gefangener zu sein, stört mich nicht mehr allzusehr. Ich habe dagegen angekämpft, mit intensiver Arbeit. Man darf sich eben nie verlieren...» Er sah mich wieder an. «Du mußt jeden Tag mit deiner Musik leben, ihr innerlich fest verbunden bleiben, dann kann dir die Zeit im Lager nichts anhaben!» habe ich mir gepredigt.

Ich nickte ihm zu.

Einige Tage danach kam ein Sergeant in unsere Baracke und fragte nach G. Jemand schickte den Sergeanten in den Trockenraum. Gleich darauf gingen beide auf das Kommandanturgebäude zu. G. sah nicht nach rechts und links und machte so große Schritte, daß ihm der Sergeant kaum folgen konnte. Lange blieb er fort, und ich vergaß ihn über dem Buch, in dem ich las, bis er plötzlich vor mir stand. «Ich möchte Ihnen etwas zeigen», flüsterte er aufgeregt und griff nach meinem Jackenärmel. Ich stand auf. Was hatte er? Voller Hast und ohne ein weiteres Wort führte er mich zur Recreation-hut<sup>1</sup> des Lagers. Dort öffnete er einen Abstellraum, knipste Licht an und rief: «Hier! Für das Orchester! Und ich bin dafür verantwortlich!» Die kleine Kammer war mit Musikinstrumenten angefüllt. Trompeten glänzten goldgelb, ein Saxophon hellsilbern, ein dicker Brummbaß stand dort und viele Instrumentenkästen. G. bückte sich, hob einen der Kästen hoch, öffnete ihn, strich zärtlich über die Geige darin.

Dann war es endlich soweit. Ein großes Plakat, das einer unserer Zeichner entworfen hatte, kündigte das erste Konzert an. An diesem Tag, schon am frühen Morgen, kam G. zu mir. Er wolle mit mir etwas Wichtiges besprechen, erklärte er. «Aber allein, bitte, draußen!» Ich folgte ihm verwundert.

«Es handelt sich...», begann er draußen. Er zögerte. «Um meinen Frack! Er ist in meinem Gepäck und... Ich muß ihn für heute abend haben! Sonst — sonst werde ich nicht dirigieren!» Ich sah ihn verdutzt an. Und da kam er zu mir? Dann ging mir erst richtig auf, was G. gesagt hatte. Davon wollte er abhängig machen, ob er... Von seinem Frack!

«Aber ich bitte Sie!» sagte ich brüsk. «Alle im Lager freuen sich auf das Konzert. Und Sie wollen es nun ausfallen lassen!»

«Ohne meinen Frack ist es für mich keine Premiere!» antwortete G. verbissen. «Ich — ich will mal wieder Mensch sein! Können Sie das nicht verstehen?»

«Doch, doch, schon...», sagte ich gedehnt, nur um etwas zu sagen. Wir hatten bei unserer Ankunft im Lager unser Gepäck und unsere Zivilkleidung abgeben müssen. Alles wurde in eine besondere Baracke gebracht und eingeschlossen. Das sollte Fluchtversuche erschweren. Aus dem gleichen Grund mußten wir grell gestreifte Gefangenenkleidung tragen. Trotzdem! Er redete von einer Premiere? Hier, im Gefangenenlager? Bis in dieses Camp hatte er also seinen Frack mitgeschleppt. Wozu, eigentlich? Für öffentliche Konzerte? Als Gefangener? Was es doch für Menschen gab... Aber vielleicht hatte ich unrecht? Seine Partituren und auch sein Frack waren für ihn so wichtig wie für mich meine Schreibmaschine. Hatte ich sie nicht ebenfalls bis hierher geschleppt? Und jedes Mal, wenn wir «gefilit» wurden, um sie gekämpft? Im Camp in England, auf der Insel Man, auf dem Schiff, das uns über den Atlantik brachte, und in drei kanadischen Internierungslagern?

«Überlegen Sie es sich noch einmal, ich bitte Sie», wandte ich mich wieder an ihn. «Das können Sie doch wirklich nicht machen!»

Doch er blieb störrisch: «Ich habe es mir überlegt. Es bleibt dabei!» Einige Augenblicke vergingen. Dann beugte er sich vor und sagte leise: «Könnten Sie nicht beim Lagerkommandanten ein gutes Wort für mich einlegen? Sie verstehen doch mit Menschen zu reden. Ich nicht...»

Der Lagerkommandant wies mich kurz und bündig ab, als ich ihm G.'s Wunsch vortrug: «Das ist unmöglich! Es verstößt gegen die Vorschriften für Internierte.»

«Dann muß das Konzert leider ausfallen, Sir.»

«Wieso muß es denn ausfallen!» brauste der Kommandant auf und machte einen Schritt auf mich zu.

«Wieso?» wiederholte ich ruhig. «Weil er nicht dirigieren will — ohne seinen Frack!»

Die nachtdunklen Augen des Kommandanten begannen zu funkeln. «Das ist doch...!» Er stammt sicher von Indianern ab, dachte ich. Er war groß und sehnig, bewegte sich schwerelos und geschmeidig, hatte eine Adlernase, und sein Gesicht war dunkel getönt. Jetzt war es noch um einen Schein dunkler geworden. Wir wußten: er und alle Offiziere des Lagers hatten bereits ihre Frauen eingeladen. In dieser

Abgeschlossenheit und Eintönigkeit bedeutete das Konzert auch für sie Freude und Genuß. «Ich werde mit ihm sprechen!» sagte er jetzt scharf. Es klang wie ein Befehl.

Es wurde Abend. Die Recreation-hut war im Handumdrehen so überfüllt, daß die Stühle darin nicht ausreichten und viele fortrannten, um sich schnell ihre selbstgebauten Hocker zu holen. Sie quetschten sich damit zwischen die bereits Sitzenden. Doch auch das half nicht viel. Bald mußten andere, dicht an dicht, in den Gängen stehen, und selbst auf den Fensterbrettern saßen Zuhörer. Die erste Stuhlreihe war für den Kommandanten, die anderen Offiziere des Lagers und für ihre Frauen reserviert worden. Sie war ebenfalls «ausverkauft». Auf der kleinen Bühne stimmten die Musiker leise ihre Instrumente. Hin und wieder hörte man verhaltenes Wispern oder ein unterdrücktes Hüsteln. Dann wurde es stiller im Raum. Alles war bereit. Doch wo blieb der Dirigent?

Er stand neben mir. Bei einer kleinen offenen Tür, die vom rückwärtigen Teil der Bühne ins Freie führte und den Menschen im Zuschauerraum durch einen Vorhang verborgen blieb. Wir spähten beide ins Lager hinaus. G. warf mir einen verzweifelten Blick zu. Seine Finger trommelten nervös auf dem Türrahmen.

Jetzt! Drüben von der Baracke, in der unser Gepäck eingeschlossen lag, löste sich eine Gestalt. Ein Soldat. Er trug ein dickes Paket unter dem Arm. Wir sahen es deutlich. Er brachte den Frack! «Endlich!» flüsterte G. aufatmend und wie erlöst.

Ich half ihm, sich umzukleiden. Er war sehr nervös, nestelte mit fahrigem Handbewegungen bald hier, bald dort an dem Frackhemd herum. Als er dann aber in den Handspiegel schaute, den ich ihm hinhielt, lächelte er glücklich. Während der ganzen Zeit, stand der Soldat, ein Sergeant, dicht neben uns. Mit toderner Miene und wie angenagelt, G.'s Gefangenengekleider über dem Arm. Er hatte strikten Befehl, auf der Bühne zu bleiben, den Frack sofort nach Beendigung des Konzerts in Empfang zu nehmen und ihn in die Verschlußbaracke zurückzubringen. «So kann gar nichts passieren», hatte ich dem Kommandanten auseinandergesetzt. «Hinter dem Dirigenten steht eine Wache, und vor ihm sitzen Sie selbst, Sir.»

«Fertig! — Vielen Dank!» raunte G. jetzt. Er griff nach seinem Taktstock, nickte mir lächelnd zu, schob den Bühnen-



vorhang etwas zur Seite und schlüpfte hinaus. Unten im Raum wurde es andachtsvoll still.

Ich tastete mich vorsichtig zu einer Seitenkulisse und sah hinunter. Es war ein seltsamer Anblick. Hunderte Gefangene in blauen Drilliehanzügen<sup>3</sup> mit den roten Interniertenzeichen und den aufgenähten «Generalstabsbiesen»<sup>4</sup>. Gestreift und gescheckt saßen sie da. Schulter an Schulter. Ihre innere Spannung entlud sich in kleinen, nervösen Bewegungen. Und in der vordersten Sitzreihe die Khakiuniformen mit den silbernen Sternen, die gewollt vornehme Steifheit der Offiziere und ihrer Damen. Sie saßen hochgereckt, die Schirmmützen auf den Knien, und spielten mit ihren kurzen, dicken Holzstöckchen, den Symbolen ihres Ranges. Die Damen, in buntgeblühten duftigen Kleidern und breitrandigen Sommerhüten, ließen die Arme mit den langen, weißen, durchbrochenen Handschuhen auf dem Schoß ruhen. Und ganz dicht vor mir, auf der Bühne, auch Gefangene im rotgesprenkelten Drillich. Die Orchestermitglieder. Sie saßen im Kreis. Die Streicher hatten ihre Geigen sorgsam auf die Knie gestützt. Alle sahen erwartungsvoll auf ihren Dirigenten. Hochaufgerichtet stand er vor ihnen. In tadellosem Frack, mit steifem Hemd, weißer Binde und Lackschuhen. So kannte ihn keiner von uns. Und doch: nun, da er die Gefangenenkleider abgestreift hatte, hörten auch wir auf, nur Gefangene zu sein. Denn er war einer von uns.

Einige Augenblicke lang stand er regungslos da. Den Kopf stolz erhoben. Mit geschlossenen Augen. Sein Gesicht leuchtete.

Jetzt hob er den Taktstock. Das Konzert begann.

### *Texterläuterungen*

<sup>1</sup> Recreation-hut — Erholungsraum

<sup>2</sup> Drilliehanzüge — Arbeitsanzüge aus festem Baumwollstoff

<sup>3</sup> Generalstabsbiesen — Generalstabsstreifen

### *Übungen*

I. Beantworten Sie folgende Fragen:

1. Was veranlaßte die Mitinternierten G. für einen Sonderling zu halten und ein wenig zu bespötteln?
2. Welches Ereignis erregte G.?
3. Welches Hindernis war noch zu beseitigen, damit das erste angekündigte Konzert stattfinden konnte?

4. Warum ärgerte sich der Dirigent bei dem Beginn des Konzerts, obwohl die Recreation-hut schon überfüllt war?

5. Welchen Anblick boten Zuhörer und Zuschauerraum, als G. den Taktstock hob?

II. Schildern Sie den Dirigenten G. Gebrauchen Sie dabei folgende Wörter und Ausdrücke:

überschlank, volles dunkles Haar, das Gesicht umrahmen, in den Nacken fallen, geistvoll, blaß, schmal, sensibel, schweigsam, verschlossen, in sich gekehrt, aufrechte Haltung, hochauferichtet, tadellos, steifes Hemd, weiße Binde, Lackschuhe, reigungslos, der Taktstock.

III. Schildern Sie das Bild, das der Konzertraum bot. Gebrauchen Sie dabei folgende Wörter und Ausdrücke:

Gefangene, Drillichanzüge, gestreift, gescheckt, buntgesprenkelt, Spannung, sich entladen, die vorderste Sitzreihe, Khakiuniform, vornehme Steifheit.

IV. Geben Sie auf russisch wieder:

abwesend dreinschauen; der Witzbold; das Hin und Her; den Taktstock führen; sich keine ruhige Minute gönnen; für den Hausbedarf; es macht sich; es handelt sich um; sich um etwas reißen; kurz und bündig abweisen; das Konzert fällt aus; störrisch; strikter Befehl; in Empfang nehmen.

V. Geben Sie auf deutsch wieder:

дежурный по бараку	репетиция
сушилка	кивнуть утвердительно
кладовка	настраивать
создать оркестр	щепот
включить свет	легкое покашливание
неутомимо	сохранить места (в театре,
неустанно	в вагоне)

VI. Drücken Sie mit anderen Worten aus:

der Spinner; der Sonderling; der Witzbold; in sich gekehrt; sich jemandem anschließen; sich jemandem aufdrängen; sich verlieren; jemandem etwas zutrauen; im Nu; etwas hört sich gut an; etwas geht einem richtig auf; für jemandem ein gutes Wort einlegen; gegen die Vorschrift verstoßen; im Handumdrehen; die gewollt vornehme Steifheit; die Kleider abstreifen.

VII. Bilden Sie Sätze mit den Wörtern: **entziehen, anhaben.**  
Gebrauchen Sie die Wörter in ihren verschiedenen Bedeutungen.

VIII. In welchem Zusammenhang sind im Text die folgenden Wörter gebraucht?

blasen	schnitzen	beherrschen
flöten	schmirgeln	mahnen
fiedeln	polieren	anfeuern
		mitreißen

*Walter Gallasch*

## EIN STÜCKCHEN HIMMEL

*(gekürzt)*

Wenn ich hier an dem kleinen runden Holztisch sitze und zum Fenster hinaussehe, steht vor mir die graue, verwitterte Ziegelwand, die den Hinterhof abschließt. Die Wand ist ganz nahe vor meinen Augen, ich erkenne jede Erhebung des trockenen Mörtels und jeden Sprung. Sie ist hoch, sehr hoch. So hoch, daß ich nur ein ganz kleines Stück vom Himmel sehe, und dieses Stück Himmel ist von Drähten durchzogen, kreuz und quer. Elektrische Leitungen und Antennen teilen meinen Himmel und zerhacken ihn, aber dennoch liebe ich dieses Stück Fenster, das mir den Himmel zeigt. Ich sehe die Sonne für eine kurze Weile, morgens um halb zehn-Uhr, und manchmal sehe ich eine Wolke, weiß oder grau, und manchmal einen Blitz. Aber das ist selten, denn es ist eben nur ein ganz kleines Stück Himmel.

Durch das geöffnete Fenster kommt der Geruch des Essens herein, das die Mieter über und neben mir kochen. Meistens riecht es nach Kartoffeln, aber an Sonntagen mischt sich der Duft von gebratenem Fleisch dazwischen. Sonntags ist es auch viel lauter im Haus als an den Wochentagen, es poltert auf den Stiegen und auf dem Korridor, und ich höre Kinder lachen und rufen. Heute ist Sonntag. Am Vormittag hörte ich die Orgel in der Kirche spielen und Menschen singen. Die Kirche ist nicht weit von dem Haus entfernt, in dem ich wohne, und ich kann den Text der Lieder verstehen, die die Menschen singen. Dann, gegen Mittag, zog

der bekannte Geruch gebratenen Fleisches in mein Fenster, und die Mieter über mir kamen von der Kirche nach Hause. Teller klapperten, und Stimmen sprachen. Ich weiß, daß die Mieter neben mir zum Mittagessen Besuch hatten, denn es waren fremde Stimmen, die sich unter die bekannten mischten. Sie lachten sehr viel, und später hörte ich Gläser klirren. Ich malte mir aus, was sie tranken. Ich konnte mir gut vorstellen, wie sie um den Tisch saßen und gerade Moselwein tranken, denn an der Mosel bin ich auch gewesen und Wein habe ich auch dort getrunken.

Jetzt ist es still im Haus. Die Mieter über mir sind fortgegangen, wahrscheinlich zu den Großeltern der Kinder, die nicht weit von hier einen Gemüseladen haben und im Stockwerk darüber wohnen. Der Besuch der Mieter neben mir ist auch fortgegangen, und aus der Küche höre ich das Klappern der Teller, die abgespült werden. Ich weiß alles über die Menschen dieses Hauses, denn hier weiß jeder alles von jedem. Und dennoch bin ich mir darüber klar, daß keiner wirklich etwas vom anderen weiß. Niemand weiß, warum der Mieter über mir oft spät nachts heimkommt, nicht gerade geräuschlos, und warum er trinkt. Wir wissen, daß er trinkt, das ganze Haus weiß das, und das ganze Haus spricht darüber, aber niemand weiß auch nur im geringsten, warum er es tut. Oder die Mieterin, die mir gegenüber wohnte: eines Tages stand die Polizei vor ihrer Tür und nahm sie mit. Wir waren sehr erstaunt, denn alles in ihrem Leben schien so geregelt. Sie erhielt eine Unterstützung vom Staat und wohnte schon dreizehn Jahre in diesem Haus, im selben Zimmer. Aber was wirklich in ihr war, wußte keiner. Oder ich selbst: Kein Mensch im Haus kann sich erklären, warum ich den ganzen Tag im Zimmer sitze und zum Fenster hinaussehe, auf mein kleines Stück Himmel, das wie ein Wäschestück aussieht, das man zum Trocknen auf die Leine gehängt hat. Alle wußten, daß ich endlich eine Arbeit gefunden hatte, eine gute Arbeit in einem großen Warenhaus, und alle freuten sich mit mir. Aber plötzlich saß ich wieder wie früher zu Hause, den ganzen Tag, die ganze Woche, den ganzen Monat. Sicher zerbrechen sich alle den Kopf darüber, ob ich etwas in meiner Firma angestellt habe. Wenn die Fliege in meinem Ohr nicht wäre, könnte ich einmal darüber nachdenken, könnte mir ganz darüber klar werden, warum ich eigentlich gekündigt habe. Aber die Fliege in meinem Ohr summt und summt, und ich höre sie, sobald

ich an meine Firma denke, und ich spüre sie, wenn sie ihre Flügel bewegt, immer schneller und schrieller.

Jetzt hat der Mieter, der das Zimmer bewohnt, in dem die Frau dreizehn Jahre lang gewohnt hat, das Radio angestellt. Er stellt seinen Apparat immer laut ein, weil er schwer hört, aber wir andere Mieter beklagen uns nicht darüber, denn wir haben keinen Radioapparat, und so hören wir auch manchmal ein bißchen Musik. Eine tiefe Männerstimme singt: «...der einte, der kann reiten, der andre hat das Pferd...» Es ist ein schönes Lied, und es gefällt mir, weil ich glaube, daß es wahr ist. Ich liebe Musik, und niemals würde ich das Fenster schließen, wenn von irgendwoher Musik erklingt. Manchmal spielt der Junge über mir Trompete. Er stellt sich ans Fenster und bläst kräftig in sein Instrument, und die Nachbarschaft hat sich schon oft beschwert, weil er so laut und so falsch bläst. Früher spielte er meistens: «Am Brunnen vor dem Tore», das war sehr rührend. Aber jetzt versucht er das Trompetensolo aus «Verdammt in alle Ewigkeit» zu blasen, immer und immer wieder. Ich würde mich nie über den Lärm beschweren, denn er versucht es zäh und immer von neuem, und ich höre ihn manchmal fluchen, wenn wieder ein Ton danebengegangen ist.

Ich sitze an dem kleinen runden Holztisch und sehe meinen Himmel. Hinter meinem Rücken steht das dunkelgebeizte Holzregal mit den Büchern, die ich sehr liebe. Ich habe früher, bevor ich zu meiner Firma kam, sehr viel in ihnen gelesen, aber jetzt stehen sie nur da und sehen mich an. Diejenigen Autoren, die ich liebe, habe ich links gestellt, die anderen stehen rechts. Links stehen der Remarque und der Erich Kästner, dann kommen die sieben Bände Hemingway, anschließend der Saint-Exupéry. Aber ganz links steht Saroyan, griffbereit. Unlängst habe ich versucht, wieder einmal in meinen Büchern zu blättern, aber gleich begann die Fliege in meinem Ohr zu summen und mit den Flügeln zu schlagen, und ich habe die Bücher ins Regal zurückgestellt und weiter zum Himmel hinaufgesehen. Ich gäbe etwas darum, könnte ich die Fliege aus meinem Ohr herausbringen, denn es ist unangenehm, wenn sie Lärm macht, und ihre Flügel kitzeln mich.

Es ist eine komische Sache mit der Fliege. Vor einem Jahr saß ich abends an meinem Tisch, das Fenster war offen, die Nachtluft kam herein, wunderbar frisch und kühl, über mir übte der Junge auf seiner Trompete, und ich las das

neueste Buch von John Steinbeck. Plötzlich saß mir die Fliege im Ohr und summte. Ich versuchte sie herauszubekommen, aber sie hatte sich so tief im Gehörgang verirrt, daß sie nicht mehr zurückfand. Ich versuchte es lange, sie zu entfernen, aber es gelang mir nicht. Wenn sie mit den Flügeln schlug, kitzelte es, und ich hörte ein Geräusch wie bei einem starken Sturm. Ich ging mitten in der Nacht in die Klinik, der Arzt kam mit einem langen, dünnen Instrument, an dem eine elektrische Birne brannte. Er schaute in das Ohr hinein und sagte: «Aha.» Er setzte zwei- oder dreimal an, dann sagte er: «Ein schönes Exemplar», dann sagte er: «Werden wir gleich haben»; es tat ein ganz kleines bißchen weh; dann sagte er: «Erledigt. Ich habe sie.» Er warf etwas in den Papierkorb, der neben ihm stand, und ich fragte nach der Rechnung. «Es kostet nichts», sagte er. Ich war gleich ein bißchen mißtrauisch, aber die Fliege in meinem Ohr war still, kein Flügelschlag regte sich. Vielleicht hat er sie wirklich herausgebracht, dachte ich und ging nach Hause.

Ich habe nichts mehr von der Fliege gespürt, zehn Monate lang nicht. Aber nachdem die Sache mit meiner Firma war, fing sie wieder an zu summen und mit den Flügeln zu schlagen, und es war manchmal ein betäubender Lärm, den sie vollführte. Heute weiß ich, daß der Arzt die Fliege nicht herausgebracht hat. Sie ist immer noch in meinem Ohr und mochte sich befreien. Der Arzt wollte sich nur nicht vor mir blamieren und mir gestehen, daß er sie nicht entfernen konnte, deshalb warf er irgend etwas anderes, in den Papierkorb und nahm kein Geld von mir. So weit war er ja wenigstens ehrlich, daß er kein Geld verlangte.

Man sagt von dieser Stadt, in der ich lebe, sie sei eine sehr schöne Stadt. Gewiß, sie hat hohe Häuser, die man in den letzten Jahren gebaut hat, viele Brücken, die über den großen Strom führen, und viele Menschen. Aber der Lärm in den Straßen der Stadt ist gewaltig, die Straßenbahnen quietschen, die Motoren der schweren Autos brüllen und die Maschinen bei den Neubauten rattern, daß man kaum sein eigenes Wort versteht. An jedem Haus in dieser Stadt blitzt bei Nacht die Leuchtreklame, gelb, blau, rot, grün, wie auf dem Rummelplatz <sup>1</sup>. Früher ging ich manchmal, wenn es dunkel wurde, durch die Straßen und sah mir die Auslagen an, und mit Brigitte ging ich oft durch die erleuchteten Straßen, denn sie liebte die Stadt. Aber jetzt, seit ich allein bin, gehe

ich kaum mehr aus dem Haus. Ganz selten gehe ich einmal hinunter zum Fluß und setze mich auf einen Stein am Ufer und lausche dem Wasser, in dem sich die Leuchtreklamen spiegeln. Ich denke dann an Brigitte, aber die Fliege in meinem Ohr beginnt gleich zu summen und zu lärmern, und ich muß aufhören, darüber nachzudenken.

Brigitte war der erste Mensch in dieser Stadt, der mich wie einen Menschen behandelte, der erste Mensch, der sich freute, als er mich sah. Ich habe niemals, in keiner Stadt der Welt, viel mit Mädchen zu tun gehabt, denn sie mögen mich nicht, weil ich sehr häßlich bin; aber in dieser Stadt hat mich, glaube ich, kein einziger Mensch angesehen. Brigitte war der erste Mensch, den ich in meiner Firma kennenlernte, und sie gefiel mir gleich sehr gut. Ich hatte damals lange nach einer Arbeit gesucht und keine gefunden. Meine Kleider sahen schon sehr alt und getragen aus, und ich hatte bereits eine Menge von meinen Büchern verkauft, um leben zu können. Jeden Tag saß ich in meinem Zimmer und schrieb Bewerbungsschreiben und wartete auf die Post, aber die Post kam und brachte meine Bewerbungsschreiben zurück, und ich schaute ein bißchen auf mein Stück Himmel und schrieb neue Bewerbungsschreiben an die Firmen dieser Stadt. Gewiß, ich kann nicht viel, denn ich habe nichts gelernt. Ich weiß ein bißchen mit der Literatur Bescheid, weil ich sehr viel gelesen habe. Damals, nach dem Gymnasium, kam ich gleich in den Krieg, und als ich zurückkam, war nichts mehr von dem da, das wir einmal besessen hatten, und meine Eltern und meine Schwester waren tot, und meine Heimat war verloren. Ich zog viel im Land umher, weil ich einfach nirgends mehr bleiben konnte, ich reiste von Stadt zu Stadt, arbeitete da ein bißchen und dort, und dann mußte ich weiter, weil ich es nirgendwo aushielt. Ich suchte nicht, jedenfalls weiß ich nicht, daß ich etwas suchte. Dann kam ich in diese Stadt und schrieb unter meinem Fenster die Bewerbungsschreiben, immer gleich dutzendweise, und legte die Lebensläufe und die Lichtbilder dazu, aber alle kamen zurück. In dieser Stadt, in der so viel gebaut wird, konnte mich kein Mensch brauchen. So viele neue Büros und Geschäfte wurden eröffnet, aber keiner hatte Lust, mich seine Waren verkaufen zu lassen oder mir in seinem Büro ein Buch zu geben, in das ich Zahlen schreiben konnte. Ich war damals wirklich verzweifelt, denn ich wußte, daß ich verloren war.

Und dann, es war an einem Tag, an dem das Stückchen Himmel ganz lichtblau in mein Fenster fiel, kam ein Brief von einem Warenhaus. Der Brief war dünn, und ich war verwundert, denn alle Briefe, die ich zurückbekommen hatte, waren dick gewesen, weil sie meine Bewerbungsschreiben und den Lebenslauf enthielten. Ich legte den dünnen Brief vor mich hin und wollte ihn öffnen und redete mir ein, daß es nur ein Prospekt sei, eine Drucksache oder sonst irgendeine Sache, die mich nichts anging. Mein Stückchen Himmel war so lichtblau, ich schaute hinauf und überlegte mir, daß es ein Prospekt sein müsse, wenn in den nächsten fünf Minuten eine Wolke, weiß oder grau, sich auf den blauen Fleck legen würde. Ich wartete fünf Minuten, aber der Himmel blieb blau, ganz fleckenlos blau. Ich riß den Brief auf und las ihn. Er war vom Personalchef des Warenhauses unterzeichnet. Ich las ihn ein paarmal, bevor ich verstand, daß ich bei ihm vorsprechen sollte wegen einer Beschäftigung.

Ich rannte über die Brücke in die Stadt hinein, aber ich mußte noch einmal umkehren, weil ich vergessen hatte, mir eine Krawatte umzubinden und mich zu rasieren. Knapp vor Mittag trat ich in das große Haus der Firma und ging die Stufen hinauf zum ersten Stock, weil ich mich nicht traute, mit dem Fahrstuhl zu fahren. An einer Türe las ich das Schild «Personalchef» und ging hinein. Ein Mädchen saß auf einem hellen Bürostuhl und tippte auf der Schreibmaschine. Das Mädchen gefiel mir sehr.

«Ich habe einen Brief», sagte ich und gab ihn ihr.

«Setzen Sie sich bitte», sagte sie und nahm meinen Brief.

Ich setzte mich und wartete. Sie las den Brief und lächelte. Ich lächelte zurück, denn sie gefiel mir sehr gut, außerdem war es das erste Lächeln in dieser Stadt, das mir galt oder das ich auf mich beziehen konnte.

«Herr Fiederer wird gleich kommen», sagte sie, «ich hoffe, daß Sie eine Beschäftigung bei uns finden.»

Sie brachte mir eine Zeitung, und ich tat, als läse ich.

Aber ich beobachtete sie, während sie tippte. Sie war nicht schön, aber ihr Gesicht war wie ein Lächeln, warm und voll Herzen. Sie vertippte sich dreimal, während ich neben ihr saß, und jedesmal nahm sie den Radiergummi und radierte säuberlich. Der Bleistift fiel ihr herunter, und ich hob ihn auf und gab ihn ihr. Sie wurde rot, als ich ihn ihr hinreichte, und sie sagte: «Ich weiß nicht, was heute mit mir los ist. Alles geht schief.»



Dann kam der Personalchef herein, und sie gab ihm den Brief. Der Personalchef nahm mich mit in sein Zimmer, ich warf noch einen Blick auf das Mädchen zurück, bevor ich hineinging, und sah, daß sie mir nachblickte. Sie hob beide Fäuste und zeigte mir, daß sie mir die Daumen drückte<sup>2</sup>. In diesem Augenblick wußte ich, daß es nicht mehr schiefgehen konnte mit einer Anstellung. Ich ging froh in das Zimmer des Personalchefs, versank tief in einem Polstersessel und starrte auf das Bild, das über dem Rücken des Personalchefs hing. Ich war verlegen und täppisch, aber ich war sicher, daß ich hier Arbeit finden würde, weil mir das Mädchen draußen die Daumen hielt. Und so war es auch. Ich bekam eine Beschäftigung in der Werbeabteilung<sup>3</sup>, weil ich etwas von Literatur verstehe und es vielleicht fertigbringe, einen kleinen Werbetext<sup>4</sup> aufzusetzen. Mein Gehalt betrug 300 Mark im Monat. Als ich diese Riesensumme hörte, wäre ich Herrn Fiederer, dem Personalchef, beinahe um den Hals gefallen, aber ich unterließ es, weil er so streng schaute. Vielleicht hätte ich dem Mädchen draußen um den Hals fallen können, aber das getraute ich, mich erst recht nicht. Hätte ich damals schon gewußt, daß es Brigitte war, hätte ich mich vielleicht getraut. Aber damals kannte ich sie ja noch nicht.

Ich durfte am nächsten Tag schon anfangen zu arbeiten. Ich kam in eines der Zimmer, dessen Wände aus Glas waren, und meine Arbeitskollegen nannten es Glaskäfig. Man konnte von außen sehen, wieviel Leute im Zimmer waren und was jeder von ihnen gerade tat. Vielleicht ist es nicht sehr schön, darin zu arbeiten, aber damals gefiel es mir, weil das Zimmer hell war und man ein großes Stück Himmel sehen konnte, viel größer als das Stückchen bei mir zu Hause.

Ich arbeitete einen Monat lang, ohne das Mädchen aus dem Vorzimmer des Personalchefs wiederzusehen. Ich versuchte es, sie wiederzusehen, ich machte mir viel auf dem Gang zu schaffen, aber ich konnte nicht in ihr Zimmer hineingehen, weil ich nicht gewußt hätte, was ich sagen sollen hätte. Ihr Zimmer war gleichfalls aus Glas, aber der Tisch, an dem sie saß, war von einem Schrank mit Ordnern verdeckt. Ich versuchte es in diesem Monat ein paarmal sie zu sehen, aber es gelang mir nicht, auch nur ein Stückchen ihres Kleides zu erspähen. Dann, einmal beim Mittagessen, kam ich in die Kantine, und da saß sie allein an einem Tisch. Ich setzte mich zu ihr, und wir sprachen davon, daß wir

uns beide freuten, daß es mit meiner Anstellung bei der Firma geklappt hätte.

«Halten Sie jedem die Daumen, der bei der Firma anfangen will?» fragte ich und sah in meinen Suppenteller.

«Ja, jedem», sagte sie und wurde rot, «ausnahmslos jedem.» Aber ihre Augen lachten, und ihr Gesicht lächelte.

Ich wußte damals noch nicht, daß ich sie schon liebte, und sie sagte mir später, daß sie es damals auch noch nicht gewußt hätte, daß sie mich liebte, aber es war wohl so. Ich sagte ihr nicht, daß ich versucht hatte, sie wiederzusehen, aber ich sagte: «Wir sollten heute zusammen ins Kino gehen.»

«Man sieht es nicht gern», sagte sie verlegen, «wenn zwei aus der Firma zusammen ausgehen.»

«Das habe ich nicht gewußt», sagte ich. Mir war plötzlich sterbenselend. Ich war so allein und verlassen in jenem Augenblick, wie ich niemals allein und verlassen gewesen war an meinem Holztisch mit der Ziegelmauer vor meinen Augen. «Dann natürlich...», sagte ich.

«Wir können aber trotzdem zusammen ins Kino gehen, wenn Sie gern wollen», sagte sie leise.

Ich sagte gar nichts mehr. Ich sah nur zum Fenster, dem großen, hohen Fenster, das fast die ganze Front der Kantine einnahm, und draußen war Himmel, soviel ich wollte.

Wir trafen uns am Abend zum Kino. Es war kein schöner Film, den wir sahen, aber wir kamen trotzdem gut ins Gespräch, als wir nachher noch irgendwo ein Bier tranken. Ich erzählte ihr von meinen Büchern, nur von meinem Stückchen Himmel erzählte ich ihr damals noch nichts. Ich sprach von Tucholsky, dessen Schriften ich sehr liebe, und sie bat mich, ihr seine Bücher zu bringen. Gegen Mitternacht brachte ich sie nach Hause. Es war, als wäre ich neu geboren, als hätte ich eine neue Haut angezogen, als hätten sich neue Kräfte in meinem Körper ausgebreitet.

Wir sahen uns von da an jeden zweiten Tag, und dann, als uns klar geworden war, daß wir einander liebten, jeden Tag nach Büroschluß. Wir machten zusammen über Sonntag Ausflüge, gingen ins Kino oder Theater, oder wir lasen. Wir lasen sehr viel. Sie begann meine Dichter zu lieben und auch sonst meine ganze kleine Welt. Ich habe doch niemals in meinem Leben, seit ich aus dem Krieg zurück bin, eine Heimat gehabt, eine Stätte, wo ich bleiben wollte, einen Ort, an dem es mich geduldet hätte. Hier spürte ich, daß ich bleiben konnte.

Hier hatte ich eine Heimat gefunden, einen Boden, ein Zuhause. Brigitte war alles das, was ich vermißt hatte. Es kümmerte mich nicht mehr, daß niemand von den Mädchen mir ein Lächeln schenkte, denn ich hatte Brigitte. Ich weiß nicht, ob sie sah, daß ich häßlich bin, sie sprach niemals darüber, und beinahe glaube ich, daß sie mich vielleicht nicht so häßlich fand wie die anderen.

An einem Morgen, der grau war und ohne ein bißchen Sonne, wurde ich zum Personalchef gerufen. Er fragte mich, ob ich Brigitte näher kennen würde. Ich sagte: «Ja.» Er fragte, ob ich wüßte, daß es unerwünscht sei, wenn zwei Angestellte des Unternehmens sich außer dem Hause träfen. Ich sagte, ich hätte es einmal gehört. Gut, sagte er: wenn ich das wüßte, sei es gut. Und wenn er noch einmal erführe, daß ich mich mit Brigitte trafe, würde er Brigitte oder mich entlassen.

An diesem Abend, als wir uns trafen, war Brigittes Gesicht verweint. «Er war so gemein, so gemein», sagte sie. Ich biß mir auf die Lippen. Es hätte genügt, finde ich, nur mit mir darüber zu sprechen. Und außerdem: Konnte er verlangen, daß ich alles, was ich liebte, aufgäbe, nur um die Regeln der Firma nicht zu verletzen?

«Willst du, daß wir uns trennen?» fragte ich Brigitte.

Sie sah mich nur lächelnd an, und ich wußte, daß alles gut war.

Brigitte fuhr allein nach Hause, weil ich noch einige Textarbeiten für die Firma zu machen hatte. Ich kam erst spät in mein Zimmer, der Nachthimmel stand zwischen dem Fenster und der Mauer, und zwei Sterne blitzten aus dem Dunkel. Was kann uns geschehen, dachte ich, solange wir einander haben? Und es gibt nichts, das uns trennen könnte.

Ich saß am nächsten Morgen in meinem Glaskäfig und versuchte zu arbeiten. Ich konnte nichts denken, ich konnte nichts tun. Gegen elf ging ich auf den Gang, denn ich hoffte, Brigitte zu sehen und ihr sagen zu können, sie solle den Mut nicht verlieren. Aber ich sah sie nicht. In ihrem Zimmer standen viele Menschen, aber ich konnte Brigitte nicht entdecken. Vielleicht beim Mittagessen, dachte ich und ging zurück in meinen Glaskäfig.

Kurz vor zwölf kam der Arbeitskollege, der an der anderen Seite meines Tisches sitzt, herein und sagte, Brigitte sei gestern abend von einem Auto totgefahren worden. Ich verstand ihn nicht, ich sah nur immer auf die Zeichnung,

die auf meinem Schreibtisch lag und deren grelle Farben ineinanderflossen.

«Warum lachst du?» sagte der Kollege.

«Ich lache gar nicht», sagte ich, aber dann hörte ich selbst mein Lachen und erschrak davor.

In dieser Stadt werden täglich Menschen überfahren. Manche sind tot, manche nur verletzt. Brigitte war eben eines der Opfer unserer modernen Zeit. Es war vielleicht nichts Zwingendes in Brigittes Tod, nichts, das einen großen Zorn rechtfertigen könnte. Aber da war etwas in mir, das schrie, schrie gegen diese Firma, gegen diesen Personalchef, dem der Ruf der Firma das Wichtigste in der Welt war, ohne daran zu denken, daß die Firma aus Menschen besteht, die morgen vielleicht schon tot sein können.

Als ich in die rotierenden Farbklexe hineinsah, begann die Fliege in meinem Ohr mit den Flügeln zu schlagen und zu summen, und das Geräusch wuchs zum Gedröhn, wurde so laut, wie die Straßen dieser Stadt sind, in der ich lebe. Immer, wenn ich daran denke, wird die Fliege lebendig, sie brummt und summt, und ich bedaure, daß der Arzt sie nicht hören kann, der damals behauptete, er hätte sie aus meinem Ohr herausgebracht.

Ich sitze vor meinem kleinen runden Holztisch und sehe hinauf in mein Stückchen Himmel. Die Drähte zerreißen den Himmel in viele Teile, und wenn ich nicht wüßte, daß es Drähte sind, würde ich glauben, es seien eiserne Stäbe vor dem Fenster eines Gefängnisses.

### *Texterläuterungen*

<sup>1</sup> der Rummelplatz — Vergnügungsplatz

<sup>2</sup> j — m den Daumen drücken — j-m Erfolg wünschen

<sup>3</sup> die Werbeabteilung — Reklameabteilung

<sup>4</sup> der Werbetext — Reklametext

### *Übungen*

I. Erzählen Sie darüber:

1. Was der Erzähler vor Augen hat, wenn er zum Fenster hinausschaut.

2. Was im Hause vorgeht.

3. Welche Gedanken der Erzähler sich über die Mieter des Hauses macht.

4. Wie sein Zimmer eingerichtet ist.

5. Was Sie von seinem Vorleben wissen.
6. Wie sein Krankheitszustand verläuft.
7. Wie er sich um eine Anstellung bewirbt.
8. Wie er Brigitte kennenlernt.
9. Wie sich ihre Freundschaft entwickelt.
10. Wie es zu dem tragischen Ende kommt.

II. Beschreiben Sie anhand des Textes:

- a) Eine Großstadt,
- b) Das Leben in einer Mietskaserne,
- c) Das Leben im Büro.

Gebrauchen Sie dabei folgende Wörter und Ausdrücke:

a) hohe Häuser, Brücken, Strom, Lärm, Straßenbahnen quietschen, Autos brüllen, Maschinen rattern, Leuchtreklame blitzt, erleuchtete Auslagen, Warenhäuser, Kino, Theater, Gaststätte;

b) der Geruch des Essens, Duft von gebratenem Fleisch, Gepolter auf den Stiegen, auf dem Korridor, Teller klappern, Stimmen sprechen, Gläser klirren, Teller abspülen, das Radio anstellen, die Mieter, sich beklagen, ein Instrument spielen, Trompete blasen, sich beschweren;

c) mit dem Fahrstuhl fahren, Schild, Personalchef, Büroangestellter, Schreibmaschine, tippen, sich vertippen, Radiergummi, radieren, Beschäftigung bekommen, in der Werbeabteilung, einen Werbetext aufsetzen, Haus der Firma, Wände aus Glas, Arbeitskollege, Vorzimmer, Gang, sich zu schaffen machen, Schrank mit Ordnern, Kantine, Büroschluß, die Regeln der Firma, entlassen, kündigen.

III. Erklären Sie auf deutsch, was folgende Wörter und Ausdrücke bedeuten:

verwittert; es poltert auf den Stiegen; sich etwas ausmalen; sich etwas vorstellen; sich klar über etwas sein; die Bücher stehen griffbereit; sich vor jemandem blamieren; etwas unterlassen; sich etwas zu schaffen machen; jemanden nach Hause bringen; das Bewerbungsschreiben; der Lebenslauf; das Lichtbild; knapp vor Mittag; etwas geht schief; das Prospekt; die Drucksache.

IV. Übersetzen Sie ins Russische:

zum Fenster hinaussehen; die Teller abspülen; auch nur im geringsten; das Wäschestück; etwas darum geben; Lärm machen; Bescheid wissen; verzweifelt sein; bei jemandem vorsprechen; sich nicht trauen; sich vertippen; sauberlich radieren; die An-

stellung; sich an etwas zu schaffen machen; es hat geklappt; ausgehen; ins Gespräch kommen; jemanden nach Hause bringen; die Textarbeiten; über etwas nachdenken; sich etwas einreden; etwas auf sich beziehen.

V. Übersetzen Sie ins Deutsche:

пахнет картофелем; запах жареного мяса; к обеду пришли гости; гости ушли; повесить что-нибудь на веревку сушить; ломать голову над чем-нибудь; включить радио; производить оглушительный шум; рассматривать витрины (магазинов); я почти не выхожу из дому; броситься кому-нибудь на шею; уволить; иметь с кем-нибудь дело; одежда была поношенной; выдержать что-нибудь; дюжинами; подписать (письмо); повязать галстук; подняться вверх по ступеням.

VI. Bilden Sie Sätze mit den Wörtern: **ausgehen, herausbringen, anstellen**. Gebrauchen Sie dabei die Wörter in ihren verschiedenen Bedeutungen.

VII. In welchem Zusammenhang werden im Text folgende Wörter gebraucht?

klappern	verlegen
klirren	die Stätte
summen	der Ort
blasen	fleckenlos
rührend	verweint
zäh	gemein
quietschen	überfahren
brüllen	rotieren
rattern	vermissen
blitzen	der Farbklex
lärmen	das Geräusch
versinken	das Gedröhn
täppisch	

VIII. Suchen Sie im Text gleichbedeutende Wörter und Ausdrücke zu den folgenden Wörtern:

der Riß	jemanden nicht gern haben
eine kurze Zeit	die Autobiographie
sich beklagen	die Photographie
anfangen	kurz vor Mittag
gemacht! fertig!	einschalten
finden	unterschreiben (einen Brief)
begleiten (nach Hause)	die Stiege
ein Heim	angestrengt nachdenken
	wagen

IX. Setzen Sie, wo nötig, das Bestimmungswort ein:

Ich rannte über ... Brücke in ... Stadt hinein, aber ich mußte noch einmal umkehren, weil ich vergessen hatte mir ... Krawatte umzubinden. Knapp vor ... Mittag trat ich in ... große Haus ... Firma und ging ... Stufen hinauf zu ... ersten Stock, weil ich mich nicht traute mit ... Fahrstuhl zu fahren. An ... Tür las ich ... Schild „Personalchef“ und ging hinein. ... Mädchen saß auf ... Bürostuhl und tippte auf ... Schreibmaschine. ... Mädchen gefiel mir sehr.

X. Setzen Sie die passenden Präpositionen ein:

Jetzt ist es still im Haus. Die Mieter ... mir sind fortgegangen, wahrscheinlich ... den Großeltern der Kinder, die nicht weit ... hier einen Gemüseladen haben und im Stockwerk darüber wohnen. Der Besuch der Mieter ... mir ist auch fortgegangen, und ... der Küche höre ich das Klappern der Teller. Ich weiß alles ... die Menschen dieses Hauses, denn hier weiß jeder alles ... jedem.

Ich sitze ... dem kleinen runden Holztisch, ... meinem Rücken steht das dunkelgebeizte Holzregal ... den Büchern, die ich sehr liebe.

Und dann, es war ... einem Tage, ... dem das Stückchen Himmel ganz lichtblau ... mein Fenster fiel, kam ein Brief ... einem Warenhaus. Ich legte den Brief ... mich hin und wollte ihn öffnen.

Er war ... Personalchef des Warenhauses unterzeichnet, ich sollte ... ihm vorsprechen ... einer Beschäftigung.

*Katharina Hammer*

### WEG OHNE WAHL

Es fiel in der langen hastvollen Straße <sup>1</sup> nicht auf, daß ein junges, kaum erwachsenes Mädchen bereits das dritte Mal zögernd vor einem der hohen Häuser stehenblieb. Sie blickte den Menschen nach, die das Haus gleichgültig und ohne Feierlichkeit betraten, bis sie begriff, daß für jene das Haus nur ein gewöhnliches Haus war, dann ging sie weiter, noch einmal langsam die Straße auf und ab.

In Trauer gekleidet und in sich gekehrt, schritt sie durch das abendliche Getriebe. Die hellen Lampen, die bei den anderen Menschen die Farben leuchtender machten, ließen bei ihr das Schwarze noch dunkler und das Helle noch bleicher wirken.

Trotzig und finster war sie, weil zu früh verlassen, und wer sie sah, der konnte dazu kommen, dem Menschen, um den sie Trauer trug, wegen seines Weggehens Vorwürfe zu machen.

Manchmal kam etwas Brennendes in ihre Augen, immer dann, wenn ihr eine junge Mutter mit einem Kind begegnete. Ahnungslos gingen die Mütter vorbei, herzten ihre Kinder oder schalten sie, und das Mädchen dachte bei jeder: Vielleicht bist du so eine wie meine Mutter, vielleicht verläßt du schon morgen dein Kind, um leichter und lustiger ohne Kind zu leben. In ihrer Freudlosigkeit sah sie nur, wie grau und häßlich die Großstadthäuser waren, wie dunstig der Himmel und wie schmutzig die Straße. Blasse Menschen rannten um ein bißchen Feierabend. Und sie freute sich, daß es hier in der Straßenschlucht<sup>2</sup> von Ostberlin nicht anders war als zu Hause in Hamburg. In einer Welt, in der Mütter ihre Kinder verließen, konnte es nirgends anders sein.

Sie war zufrieden damit, weil sie um so stärker fühlte, daß sie ein Recht auf ihren Haß hatte.

Dann betrat sie das Haus, vor dem sie schon dreimal gezögert hatte, um nun ihre Mutter aufzusuchen, von der sie vor sechzehn Jahren verlassen worden war.

Das Wartezimmer der Ärztin Dorothea Kranz war groß, auf viel Leid und Hoffnung eingerichtet. Ringsum auf den Stühlen saßen wartemüde Menschen, manche in abgetragenen Kleidern aus schlechten Stoffen, manche in guten Sachen nach modernem Schnitt. Aber alle Gesichter zeigten Spuren von Arbeit, und die in den guten Sachen hatten auch Arbeits-hände.

Das Mädchen wunderte sich darüber. Das war zu Hause in Hamburg nicht so. Aber schließlich zeigte das nur, daß es ihre Mutter nicht weit gebracht hatte: Kassenärztin<sup>3</sup> in einem Ostberliner Arbeiterviertel. Und sie empfand voll Genugtuung die teure Eleganz ihres eigenen schwarzen Kostüms, die kostspielige Gepflegtheit ihrer Haut und des blonden Haarhelms. In diesem Schleier von Luxus war die Zärtlichkeit ihres Vaters, des Vaters, der nun tot war.



Vor ihren Augen bildete sich wieder das Gesicht des Vaters, in seiner letzten Atemnot von einer plötzlichen Angst verzerrt, mit entsetzensweiten Augen, und sie hörte wieder seine verlöschenden Worte: «Oh — deine Mutter — verflucht.» Seitdem war für das Mädchen von der Welt nichts mehr übriggeblieben als dieses Sterben. Für dieses einsame Sterben wollte sie jetzt die Mutter zur Rechenschaft ziehen.

Je mehr sich das Wartezimmer leerte, um so mehr erlosch das blasse Gesichtlein. Nur die Augen lebten in einer wilden Enschlossenheit. Dabei atmete das Mädchen kaum noch, als ob sie den Atem für die nächsten Minuten aufsparen wollte.

Als die Sprechstundenhilfe meldete, daß als Letzte noch ein junges Mädchen auf Behandlung warte, ließ die Ärztin am Schreibtisch einen Herzschlag lang die Feder sinken. Seit einigen Jahren stockte bei jeder ähnlichen Meldung ihr Blut. Und beim Anblick des schwarzgekleideten Mädchens wußte sie: Nun ist es so weit. Friedrich ist tot, jetzt kommt sie zu mir. Jetzt kann ich aufstehen, sie in meine Arme nehmen und sagen: Kind, mein liebes Kind, darauf hab' ich sechzehn Jahre gewartet.

Im Zimmer roch es nach Äther. Der Geruch war strenge Wirklichkeit, und zwei feindkalte Augen ließen sich nicht übersehen. So nahm die Ärztin nur ein Blatt Papier in die Hand, legte es wieder weg, nahm es noch einmal und legte es wiederum weg, weil es verriet, wie stark ihre Hand zitterte.

Ihre Augen sogten sich fest an der dunklen Mädchengestalt, suchten den Nebel von sechzehn Jahren zu durchbohren, doch da war kein Weg; am Ende mußte die Ärztin nur feststellen: Sie hat meine Augen, aber Friedrichs Blick.

Und die straffe Gestalt in dem weißen Kittel wurde etwas weniger straff.

Die Sprechstundenhilfe fragte nach den Personalien.

Christine Hoppenstedt. Ja, das war also Christine Hoppenstedt geworden. Was für eine rauhe, herrische Stimme sie hatte.

Einen Krankenschein hatte sie nicht, sie kam ja aus Westdeutschland, aber sie würde die Behandlung bezahlen.

Die Ärztin nickte. Geld hatte Friedrich immer genug gehabt, seine Tochter würde auch immer genug Geld haben.

Eine graugrüne nüchterne Karteikarte wurde vor die Ärztin gelegt. Das war so üblich, dann schickte die Ärztin

ihre Sprechstundenhilfe nach Hause. Sie starrte lange auf die Karteikarte. Von dem Mädchen her kam schweigendes, erbarmungsloses Abtasten.

So sah die Frau also aus, breit und vollbusig, wie eine richtige Mutter; mit dunklem Haar, glatt gescheitelt und schmucklos zu einem Knoten gebunden, wie bei einer richtigen Mutter, die nicht mehr an die eigene Schönheit denkt; die Hände waren stark und gut — alles wie bei einer richtigen Mutter.

Die Ärztin wandte ihr Gesicht dem Mädchen zu, ein großes, einfaches Gesicht, noch nicht alt und nur von wenigen Furchen durchzogen, aber die waren tief, als ob immer ein und dieselbe Sorge sich an ein und derselben Stelle eingefressen hätte.

«Warum sind Sie gekommen?» fragte sie langsam. Das Mädchen verlangte ein Rezept für ein Schlafmittel; es war ein sehr starkes Mittel, aber das Mädchen bestand darauf. «Mein Vater ist gestorben, vielleicht können Sie verstehen, daß man da nicht gut schlafen kann!»

Ihre Blicke trafen sich.

«Ja, aber sicher haben Sie noch eine Mutter.»

«Nein!»

Das zerschnitt mit seiner Schärfe die Hoffnung. Dorothea Kranz blickte weg. Von weit herholend sagte sie: «Ich habe viele mutterlose Kinder behandelt, manchen habe ich eine Pflegemutter besorgt.»

Das Mädchen zog die Augenbrauen zusammen und durchlebte in einem Moment noch einmal die tausend Momente ihrer Kindheit, in denen sie zusehen mußte, wie andere Kinder von ihren Müttern geliebt wurden. Und sie dachte: Das ist noch lange keine Entschuldigung, daß sie dafür fremde Kinder geheilt hat. Ihre schwarzen Augenbrauen zogen sich noch dichter zusammen, daß sie wie ein stählerner Riegel wurden.

Trotzdem hatte ihre Feindseligkeit etwas Hilfloses, so daß die Mutter an sich halten mußte, um dieses verkrampfte Kind nicht in ihre Arme zu nehmen. Aber berühren wollte sie es wenigstens, einmal ihr Kind wieder berühren. Ein triebhaftes Verlangen beherrschte die Frau, als sie sagte: «Da muß ich erst Ihr Herz untersuchen, ehe ich Ihnen das Mittel verschreiben kann.»

Verwundert und etwas zögernd machte das Mädchen den Oberkörper frei. Ihre Wäsche war luxuriös, unwahrschein-

lich dünn und mit noch dünneren Spitzen verziert. Einmal, vor mehr als sechzehn Jahren, hatte Dorothea Kranz kleine weiße Leinenhemden für das Kind genäht. Die Leinenhemden hatten ein mageres Kinderkörperchen eingehüllt, an der Brust hatte man die Rippen zählen können.

Dann hörte sie das Herz. Sie zählte die Schläge, dann zählte sie die Schläge nicht mehr. Sie schloß die Augen und sah das Herz, sah jeden Muskel, sah jede Ader und jede Herzkammer, aber was sie sehen wollte, konnte sie nicht sehen. Sie saß mit ihrem modernen Instrument und allen Kenntnissen ihrer Wissenschaft vor dem Herzen ihres Kindes und konnte nicht erkennen, ob es ein gutes oder böses Herz war.

Sie faßte das Mädchen an den Oberarmen; die Arme waren noch kindhaft dünn und der Rücken glatt und seidig wie bei einem jungen Tier. Die Frau strich mit der Hand darüber, und sie spürte, wie das Mädchen erschauerte.

Bis es, eben mit abgewandtem Gesicht, sagte: «Wenn man von seiner Mutter verlassen worden ist, dann kann man doch nicht sagen, daß man noch eine Mutter hat, nicht wahr?»

Die Ärztin ließ die Hände sinken. «Das kommt darauf an. <sup>4</sup> Es kann ja Gründe geben...»

«Nein!»

Langsam wandte sich die Frau wieder zum Schreibtisch, so langsam, daß die Enttäuschung in ihr niederfallen konnte und nicht mehr auf ihrem Gesicht zu sehen war. Es war töricht, enttäuscht zu sein, aber die Enttäuschung fragte nicht danach, sie war da und ließ das längst Gewußte um einen schmerzlichen Grad deutlicher wissen: das ist Friedrichs Sieg.

Kein Wunder, dieser Sieg.

Er begann, als vor sechzehn Jahren der Zug aus der Bahnhofshalle fuhr, und ein großer, stattlicher Mann mit einem kleinen Mädchen an der Hand zurückblieb. — Der Mann trug eine düstere schwarze Uniform und das Kind ein lichtweißes Pelzmäntelchen. Als das Kind weinen wollte, blickte der Mann es streng an, so daß die Tränen sich nicht hervorwagten.

Trotzdem sagte Christine Hoppenstedt jetzt: «Mein Vater war sehr gut.»

«So.»

«Er hat für alles gesorgt. Ich habe die Mutter überhaupt nicht vermißt.»

«So.»

«Ich hatte ein Kindermädchen und ein Dienstmädchen, ich durfte Auto fahren und reiten und Tennis spielen; ich hatte immer viele lustige Freunde.»

«So.»

«Mein Vater war ein großer Mann in unserer Stadt. — Sie hätten die Trauerfeier miterleben sollen — die vielen Blumen und die hohen Gäste — und seine Leute haben am Grab Salut geschossen —, er war Oberst — bei der Polizei.»

«Ach. — Also wieder bei der Polizei.» Seltsam starr und leblos wurde das Gesicht der Frau. «Da konnte er wieder eine Uniform tragen, und er hatte viele Menschenleben in der Hand.» Plötzlich lachte sie auf, als sei ihr soeben erst der Vergleich aufgegangen: «Ich habe auch viele Menschenleben in der Hand.»

«Mein Vater hat immer wieder Ruhe und Ordnung in unserer Stadt hergestellt.»

«Ja. Dafür hat er nur manchmal mit einem Federstrich Hunderte ins Gefängnis gebracht.»

Erstaunt hob Christine Hoppenstedt die dichten Brauen. «Sie scheinen nicht zu wissen, wie schwer das bei uns drüben ist, für Ruhe und Ordnung zu sorgen. Es gibt viele Lumpen und Verräter, Juden und —»; sie stockte einen Moment, blickte auf die Mutter und sagte dann noch: «— und Kommunisten.» Ruhig schien die helle Lampe weiter, das Glas in den weißen Schränken blinkte wie immer, silbern und kühl blieben die Instrumente, und von der Straße herauf lärmte die Stadt. Manch einer ging da unten, den hatte die Ärztin Dorothea Kranz wieder gesund gemacht, einige gab es, denen hatte sie im Gefängnis und im Konzentrationslager das Leben gerettet, und viele Menschen lebten, denen sie den Weg in ein menschlicheres Leben gewiesen hatte, in vielen Reden, an vielen Abenden, in rauchigen Versammlungen.

Jetzt wurden sie alle von der Ärztin nicht mehr geliebt. Während sie in der lastenden Stille saß, unter den unbarmherzigen Worten des Mädchens, schmolz der Frau das Leben zusammen zu einem sinnlosen Klumpen. Klar blieb dabei nur: während sie sich um Tausende bemüht hatte, war ihr Kind Fleisch von ihrem Fleisch und Geist von des Mannes Geist geworden.

Und sie erschrak, denn sie glaubte sich in dieser Stunde fähig, die Tausende gegen die eine zu tauschen.

Die Tausende waren von ihr fortgegangen, waren doch Fremde geblieben, aber die eine hätte zu ihr gehört wie der Wind zum Regen und die Sonne zur Blüte. Die eine würde jetzt nicht mit verächtlichem Gesicht auf sie blicken, sondern drüben in dem einsamen Zimmer auf sie warten, würde ihre warme, weiche Wange an sie schmiegen und sagen: Schön, daß du endlich kommst, Mutter.

Während sich der Schmerz tiefer in die Frau wühlte, hob sie den Kopf höher, das hatte sie sich in den vergangenen Jahren so angewöhnt. Ihre Augen wurden glasklar und suchend, das war der Moment, in dem andere Menschen beteten. Dann kam die Entschlossenheit wieder, die immer über sie kam, wenn das Leben anderer Menschen von ihr abhing.

Sie stand auf und zog ihren weißen Kittel aus. In dem schlichten blauen Kostüm und der hellen Bluse sah sie noch mütterlicher aus, so unauffällig, sich selbst so wenig betonend.

Das Mädchen fand es erstaunlich, daß ihr schöner, eleganter Vater diese Frau niemals ganz vergessen hatte. Auf seinem Schreibtisch hatte bis zuletzt eine Zeitung gelegen, in der die Frau abgebildet war, während sie auf einem Friedenskongreß sprach. Christine Hoppenstedt erzählte das, diese Mutter sollte wissen, wie der Vater ihr die Treue gehalten hatte, trotz allem. War er nicht ein wunderbarer Mensch?

Die Ärztin blieb darauf stumm, sie öffnete die Tür zum Nebenzimmer und sagte: «Wenn Sie wollen, erzähle ich Ihnen, wie es kommen kann, daß man einen solchen Mann verlassen muß.»

War es der nüchterne Ton oder der durchdringende glasklare Blick, oder was war es, weshalb Christine Hoppenstedt auf dem Weg zur Tür stehenbleiben mußte? Das Gesichtlein unter dem Haarhelm wurde bleich, und die schmalen Augen weiteten sich angstvoll. Ihre Kehle schnürte sich zu, daß sie mit der Hand danach greifen mußte, und sie stammelte gepreßt: «Nein, lieber nicht.»

Doch sie ging mit in das Wohnzimmer. Dieses Zimmer überraschte. Es war reich mit Polstermöbeln und Teppichen, mit Kissen und Wandbehängen ausgestattet; alles schien von der Sehnsucht nach Wärme und Weichheit zusammengetragen.

Die Ärztin ging zu einem Schrank und kramte etwas aus einem entfernten Winkel hervor. Bilder. Ein Männerkopf, schmal, gut geschnitten, mit einem lebenswürdigen Lächeln

in den Augen und einem leichtsinnigen Mund; ein Kinder-  
gesicht, rund, weich, großäugig, langlockig — engelsköpfig;  
und ein Mann und eine Frau, die Frau war viel kleiner als  
der Mann, er legte liebevoll beschützend den Arm um sie,  
sie blickten sich voll Zärtlichkeit an.

Die Bilder lagen auf dem kleinen Tisch.

Die Mutter saß davor, das Kind saß davor, und der lie-  
benswürdig lächelnde Mann war nicht mehr tot.

Dorothea Kranz deutete auf das Bild mit dem Mann und  
der Frau. «Man sieht, daß sich die beiden lieben, nicht wahr?»

«Ja.»

«Sie waren auch sehr glücklich. Er hatte gerade eine Stel-  
lung bekommen, bei der Polizei, das war 1932, und sie gab  
ihr Medizinstudium auf, weil er eine Frau haben wollte,  
die nur für ihn da war. Sie wollte auch nur für ihn  
dasein.»

Lebhaft fuhr das Mädchen dazwischen: «Ich habe auch  
einen Verlobten, der will auch, daß ich nur für ihn da bin.»  
Sie sprach von ihrem Verlobten so, wie alle sehr jungen Mäd-  
chen sprechen, als ob es eine große Tat sei, bereits einen  
Verlobten zu haben.

Die Ärztin schien davon nicht weiter beeindruckt, viel-  
leicht war sie auch zu sehr in der Erinnerung versunken.  
Sie saß auf dem Rand ihres Sessels und blickte auf die Bil-  
der. «Es ging den beiden gut, der Mann wurde schnell be-  
fördert, er wurde Offizier, denn er war sehr befähigt. Er hat  
mit großer Umsicht Streiks und Demonstrationen von Arbei-  
tern niedergeschlagen. Einmal fragte ihn die Frau: Und  
wenn die Arbeiter nun recht haben? Dann nahm er sie in  
seine Arme und beruhigte sie: «Das Recht hat immer zwei  
Seiten, am besten, man denkt nicht darüber nach und kämpft  
für das Recht auf der Seite, auf der man gerade steht.» Die  
Frau ließ sich damit beruhigen.

Sie bekam einen Pelzmantel und schöne Kleider, sie  
durfte Auto fahren und reiten und Tennis spielen, und sie  
war sehr angesehen.

Dann wurde er dadurch ausgezeichnet, daß er in die SS  
Hitlers eintreten durfte. Dort wurde er noch schneller beför-  
dert. Er wurde Offizier in einer Wachmannschaft im Kon-  
zentrationlager Buchenwald. Mit den Häftlingen hatte er  
nicht viel zu tun, er mußte nur ab und zu einen Befehl unter-  
schreiben, wenn von seiner Mannschaft Leute gebraucht  
wurden, um einige Häftlinge zu erschießen.

Als seine Frau darüber erschrak, beruhigte er sie wieder: «Das ist nötig für die Ruhe und die Ordnung in unserem Staat, wenn Deutschland leben will, müssen sie sterben, das sind alles Lumpen und Verräter, Juden und Kommunisten.» Die Frau freute sich nun aber nicht mehr über die schöne, behagliche Dienstwohnung. Die Wohnung lag weit ab vom Lager, doch manchmal zogen unter dem Fenster die Häftlingskolonnen vorbei. In endlosen Reihen, schwarz und weiß gestreift, schleppten sie sich vorbei. Niemals konnte es in einem Land so viel Lumpen und Verräter geben. Wenn einer umfiel, wurde er erschossen. Das taten die Leute aus der Mannschaft des Mannes. Der Mann sagte: Ich hab' das auch nicht gern, wir bleiben nur ein Jahr hier, bis du dein Auto hast.

Da merkte die Frau, daß sie kein Auto mehr haben wollte.

Einmal, sie führte ihr dreijähriges Kind spazieren, sprach sie mit einem weiblichen Häftling. Die Gefangene hatte erloschene Augen, aber wenn sie das Kind ansah, glomm darin ein unheimlicher Haß auf, und plötzlich rollten aus dem Haßglimmen zwei große Tränen hervor.

Die Gefangene hatte dem Kind über die Locken gestrichen und geflüstert: Du kleiner Engel, sie werden einen Teufel aus dir machen, und du wirst mich auspeitschen lassen.

Sie war Lehrerin gewesen und hatte ein jüdisches Mädchen in ihrer Wohnung verborgen, sie hatte das Kind ernährt und versorgt, weiter hatte sie nichts verbochen.»

In ihrem Sessel, klein und zusammengesunken, fuhr sich Christine Hoppenstedt über ihr Haar, als könnte sie damit das Streicheln der Gefangenen auslöschen, und sie sagte heiser: «Wer weiß, ob das alles wahr ist.»

Die Frau blickte das Mädchen fest und fordernd an und sprach sehr langsam weiter: «Wenn ich dich ansah, mußte ich an die verlassenen jüdischen Kinder denken, wenn ich die Liebe zu dir fühlte, mußte ich den Schmerz der fortgerissenen jüdischen Mutter daneben fühlen, und ich mußte nun wissen, ob ich wollte oder nicht, daß es nur ein Menschenrecht gibt und daß wir im Unrecht lebten.

Ich beschwör den Mann, mit mir fortzugehen. Er sagte, das ginge nicht mehr, er würde sofort als Verräter betrachtet. Dann sollte er mit mir fliehen, ich war zu allem bereit, um aus der entsetzlichen Schuld zu kommen. Er ging nicht darauf ein. Da merkte ich, daß er nicht mehr wollte. Er war

schon vergiftet. Der Rausch, Herr über Leben und Tod zu sein, hatte ihn vergiftet.

In der Nacht, als der Mann mir Zärtliches zuflüsterte, sagte ich: Sprich lauter, daß ich die Schreie nicht höre. Es war aber ganz ruhig. Ich flehte: Schrei doch, daß ich die Flüche nicht höre. Man konnte aber keinen Laut vernehmen. Da schrie ich: Hörst du nicht die entsetzlichen Anklagen? Die unschuldig Toten klagen dich an. Oh, sie werden alle, alle eines Tages wieder vor dir stehen — in deiner Sterbestunde werden sie alle von dir Rechenschaft fordern.

Er riet mir, in Zukunft Schlaftabletten zu nehmen.

Das war unsere letzte Umarmung.»

Entsetzt starrte das Mädchen auf die Mutter, leise flehend: «Hören Sie auf, bitte hören Sie auf.» Sie sagte nicht mehr: Wer weiß, ob das alles wahr ist. Sie sah wieder das Gesicht des Vaters vor sich, in seiner letzten Atemnot von einer furchtbaren Angst verzerrt; da waren sie ihm also erschienen — die Toten. Und sein Fluch hatte nicht der Mutter gegolten. Wem dann?

In die aufgerissenen Gedanken hinein wieder die ruhige, beinahe unbeteiligte Stimme der Ärztin: «Ich bin dann fortgegangen. Es blieb mir keine Wahl. Das ist das Sonderbare in unserer Welt, wer in seinem Innersten von dem erloschenen, haßglühenden, weinenden Blick gequälter und unterdrückter Menschen getroffen ist, der muß mit ihnen gehen, bis in die Freiheit. Das ist das Sonderbare in unserer Welt, vielleicht besteht sie bloß deshalb noch.

Ich bin gegangen, um die Wunden zu heilen, die der Mann schlug.»

«Und warum hast du —», das Mädchen erschrak und stockte, wiederholte aber: «— hast du mich nicht mitgenommen?»

«Es gab für mich keinen Richter. Sollte ich den Nazi-gerichten meine Not ins Gesicht rufen? Ich wurde als eine ehr- und pflichtvergessene Frau geschieden. Einer solchen Frau sprach man kein Kind zu.»

Ein erschrocken hervorgebrachtes Du stand zwischen der Mutter und ihrem Kind, aber es war zu schwach und ging wieder ein. Die beiden kamen nicht aufeinander zu, sie umarmten sich nicht, sie blieben steif und stumm und sich fern.

Das blasse Gesicht des Mädchens war leer geworden, der Haß war weg und der Hochmut, aber auch die wilde Zärtlichkeit, die bei jedem Gedanken an den Vater drin



gewesen war. Eine öde Hülle aus Haut und Fleisch war das kleine Gesicht geworden.

Mit dem metallisch harten Aufklappen ihrer Tasche zerriß das Mädchen die Stille. Sie begann sich zu pudern. Unter dem Puder blieb die Leere.

Die Ärztin stand auf, sie war ruhig, denn sie wußte, daß sie ihrem Kind den größten Liebesdienst erwiesen hatte. Sie blickte zum Fenster hinaus in die sternenlose Nacht, als sie fragte: «Was werden Sie nun tun?» Sie fragte es mit einem Schimmer Hoffnung.

Wieder hartes und metallisches Zuklappen der Tasche. Christine Hoppenstedt erhob sich ebenfalls. «Ich habe ja noch meinen Verlobten. Ich werde heiraten. Er ist meinem Vater ähnlich, auch so groß und schlank und schön; genauso tüchtig. Er wird jetzt sein Nachfolger im Amt werden.»

«Nein!» Die ruhige Frau fuhr jäh herum. Sie sah aus, als blicke sie in einen fürchterlichen Abgrund. «Das kann nicht sein! Sag, daß es nicht wahr ist.»

«Doch. Es ist das beste für mich, da braucht sich nichts in meinem Leben zu ändern. Ich kann sogar in unserer schönen Dienstwohnung bleiben.»

«Und der Mann wird schnell befördert werden, weil er mit großer Umsicht die Demonstrationen der Arbeiter niederschlägt —, weil er nicht nach dem Recht fragt—, und er wird dich verwöhnen, und du wirst ein gutes Leben haben — und eines Tages — wird er vielleicht wieder in einem Konzentrationslager...»

«Schweigen Sie! Seien Sie doch still! Genügt es Ihnen noch nicht, daß Sie mir den Vater genommen haben? Schweigen Sie! Meinen Verlobten will ich behalten! Schweigen Sie doch!»

Dorothea Kranz schwieg schon lange, sie sah nicht mehr, daß das kleine Gesicht wieder krampfhaft böse geworden war, sie hatte die Augen mit ihren Händen bedeckt. Als sie aufblickte, war sie allein.

Schwerfällig ging sie in das Sprechzimmer. Auf dem Schreibtisch lag ein Rezept für Christine Hoppenstedt. Sie zerriß es. Die Schnipsel verbrannte sie. Und sie dachte: Warum gerade ich? Viele Stunden dachte sie: Warum gerade ich? Gestern der Mann, heute das Kind, und noch nicht genug. Sie fror. Nicht nur vor Einsamkeit. Die Kälte kam von dem Unerbittlichen. Was blieb ihr noch zu tun?

Sie griff nach ihrem Buch und trug die Patienten ein, die am Tage besucht werden mußten. Als der Morgen graute, klingelte es. Ein Mann stand draußen, noch in Arbeitskleidern, von der Nachtschicht verbraucht<sup>5</sup>; zu Hause hatte er eine verzweifelte Frau und das Kind noch kränker als am Abend angetroffen, es bekam keine Luft mehr. Würde die Ärztin mitkommen?

Natürlich.

Beinahe erleichtert nahm Dorothea Kranz ihre Tasche.

Während er hastig vom Verlauf der Krankheit berichtete, nahm sie sein gutes, einfaches Gesicht in sich auf, angstgepeinigt war es jetzt, und sie war dazu bestimmt, die Angst von diesem Gesicht zu nehmen. Sie lächelte ihm zu.

«Wird das Kind noch zu retten sein?» fragte er.

«Ich denke schon, von der Krankheit schon. Daß es Ihnen die Menschen nicht wieder wegnehmen, dafür müssen Sie dann selber sorgen.»

Der Mann blickte scheu auf die Ärztin, er verstand sie nicht.

Einige Wochen später, nachdem Dorothea Kranz ihre Tochter in einem Brief aufgefordert hatte, für immer zu ihr zu kommen, erhielt sie eine kraklige, konfuse Nachricht von Christine Hoppenstedt.

Das Mädchen schrieb: «Ich weiß nun nicht, was mit mir werden soll. Alles kommt mir so verändert vor. Mit meinem Verlobten verstehe ich mich auch nicht mehr. Ich werde etwas lernen. Aber ich bin unglücklich. Warum bin ich zu Ihnen gegangen? Es war erst<sup>6</sup> viel schöner auf der Welt. Vielleicht werde ich Sie einmal besuchen. Jetzt weiß ich nicht, ob ich Sie segnen oder verfluchen soll.»

Die Frau zerknüllte den Brief und glättete ihn wieder, er schwamm vor ihren Augen, und sie flüsterte:

«Meinetwegen verfluchen — aber komm wieder.»

### Texterläuterungen

<sup>1</sup> eine hastvolle Straße — eine Straße, in der alles zu eilen und zu hasten schien

<sup>2</sup> die Straßenschlucht — eine Großstadtstraße, die an eine von hohen Wänden umgebene Schlucht erinnert

<sup>3</sup> die Kassenärztin — Ärztin an einer staatlichen Poliklinik

<sup>4</sup> das kommt darauf an... — es hängt davon ab

<sup>5</sup> er war von der Nachtschicht verbraucht — er war erschöpft, ermüdet von der Arbeit während der Nachtschicht

<sup>6</sup> erst = hier: früher

## Übungen

I. Beantworten Sie folgende Fragen:

1. Warum blieb Christine Hoppenstedt bereits das dritte Mal vor einem der hohen Häuser stehen und warum zögerte sie einzutreten?

2. Welche Gedanken kamen Christine, als sie das Wartezimmer der Ärztin, ihrer Mutter, betrat?

3. Was erregte die Ärztin so, als die Sprechstundenhilfe ihr meldete, daß noch ein junges Mädchen auf Behandlung warte?

4. Welche Erinnerungen kamen der Ärztin bei der Untersuchung des Mädchens?

5. Was erzählte die Ärztin ihrer Tochter von dem Zusammenbruch ihrer Ehe?

6. Worin bestand der große Liebesdienst der Mutter, den sie ihrer Tochter erwiesen hatte?

II. Drücken Sie folgende der Erzählung entnommene Redewendungen mit anderen Worten aus:

das Wartezimmer der Ärztin war auf viel Leid und Hoffnung eingerichtet; die kostspielige Gepflegtheit ihrer Haut und ihres blonden Haarhelms; entsetzensweite Augen; jemanden zur Rechenschaft ziehen; auf Behandlung warten (im Wartezimmer eines Arztes); ihr Blut stockte; ein schweigendes erbarmungsloses Abtasten; von weit herholend; die Mutter mußte an sich halten, um das Kind nicht in ihre Arme zu nehmen; in den Augen glomm unheimlicher Haß auf; sie beschwor ihren Mann; er war von der Nachtschicht verbraucht.

III. Erzählen Sie:

1. Von dem Gespräch, das sich im Sprechzimmer der Ärztin entspann.

2. Von der Kindheit Christines.

3. Davon, wie sich das Zusammenleben der Eltern anfangs gestaltete.

4. Wie es zum Bruch kam.

5. Wie sich das Leben des Vaters nach der Trennung gestaltete.

6. Wie sich das Leben der Mutter nach der Trennung gestaltete.

7. Wie sich das Leben der Tochter nach dem Besuch bei der Mutter gestaltete.

IV. Finden Sie im Text alle Ausdrücke, die für die Charakterzüge und für das Ansehen a) des Vaters, b) der Mutter, c) der Tochter bezeichnend sind.

V. Übersetzen Sie ins Deutsche und bilden Sie dann Sätze:

добиться чего-нибудь	больничный лист
бранить	карточка (в картотеке)
иметь право на что-нибудь	осмотреть больного
привлечь кого-нибудь к ответственности	прописать лекарство
часы приема	принять снотворное
ожидание приема	оказать кому-нибудь дружескую услугу
белый халат	

VI. Übersetzen Sie ins Russischer

zögern	jemandem trotz allem die Treue halten
dunstig	die Kehle war ihr wie zugeschnürt
der Feierabend	etwas gepreßt stammeln
in Angst versetzen	etwas hervorkramen
die straffe Gestalt	ein Schimmer Hoffnung
das Haar glatt gescheitelt	das Kind bekam keine Luft mehr
das Haar zum Knoten gebunden	
(etwas) jemanden vermissen	

VII. Was wollte die Ärztin mit den folgenden Worten sagen und wann wurden sie gesprochen?

1. „Das ist Friedrichs Sieg...“
2. „Ich habe auch viele Menschenleben in der Hand.“
3. „Da merkte die Frau, daß sie kein Auto mehr haben wollte.“
4. „Sie werden alle, alle eines Tages vor dir stehen — in deiner Sterbestunde werden sie alle Rechenschaft von dir fordern.“
5. „Ich wurde als eine ehr- und pflichtvergessene Frau geschieden.“
6. „Meinetwegen verfluchen — aber komm wieder.“

VIII. Finden Sie im Text Synonyme zu den Wörtern:

lieblos	einfach
besuchen	der Gefangene
nicht bemerken	begabt
gemütlich	sehr bitten

IX. In welchem Zusammenhang werden im Text folgende Wörter gebraucht?

der Klumpen  
der Rautsch  
düster  
lichtweiß  
metallisch

vermissen  
Polstermöbel  
Entschlossenheit  
das Amt  
die Stellung

X. Bilden Sie Sätze mit den Wörtern: **befördern**, **übersehen**, **versetzen**. Gebrauchen Sie dabei die Wörter in ihren verschiedenen Bedeutungen.

XI. Setzen Sie, wo nötig, das passende Bestimmungswort ein:

... Ärztin ging zu ... Schrank und kramte etwas aus ... entfernten Winkel hervor. ... Bilder. ... Männerkopf, schmal, gut geschnitten, mit ... lebenswürdigen Lächeln in ... Augen und ... leichtsinnigen Mund; ... Kindergesicht, rund, weich, großäugig, langlockig; und ... Mann und ... Frau, ... Frau war viel kleiner als ... Mann, er legte liebevoll beschützend ... Arm um sie, sie blickten sich voll ... Zärtlichkeit an. ... Bilder lagen auf ... kleinen Tisch.

*Friedrich Wolf*

## DIE ANNA UND DER MÄNNERSTREIK

Sie konnte vor Müdigkeit kaum mehr aus den Augen sehen, die fünfundzwanzigjährige Bürgermeisterin Anna Berger aus L. Da war die Wintersaat, die in den Boden mußte, da waren die Listen der Ablieferungsquoten<sup>1</sup>, der Holzschlag<sup>2</sup> im Wald, die Schotterung der Landstraße<sup>3</sup> und der Neubau des Schulhauses. Vom Morgendämmern bis zur Dunkelheit war die Anna auf den Beinen. Sie trug über ihrem Jackenkleid, das sie noch aus ihrer Berliner Zeit als Buchhalterin eines Baubüros besaß, eine ehemals elegante, jetzt von Wind und Wetter völlig verschossene Lederjacke. Ja, früher sah man die Anna stets tiptopp in Schale<sup>4</sup>. Aber nun fraß die Arbeit ihres heimatlichen Dorfes sie völlig auf. Ihr «Luxus» bestand heute darin, daß sie jeden Abend sich in einem großen Kübel heißen Wassers schrubbte und wusch; dann fiel sie ins Bett, oft zu müde zum Essen.

Sie war nicht zimperlich, die Anna; sie hatte auch früher hart herangemußt. Doch heute hatte die Arbeit einen neuen Sinn.

Nun kam diesen Mittag ein Anruf aus der Kreisstadt von dem Heimkehrer <sup>5</sup> Herbert Schwerik: er wolle den Bürgermeister sprechen. Anna hielt einen Augenblick den Atem an: Der Bürgermeister sei am Apparat.

Wieso? Das sei doch eine Frauenstimme.

Nun ja... eben das Bürgermeisteramt, die Sekretärin.

Er bitte, seinem Bruder auszurichten, daß er morgen komme.

So war es. Und was lag alles dazwischen in jenen vergangenen sechs Jahren, seitdem man den Herbert mit seiner Panzertruppe an die Front geworfen hatte! Das Leben in , wo sie von Stenotypistin zur Buchhalterin aufgewar, dann die Zerbombung ihres Büros, die Evakuierungs Land — es fiel ihr nicht schwer, da sie von Bauern te, sie hatte sich sogar noch umgeschult aufs Maurererk, hier stand sie mit beiden Füßen auf dem Boden. kam der Zusammenbruch. Sie schlug sich zu ihrem tdorf durch, wo sie dem Altbürgermeister die Bücher, und Tabellen führte. Was sie anfaßte, das klappte. ngs der Altbürgermeister wollte alles besser wissen. es manchen Krach, bis die Anna eines Tages sagte, te lieber auf ihr Feld und werde nebenbei als Maurer n. Aber das machte die Gemeinde, die zu siebzig t aus Frauen bestand, nicht mit. So wurde die junge ur Bürgermeisterin gewählt. Es gab für sie noch manche uß. Doch sie ward auch damit fertig.

1911 heute mittag bei Herberts Telefonanruf hatte sie etwas getan, was nicht stimmte. Weshalb eigentlich hatte sie dem Herbert, ihrem Jugendfreund, nicht gesagt, daß sie Bürgermeister war? Er mußte es morgen ja doch erfahren. Schließlich war ihre Freundschaft auch während des Krieges nicht erkaltet. Sie hatte ihm Päckchen und Briefe geschickt. Und als er sie während seines letzten Urlaubs in Berlin besucht hatte, wunderbare Tage waren das gewesen. Eine Ewigkeit mußte es her sein. Weshalb bloß hatte sie heute ihren Freund belogen?

Nun, die Sache war nicht so tragisch. Herbert — etwas abgemagert, aber noch der lebenslustige draufgängerische

Junge von früher —, Herbert lachte «das Fräulein Bürgermeister» einfach aus. Und als sie ihn bat, morgen aufs Gemeindeamt zu kommen, zur Eintragung seiner Personalien<sup>6</sup>, da riß Herbert militärisch seine Knochen zusammen<sup>7</sup> und sagte: «Jawohl, Fräulein Bürgermeister! Zu Befehl, Herr Feldwebell!»

Herbert war glücklich, zu Hause zu sein. Man gönnte ihm gern die Ruhe. Mächtig viel hatte der Herbert von den letzten sechs Jahren zu erzählen. Abends versammelten sich die jungen Leute im Hause seines Bruders, ihm zuzuhören. Nur die Anna hatte so wenig Zeit, das «Fräulein Bürgermeister». Das wurmte ihn. So ging er noch spät zu ihr. Sie hörte ihm eine Weile zu; dann meinte sie: «Ach, Herbert, laß einmal den Krieg! Denk an unsre Arbeit hier; da ist auch ein ständiger Kampf, aber für eine Sache, die sich lohnt.»

Der Neubau des Schulhauses mußte beschleunigt werden. Es sollte vor Winter unter Dach. Auch Herbert war für die Bauarbeiten eingeteilt. Er kam nicht. Als man ihn aufs Gemeindeamt vorlud und die Bürgermeisterin ihn wegen seines Fernbleibens befragte, erwiderte er: Erstens habe er noch seine Feldarbeit zu verrichten, und zweitens interessiere ihn die Schule einen Dreck, zumal er selbst keine Kinder haben werde und weder ein Tagelöhner noch Maurer sei. Er gehe in seiner Freizeit lieber in die Stadt und kaufe sich ein paar Flaschen Rotwein; das brauche er zur Kräftigung nach sechs Jahren Krieg und Gefangenschaft, und damit basta!

Die Bürgermeisterin hätte ihn ja in Strafe nehmen können. Aber sie sagte bloß: «Wie du meinst.» Dann schrieb sie weiter in ihren Abrechnungskisten, als sei er eine Null und gar nicht vorhanden.

Herbert war wütend. Er ging bei seinen Kriegskameraden umher und wiegelte sie auf, sich nicht länger «von einem Weiberrock» kommandieren zu lassen! Nach fünf Tagen kam keiner der Männer mehr zum Schulbau.

Die Nachbarin der Anna riet ihr, eine Gemeinderatssitzung zu berufen, in der die Frauen die Mehrheit hatten, und dann nach Beschlußfassung die Sache an den Landrat weiterzugeben. Doch die Anna war dagegen. Die Männer hätten ihnen den Kampf angesagt; sie, die Frauen, wollten den Kampf mit eigener Kraft ausfechten. Ob die dreißig Frauen,

die am Bau arbeiteten, sich zutrauten, mit Überstunden und schneller Anlernung der jungen Mädels als Handlanger die Sache durchzuführen? Frauen hätten schon schwierigere Aufgaben bewältigt. Sie sprach so feurig und überzeugend, daß alle begeistert waren.

Am nächsten Tag erschienen über fünfzig Frauen und Mädels auf dem Bau. Sie schufteten wie die Teufel. Die Bürgermeisterin selbst, die ja das Maurerhandwerk erlernt hatte, wies die jungen Mädels an, wie der Mörtel zubereitet wurde, wie man in einer «Kette» die Ziegelsteine anreichte; sie überwachte die Arbeit und griff überall selbst mit an. Die Männer gingen vorbei und machten ihre Witze. Sie stutzten allerdings, als die Frauen mittags nicht heimkamen und auch nicht das Essen für sie bereiteten. Vielmehr hatten die Frauen einen alten Herd in den Bau gestellt und kochten dort in einem großen Kessel gemeinsam für sich und die Kinder. Jetzt schmunzelten die schmausenden Frauen über ihre Männer, die sich selbst das Essen herrichten mußten. Einzelne Haustyrannen rückten an und wollten sich ihre Weiber heimholen. Aber die fünfzig Arbeiterinnen standen mit ihren Mörtelkellen bereit. Und die Männer hatten keine Lust, sich mit feuchtem Lehm einseifen zu lassen und sich dem Gelächter auszusetzen.

Dieser Stellungskrieg dauerte eine Woche, dauerte zwei Wochen.

Die Mauern der neuen Schule wuchsen empor. Ein Glück, daß das Gerüst bereits stand! Anna überlegte, ob sie nicht doch etwas unüberlegt gehandelt hatte? Wer sollte später den Dachstuhl setzen und das Dach decken? Wenn die Zimmerleute und Dachdecker es mit den Männern hielten? Ihr Kopf schmerzte beim Nachdenken. Den ganzen Tag über war sie jede freie Minute auf dem Bau. Von dem geheizten Dienstraum in Gemeindeamt rannte sie, so wie sie war, ins Freie zur Baustelle bei Wind und Wetter. Die Schreibung ihres Bürgermeisteramtes mußte sie dann bis in die späte Nacht erledigen.

Das war selbst für ihren kräftigen Körper zuviel.

Eines Morgens schüttelte es sie. Unsinn! Sie ging auf den Bau. Nun erst recht! Doch plötzlich erfaßte sie ein Schwindel. Sie mußte sich setzen, ihre Zähne klapperten vor Frost. Man brachte sie zu Bett. Der Arzt stellte über vierzig Grad Fieber



fest und eine beiderseitige Lungenentzündung. Sie lag auf Leben und Tod. Sie phantasierte immer von der neuen Schule: «... die Schule ist so wichtig wie die Felder ... Das Beste, das Allerbeste für die Kinder!»

Die Frauen pflegten Anna wie ihre Schwester. Tag und Nacht wachten sie bei ihr und wechselten einander ab. Einmal standen nachts zwei Flaschen Rotwein vor der Haustür. Kein Zettel war darangeheftet. Man konnte nicht wissen, wer sie hingestellt hatte.

Anna genas. Sie wollte zu gern gleich zur Baustelle. Aber man hielt sie zurück. Die Frauen befolgten streng die Anordnung des Arztes. So verging Woche um Woche.

Endlich, es war an einem sonnigen Wintertag, führte man sie hinaus. Anna schaute auf den Bau. Dann blickte sie nach oben: der Dachstuhl saß auf dem obersten Stockwerk, und auf dem Giebel hing an einer Stange der Richtkranz<sup>8</sup> aus Tannenzweigen mit bunten Wimpeln. Auf dem Dachfirst<sup>9</sup> aber saß mit den Zimmerleuten der Herbert. Und unten standen die anderen Männer des Dorfes und schauten fröhlich auf ihre Bürgermeisterin.

Abends meint die Anna zu Herbert: «Weißt du, was mir sehr geholfen hat bei der Krankheit?»

«Was?»

«Der Rotwein.»

Der Herbert schaut sie an und lächelt.

### *Texterläuterungen*

- <sup>1</sup> die **Ablieferungsquote** — Betrag der Pflichtablieferung landwirtschaftlicher Erzeugnisse an den Staat
- <sup>2</sup> der **Holzschlag** — Holzfällen
- <sup>3</sup> die **Schotterung der Landstraße** — Befestigung von Straßen mit zerkleinerten Steinen
- <sup>4</sup> **tipptopp (in Schale) sein** — sehr sorgfältig, ordentlich, akkurat, feingekleidet sein
- <sup>5</sup> der **Heimkehrer** — ein aus der Kriegsgefangenschaft, lange Zeit vermißter, verloren geglaubter heimgekehrter Soldat
- <sup>6</sup> die **Eintragung der Personalien** — schriftliche Angaben über Lebensgang und persönliche Verhältnisse eines Menschen
- <sup>7</sup> er **riß die Knochen zusammen** — er nahm militärische Haltung an
- <sup>8</sup> der **Richtkranz** — ein Teil der Dachkonstruktion
- <sup>9</sup> der **Dachfirst** — die oberste, waagrecht verlaufende Dachkante

## Übungen

I. Beantworten Sie folgende Fragen:

1. Wie verhielt sich Anna zu ihrer Arbeit?
2. Wer rief aus der Kreisstadt an und welches Gespräch entspann sich? Welchen Vorwurf machte sich Anna?
3. Womit hatte Anna das Vertrauen der Gemeinde erworben, daß man sie zum Bürgermeister wählte?
4. Was klappte nicht, als Herbert zu Hause war?
5. Wie stellten sich die Männer zu dem, daß das neue Schulhaus schon vor Winter unter Dach sein mußte?
6. Was geschah mit Anna?
7. Was ereignete sich während Annas Krankheit?

II. Geben Sie mit anderen Worten wieder:

die Wintersaat mußte in den Boden; der Neubau des Schulhauses; vom Morgendämmern bis zur Dunkelheit; sie hatte auch früher herangemußt; sie war von der Stenotypistin zur Buchhalterin aufgerückt; was sie anfaßte, das klappte; es gab manchen Krach; es mußte eine Ewigkeit her sein; das wurmte ihn; die Bürgermeisterin hätte ihn in Strafe nehmen können; nach Beschlußfassung die Sache weitergeben; jemandem den Kampf ansagen; den Kampf ausfechten; die Haustyranen rückten an; die Schreibung mußte sie in der Nacht erledigen; sie lag auf Leben und Tod (krank); sich etwas zutrauen.

III. Übersetzen Sie ins Deutsche und bilden Sie Sätze mit dem Übersetzten:

за что бы она ни бралась, все ей удавалось; иногда бывали скандалы; это его злило; его можно было бы оштрафовать; объявить кому-нибудь войну; созвать собрание; отчет (письменный); предписание врача; поправиться (после болезни); двустороннее воспаление легких; острить.

IV. Übersetzen Sie ins Russische:

eine verschossene Lederjacke	etwas nicht mittun (wollen, schrubben und waschen können)
zimperlich sein	es stimmt (nicht)
der (Telefon) Anruf	jemandem (die Ruhe) gönnen
den Atem anhalten	etwas beschleunigen
jemandem etwas ausrichten	vors Amt (Gericht) vorgeladen werden
zerbomben	

umschulen  
der Zusammenbruch  
einen Kampf ausfechten  
der Stellungskrieg  
jemanden aufwiegeln

eine Ratssitzung berufen  
genesen  
sie lag auf Leben und Tod  
es verging Woche um Woche  
bei Wind und Wetter

V. Beschreiben Sie:

- a) Anna,
- b) Annas Arbeit als Bürgermeisterin,
- c) Die Arbeit auf dem Bau,
- d) Annas Krankheit,
- e) Den Stellungskrieg.

Gebrauchen Sie dabei folgende Wörter und Redewendungen:

a) von Bauern abstammen, Buchhalterin eines Baubüros, ein Jackenkleid, eine ehemals elegante Lederjacke, stets tipptopp sein, der Luxus, schrubben und waschen, nicht zimperlich sein, hart heranmüssen, mit beiden Füßen auf dem Boden stehen, das Maurerhandwerk erlernen, zur Bürgermeisterin gewählt werden, mit allem fertig werden;

b) die Wintersaat, die Ablieferungsquoten, die Abrechnungsliste, der Holzschlag, die Schötterung der Landstraße, der Neubau des Schulhauses, von früh bis spät auf den Beinen sein, der neue Sinn der Arbeit, manche harte Nuß, die Schreiberei erledigen, schuffen, mit angreifen, die schwierige Arbeit bewältigen;

c) am Bau arbeiten, Überstunden, Anlernung der jungen Mädels als Handlanger, schuffen wie die Teufel, den Mörtel zubereiten, die Ziegelsteine anreichen, den Dachstuhl setzen, das Dach decken, alle mit angreifen;

d) aus dem geheizten Dienstraum ins Freie, bei Wind und Wetter auf der Baustelle, die Zähne klappern, der Arzt, feststellen, hohes Fieber, pflegen, wachen, einander abwechseln, beiderseitige Lungenentzündung, genesen;

e) vorbeigehen, stutzen, Witze machen, mittags nicht heimkehren, schmunzeln, schmausen, das Essen herrichten, keine Lust haben, sich dem Gelächter aussetzen, der Haustyran, lange dauern.

VI. Finden Sie im Text sinnverwandte Ausdrücke für:

es ärgerte ihn, er war böse, jemandem den Krieg erklären, das Essen bereiten, den Kampf austragen, mit etwas fertig werden, mit angreifen, mit Appetit essen.

VII. Bilden Sie Sätze mit den Wörtern: **stimmen, pflegen, austragen**. Gebrauchen Sie dabei die Wörter in ihren verschiedenen Bedeutungen.

VIII. Setzen Sie, wo nötig, das Bestimmungswort ein:

... Nachbarin ... Anna riet ihr, ... Gemeinderatssitzung zu berufen, in der ... Frauen ... Mehrzahl hatten, und dann nach ... Beschlußfassung ... Sache an ... Landrat weiterzugeben. Doch ... Anna war dagegen. ... Männer hatten ihnen ... Kampf angesagt; sie ... Frauen, wollten ... Kampf mit eigener Kraft ausfechten. Ob ... dreißig Frauen, die an ... Bau arbeiteten, sich zutrauten, mit ... Überstunden und ... schneller Anlernung ... jungen Mädels als ... Handlanger ... Sache durchzuführen?

*Kurt Türke*

## DER GELDSCHRANK

Jeden Abend studierte Albin Hauke die zwei Zeitungen, die er sich hielt, und wenn er etwas besonderes gefunden zu haben meinte, las er es seiner Frau vor und besprach's womöglich lange und ausführlich mit ihr, ganz gleich, ob es sich da nun um die Politik oder vielleicht um eine maschinelle Verbesserung in der Landwirtschaft handelte.

Doch eines Abends im Spätherbst legte er die Tabakspfeife nicht weg, obwohl er, im Anzeigenteil der Bezirkszeitung, schon zum zweitenmal folgendes gelesen hatte: «Geldschrank für 250 DM preisw. zu verk.<sup>1</sup> Interessenten wenden sich an Ella verw.<sup>2</sup> Dutzschke, Hirschgarten-Anbau 56.»

Albin Hauke sagte deswegen nichts, weil er beschlossen hatte, diesen Geldschrank zu kaufen.

Zwei Tage später, am Sonnabend, nach der Arbeit, rasierte er sich sorgfältig, zog saubere Kleidung und Schuhe an, band sich einen Schlips um und setzte sogar den schwarzen Hut auf.

«Wohin geht's denn eigentlich?» fragte seine Frau.

«Ich bin zum Abendessen wieder hier. Dann weißt du mehr. Warte, auch wenn's später werden sollte.»

Wenn er so antwortete, war nichts weiter zu erfahren. Also ließ die Frau ihn auf seinem Fahrrad davontreten.

Er hatte zwei Dörfer hinter sich zu bringen, und als er den Eichenwald vor Hirschgarten-Anbau erreichte, dunkelte es bereits. Beim Gasthaus «Hubertus» hielt er an, ging hinein und trank im Stehen vor der Theke einen doppelten Doppelkümmel. Keine zwei Minuten später zwang er sich schon wieder auf den Sattel.

Dutzschkes Villa stand in einem großen Garten. Aus einem Vorderfenster fiel das Licht in die Edeltannen. Dort drin sitzt sie, Dutzschkes zweite Frau, und wartet auf den Interessenten, dachte der Bauer grimmig. Dazu hatte er Grund genug.

Die villa war in dem Jahre gebaut worden, in dem er, Hauke, sechs Monate gesessen hatte, im Herbst 1932 genau, vor achtundzwanzig Jahren, zu einer Zeit, da sich Armut und Elend auch unter den Bauern rasend vermehrt hatten. Mancher war damals um Haus und Hof gekommen. Aber der Viehhändler Erwin Dutzschke hatte sich damals diese teure Villa errichten lassen können! Vom Elend hat der sein Wohlleben geführt, dachte Albin Hauke. Wir haben Margarine aufs Brot geschmiert und die Butter verkauft, und der hat gehandelt, prozessiert und die Leute begaunert, wo er nur konnte, und mich hat er zu aller Schande auch noch hinter die Gitter gebracht!

Dutzschke hatte Albin Haukes Getreide auf dem Halm pfänden lassen, denn Hauke hatte durch Unglück im Stall eine junge ostpreußische Herdbuchkuh<sup>3</sup> gegen hohe Vierteljahreswechsel kaufen müssen und war dann schon beim ersten Fälligkeitstermin zahlungsunfähig gewesen. Bitten um Aufschub hat nichts genutzt. Doch um die amtliche Pfändung hatte sich Hauke in seiner großen Not und Verstörung nicht geschert, hatte einfach das Getreide eingefahren, gedroschen und verkauft. Freilich hätte er sich über das Unrechtmäßige seines Handelns nicht im Unklaren sein dürfen, und das war auch nicht so ganz der Fall gewesen, aber der Zorn darüber, daß die Kuh gar keine echte Ostpreußin, sondern eine fünfjährige Mischrassige mit abgefeilten Hörnern — um weniger Jahre vorzutäuschen — gewesen war, diese traurige Ernüchterung erst hatte ihn zum Gesetzverletzer werden lassen. Den Betrug des Viehhändlers jedoch hatte der Vierlener Amtsrichter mit einer Handbewegung abgetan. Es war zu keiner Verhandlung gekommen.

Heute, in unserem neuen Staatswesen könnte das gar keinem Bauern mehr passieren, dachte Albin Hauke. So,

und jetzt werd ich an die Palastpforte klopfen. Jedenfalls kaufe ich den Geldschrank, wenn er in Ordnung ist! Wir brauchen ihn ganz nötig; der Buchhalter liegt mir damit seit Monaten in den Ohren.

Er klopfte an die Haustür. Es dauerte ziemlich lange, ehe Licht durch die Scheibe schien.

«Wer ist draußen?» fragte eine hohe Stimme, die wie versoffen klang. «Geht denn die Klingel nicht?»

«Ein Interessent ist draußen.» Albin Hauke waren Klingeln etwas so Ungewohntes, daß er überhaupt nicht daran gedacht hatte nachzusehen, ob hier eine vorhanden sei.

«Ich mache nicht für jeden auf.»

«Aber ich will ihren Geldschrank kaufen!»

«Ach so. Gleich, gleich.»

Ergeben wartete Hauke.

Als geöffnet wurde, merkte er, daß die Viehhändlers Witwe, eine grauzeitige verlebte Frau, Ende Fünfzig, tatsächlich getrunken haben mußte, denn ihre glänzenden Augen und der Likörhauch verrieten genug.

«Herein!» sagte sie forsch: «Wer Geld bringt, herein! Ich habe immer noch was zu verkaufen! Bloß an den Staat gebe ich nichts, guter Mann!»

«Ich komme auf die Annonce hin», sagte Albin Hauke.

«Welche? Ich gebe jede Woche Verkaufsannoncen auf.»

«Geldschrank», brachte Hauke nur hervor. Liköratem und Parfümgeruch benebelten ihn.

«Herein!» sagte die Dutzschke und raffte ihren fleckigen Schlafrock, bevor sie voranging. «Ein guter Tropfen Kirsch steht für den Kaufabschluß da; so hat's der seelige Dutzschke immer gehalten.»

Sie lachte merkwürdig wohlklingend. Es war wie ein Lachen aus besseren Tagen.

Vom Sessel, auf dem Albin Hauke Platz nehmen sollte, mußte er die struppige Katze vertreiben, die buckelte und nachher ihre Krallen in dem Teppich schärfte.

«Zuerst allemal ein Gläschen?» sagte Ella, verwitwete Dutzschke. «Dann fangen wir gleich an, mein Guter.»

Bei dieser Rede fiel dem Bauern ein, daß Dutzschkes zweite Frau Kellnerin im Vierlener «Fuchsbau», einer verrufenen Kneipe, gewesen war.

«Ich will bloß den Geldschrank», sagte er darum vorsichtshalber. «Wissen Sie denn überhaupt, mit wem Sie es zu tun haben, Frau Dutzschke?»

«Ich frage nicht danach, wer mir Geld bringt. Wir haben uns nie gesehen, oder doch?»

«Nein, damals lebte seine erste Frau noch. Mein Name ist Hauke Albin; ich wohne drüben in Kautz. Er hat mich wegen einer Wechsel- und Pfändungsgeschichte sechs Monate hinter schwedische Gardine <sup>4</sup> gebracht, aber zuerst hatte er mich mit einer Kuh schwer begaunert.»

«Dutzschke hat immer Prozesse geführt», antwortete die Witwe. «Prozesse waren ihm das halbe Leben. Wechsel und Pfändung sind Spezialitäten von ihm gewesen. Ich habe mich nicht weiter drum gekümmert. Wozu auch? — Jetzt scheint's Ihnen ja viel besser zu gehen als anno dazumal.»

«Ja, das kann man getrost sagen.»

«Sonst brauchten Sie keinen Geldschrank, meine ich.» Sie lachte heiser, guckte verschmitzt und deutete auf den Schrank.

«Dort steht er! Mein Dutzschke hat viel Geld und Wertsachen drin gehabt. Tausende, guter Mann, ach, was sage ich: Zehntausende!»

«Darf ich ihn mal näher ansehen?»

«Selbstverständlich. Der Schlüssel steckt. Es ist nichts drin jetzt. Aber Dutzschke hat viele Zehntausende drin gehabt. Das Tresorfach <sup>5</sup> ist nicht groß, bloß so, daß es für die besonderen Wertsachen reicht.»

Albin Hauke stand auf und sah sich den Schrank an.

«Wie er da steht, bare zweihundertfünfzig — das ist halb geschenkt, guter Mann. Er soll ihnen recht viel Glück bringen — toi, toi, toi!»

«Ich kaufe ihn!» sagte der Bauer. «Schreiben Sie mir eine Quittung, Frau Dutzschke, wenn's keine Umstände macht.»

Die Witwe holte sich vom Fenster Tinte, Federhalter, Stempel, Stempelkissen und einen Bogen Papier und begann zu kritzeln. Hauke hatte sich wieder gesetzt und rührte sich nicht.

Während sie das Papier mit dem Viehhandlungsstempel ihres verstorbenen Mannes stempelte und zum Trocknen schwenkte, sagte sie: «Weil Sie's sind und weil mein Seliger gegen Sie gesündigt hat, habe ich zehn Mark nachgelassen, Herr Hauke. Zweihundertvierzig also zahlen Sie mir! Und viel, viel Geld in die Fächer! Das ist mein guter Wunsch.»

Hauke faltete die Quittung und legte sie in seine Brieftasche, der er Geldscheine entnahm.

«Ich bin kein Viehhändler», sagte er. «Solche Leute haben wir bei uns nicht mehr. Für mein Geld brauche ich auch keinen eisernen Schrank, Frau Dutzschke; mein Geld liegt sicher auf der Bank. Das, was mir Ihr Mann getan hat, wird nie wieder jemandem von uns passieren! Die Zeiten haben sich geändert.»

Mißtrauisch blickte sie ihn an und rollte ein künstliches graublondes Schläfenlößchen um den Federhalter.

«Mit einem Wort: Wir brauchen den Geldschrank für unsere Genossenschaft, Frau Dutzschke! Ich bin Vorsitzende. Hier ist Ihr Geld! Den Schrank, den lasse ich bei Gelegenheit mit abholen.»

Voller Genugtuung verabschiedete sich Albin Hauke, setzte seinen schwarzen Hut auf und ließ Ella, verwitwete Dutzschke, ganz verblüfft zurück.

Sie betrachtete an diesem Abend den Geldschrank noch häufiger und erinnerte sich wehmütig ihrer besseren Tage, wobei sie die Literflasche mit Kirschlikör leerte.

### *Texterläuterungen*

<sup>1</sup> preisw. zu verk. — *Abkürzungen*: preiswert zu verkaufen

<sup>2</sup> verw. — *Abkürzung*: verwitwete

<sup>3</sup> die Herdbuchkuh — das Herdbuch (oder Zuchtbuch) — Abstammung und Leistung nachweisendes Verzeichnis der Zuchttiere

<sup>4</sup> schwedische Gardine — Gefängnis

<sup>5</sup> das Tresorfach — Geldschrankfach

### *Übungen*

I. Beantworten Sie folgende Fragen:

1. Wie las Albin Hauke Zeitungen?

2. Wie reagierte Albin Hauke auf die Annonce über den Verkauf des Geldschrankes?

3. Welche Gedanken kamen Albin Hauke, als er vor Dutzschkes Villa stand?

4. Wie wurde Albin Hauke in der Villa empfangen?

5. Wie verlief die Verhandlung und wie wurde sie abgeschlossen?

II. Übersetzen Sie ins Russische:

die maschinelle Verbesserung; sich auf den Sattel schwingen; der Interessent; hinter die Gitter bringen; der Vierteljahrswechsel; sich eine Zeitung halten; der Fälligkeitstermin; sich nicht



scheren; das Getreide einfahren; dreschen; sich im (un)klaren sein; das war nicht der Fall gewesen; er hat es immer so gehalten; keine Umstände machen.

III. Erklären Sie auf deutsch:

auf dem Fahrrad davontreten; ein doppelter Doppelkümmerl; der Interessent; von Haus und Hof kommen; das Getreide auf dem Halm pfänden; zahlungsunfähig sein; verstört sein; etwas mit einer Handbewegung abtun; in den Ohren liegen; grauzottig; forsch; die verrufene Kneipe; kritzeln; die Genossenschaft; etwas abholen lassen.

IV. Finden Sie im Text Synonyme zu folgenden Wörtern:

das Inserat; stehend; zornig; betrügen; in alter Zeit; der Safe [se:f].

V. In welchem Zusammenhang sind im Text folgende Wörter gebraucht?

Rasend; dreschen; nötig; forsch; struppig; getrost; passieren; nachlassen; oder doch?

VI. Übersetzen Sie ins Deutsche:

отдел объявлений (в газете); обращаться (к кому-нибудь); повязать галстук; попросить отсрочки; по объявлению; из предосторожности; наличными; с полным удовлетворением; кооператив; сбавить цену; это не случится ни с кем из нас; разве звонок не звонит?

VII. Charakterisieren Sie:

- a) Albin Hauke
- b) Erwin Dutzschke
- c) Ella Dutzschke

VIII. Stellen Sie zwei Erzählungen zusammen, gebrauchen Sie dabei die angeführten Wörter und Ausdrücke:

1. Wie Albin Hauke hinter schwedische Gardine kam. Armut und Elend unter den Bauern; von Haus und Hof kommen; Margarine aufs Brot schmieren; das Getreide auf dem Halm pfänden; Unglück im Stall haben; eine Herdbuchkuh kaufen; zahlungsunfähig sein; verstört sein; das Getreide einfahren; dreschen; verkaufen; unrechtmäßig handeln; sich nicht scheren; das Gesetz verletzen; zu aller Schande; ins Gefängnis gebracht werden.

2. Wie Dutzschke Albin Hauke begaunerte. Vom Elend sein Wohlleben führen; eine teure Villa errichten; handeln; prozessieren; gegen hohe Wechsel verkaufen; schon beim ersten Fälligkeitstermin keinen Aufschub gönnen; die unechte Herdbuchkuh; sich als mischrassig erweisen; die Hörner abfeilen; weniger Jahre vortäuschen; der Amtsrichter; den Betrug mit einer Handbewegung abtun.

*E. R. Greulich*

### NICHT NUR BEI HAFFNERS

Als sie die letzte Kartoffel zerschnitt, kam er herein. Ohne zu grüßen, sagte er: «Da stehen die Koffer. Kannst deinem Fräulein Tochter sagen, ich will sie nicht mehr sehen.»

Luise Haffner starrte erschrocken. So hatte sie ihn selten gesehen. Sein Gesicht war fahl, und es schien ihr, als sträube sich jedes Haar seiner buschigen Brauen einzeln. Mechanisch ließ sie die zerschnittene Kartoffel ins Wasser fallen. Mühsam setzte sie an: «Heinrich, möchtest du nicht wenigstens erklären...?»

«Das tut sie besser selbst. Ich bin ja nicht objektiv.» Hart wandte er sich um und ging ins Wohnzimmer.

Sie ging ihm nach. Während sie die nassen Hände an der Schürze trocknete, bat sie: «Heinrich, ich muß doch wenigstens wissen...»

Sie fuhren herum wie überrascht. Die Wohnungsklingel gellte. Luise Haffners flehender Blick sagte, bitte nicht vor fremden Leuten... Zögernd ging sie öffnen.

Wolfgang trat freundlich grüßend ein. Luise Haffner suchte nach einer Ausrede, ihn fortzuschicken. «Jaja, aber Camilla ist gar nicht da, und wir wollten heute, wir haben...»

«Immer herein, junger Mann», rief Heinrich Haffner, «besser du erfährst jetzt die Charakterzüge deiner Braut, als zu spät!»

Überrascht sah Wolfgang die Mutter an. Sie hob ergeben die Schultern und ging in die Küche. Geistesabwesend bereitete sie das Abendessen. Sie hatte Angst, jetzt im Wohnzimmer zu sein; dennoch lauschte sie angestrengt. Wolfgang's leises, behutsames Sprechen war kaum zu verstehen, die

heftigen Worte Heinrich Haffners übersprudelten sich <sup>1</sup>. «Immer der Meister! Die Seifert-Methode noch nicht eingeführt, der Meister hat schuld! Zu hohe Verlustzeiten, der Meister hat schuld! Monatsplan nicht erfüllt, wie kommt das, Meister? Und nun heute das. Der polytechnische Unterricht für die Junglehrer klappt in unserer Abteilung nicht. Wer pustet sich am meisten auf? <sup>2</sup> Meine Tochter, Seminarvertrauensmann. Als ich ihr die Meinung geige <sup>3</sup>, erzwingt sie eine Aussprache mit dem Parteisekretär.»

Wieder die besänftigende Stimme Wolfgangs.

Der Alte polterte von neuem. «Jawohl. So was trägt man in der Familie aus, wenn solch ein Kücken schon glaubt, sie weiß es besser als ich.»

Bedrückt, zerfahren trug die Mutter auf. Wenn doch nur Camilla nicht käme, nicht jetzt. Morgen würde alles anders aussehen. Sie kannte Heinrichs Dickschädel, den der Tochter nicht minder.

Das Geräusch eines Schlüssels im Schloß, betretenes Schweigen zwischen den drei Menschen, angstvolle Blicke der Mutter zur Tür. Camilla kam ins Zimmer und grüßte unbefangen. Ein Hauch von Frische war im Raum. Burschikos <sup>4</sup> rupfte sie die kleidsame Wollmütze vom Kopf, schüttelte ordnend das blonde Haargewuschel. «Kinder, ist das eine herrliche Luft draußen!»

«Bitte, nimm Platz, Wolfgang», sagte die Mutter in die bedrückende Stille hinein. Die drei ließen sich zögernd, umständlich zum Essen nieder. Camilla stand vor dem Spiegel und rief vom Korridor: «Nach dem Regen wieder Sonne, Wolfgang, und wir fahren am Sonntag zum Müggelsee <sup>5</sup>!»

«Ich muß noch Nußöl <sup>6</sup> kaufen», beeilte sich der Verlobte zu erwidern, froh über das neutrale Thema.

Gesunden Appetits, schnuppernd und erwartungsvoll setzte Camilla sich an den Tisch. Nachdem sie kostend gelobt hatte, sah sie hinüber zum Vater. Ihre grauen Augen zwinkerten in leichtem Spott. «Heiner, du bist mir wohl immer noch böse?»

Verbissen säbelte der Vater an einem Stück Fleisch. Mit Heiner begannen ihre Gespräche, wenn sie ihn um den Finger wickeln wollte. Diesmal nicht. Er hatte sie verwöhnt, weil er vernarrt war in dieses quicklebendige, hübsche Ding, das seine Tochter war. Staunend, unsicher hatte er erlebt, wie aus dem Mädel ein Mädchen wurde, aus dem Mädchen eine junge Frau. Häufiger war sie eigene Wege gegangen, ihre

Wege. Das war mit dem Studium so gewesen, mit der Berufswahl und später mit der Wahl des Freundes. Nur gut, daß der nicht so eigensinnig war. Da fiel das Teilen in die Tochterliebe nicht so schwer. Mit dem Teilen hätte er sich noch abgefunden. Aber in letzter Zeit hatte sie sich öfter gegen ihn gestellt. Am übelsten heute. Die Szene stand wieder vor ihm, und der Zorn machte ihm die Hände zittern.

«Paps' schweigt, wegen Mangel an Argumenten», sagte Camilla.

Heinrich Haffner warf Messer und Gabel hin. «Ab heute sind wir geschiedene Leute, deine Koffer stehen draußen.»

Die Gabel, mit der sie eben eine Kartoffel zerdrückte, blieb eine Sekunde regungslos, langsam hob Camilla den Blick. «So übel nimmst du ehrliche Genossenkritik?»

«Genossen», um Heinrich Haffners vollen Mund waren Falten der Bitterkeit, «Genosse war ich schon, als an dich noch niemand dachte.»

«Ich meinte euern Parteisekretär.»

«Du hast ihn doch erst aufgeputscht? Selbst Wolfgang meint, ein fundiertes Bewußtsein darf nicht dazu führen, den eigenen Vater zu denunzieren.»

«Denunzieren?» Ungläubig wiederholte sie das Wort. Ihr Blick ging vom Vater zum Freund, fragte fordernd: Hast du das gesagt?

Wolfgang sah nicht von seinem Teller auf. «So kann man doch nicht diskutieren.»

«Eben.» Camilla legte Messer und Gabel auf den Tisch. «Trotzdem möchte ich wissen, ob du ...»

Beschwörend unterbrach sie der Freund: «Ich habe gesagt, vielleicht hättest du erst mit Vater unter vier Augen...»

«Das habe ich in der Meisterbude getan. Vater hat dann gebrüllt, daß alle aufmerksam wurden. Bis schließlich Warlich dazukam und ich ihm den Grund unserer Auseinandersetzung mitteilte.»

«Und das war unbedingt nötig, wie?» schnaubte Heinrich Haffner.

«Ja, Vater, Grundsatzfragen werden nicht im stillen Kämmerlein diskutiert.»

«Da habt ihr sie», fauchte Heinrich Haffner, «sonst noch ein bißchen Schulung zur Hand, Frau Oberlehrer?»

Camillas Wangen brannten. Sie beherrschte sich, sagte versöhnlich: «So konnte es doch nicht weitergehen, Vater. Als junge Lehrer im nächsten Jahr sollen wir die Kinder

anleiten. Aber ihr — Beschäftigungstheorie, Sollerfüllung. Weil euch der «neumodische Kram» nicht paßt.»

Der Vater fuhr hoch. «Wir sind Produktionsbetrieb, keine Lehranstalt.»

«Ist das auch deine Meinung, Genosse Kerner?» wandte sich Camilla an den Freund. Ihr Hohn gegen seine bisherige Zurückhaltung war unüberhörbar.

Wolfgang sah sie nicht an. «Ich kenne das alles, bei uns ist es ähnlich. Vor Produktionsorgen kommt keiner so recht dazu, die Jungen anzuleiten. Da müssen eben beide Seiten...»

«Weil es Schwierigkeiten macht, müssen also beide Seiten den polytechnischen Unterricht ablehnen?» Zwei senkrechte Striche standen zwischen den dunklen Augenbrauen Camillas.

«Sie läßt niemanden ausreden», stellte Heinrich Haffner fest. Deine Tochter, dachte Luise Haffner und bemühte sich um Sanftheit. «Ihr helft doch dem polytechnischen Unterricht nicht, wenn ihr euch zerstreitet.»

«Es geht um die Sache, nicht darum, wer recht hat», setzte Wolfgang den Gedankengang fort.

«Sehr gut», sagte Camilla.

«Nichts ist gut», schrie Heinrich Haffner, «ihr kommt aus'm Mustopp<sup>8</sup> in den Betrieb und spielt den Neunmal-klugen<sup>9</sup>!» Er sprang hoch, riß die Klappe des Schreibrucks auf, wühlte in Papieren und warf mehrere Dokumente auf den Tisch. «Da, Bestarbeiter; hier, Abteilung IVa, Gewinner der Wanderfahne im Berufswettbewerb; da, zum erstenmal Aktivist; da, Verdienter Aktivist. Das zählt alles nicht. Meister Haffner hat brav zuzuhören, und hübsch nach eurer Pfeife zu tanzen. Ihr, die ihr von uns lebt, die man oben und unten mit Zucker bestreut.»

Ruhig bleiben, befahl sich Camilla. Langsam sagte sie: «Ich möchte gern, daß du etwas dazu sagst, Wolfgang.» «Gut, wenn du es haben willst: Familienstreit ist häßlich.» «Damit drückst du dich vor der Stellungnahme.»

«Sie muß die Zirkellehrerin herauskehren.» Ächzend warf sich Heinrich Haffner in die Couchecke.

«Ich soll wichtige Dinge nicht ausdiskutieren, nur weil ein Verantwortlicher zufällig mein Vater ist?»

«Camilla», die Mutter hob bittend die Hände, «so darfst du mit Vater nicht sprechen.»

Es tat Heinrich Haffners Zorn wohl, in den er sich hingewütet hatte. «Sie redet kaltschnäuzig, ohne Achtung»,

klagte er. In wieder hochquellender, verletzter Vaterautorität: «Darum ist es wohl am besten, sie nimmt ihre Koffer.»

Um Camillas kleinen Mund huschte ein verlorenes Lächeln, eher erstaunt als beleidigt. Sie stand auf. «Schade». Mit schnellen Schritten ging sie in ihr Zimmer, begann zu packen.

«Sie wird doch nicht gehen?» flüsterte Luise Haffner verstört.

«Du kennst doch Camilla», sagte Wolfgang.

«Bitte Heiner, hol' sie herüber», flehte Luise Haffner.

«Ich hab' das nicht zum Spaß gesagt», beharrte Heinrich Haffner störrisch. Er sah müde aus, verbittert. Jetzt wußte er quälend genau, daß sie unrecht hatte in der Form und recht in der Sache. Das schmerzte ebenso wie die Enttäuschung.

«Sag du ihr, sie soll es nicht auf die Spitze treiben», suchte die Mutter Hilfe beim Freund.

Als Camilla sich die Mütze aufstülpte und den Mantel überzog, ging Wolfgang zu ihr. «Bitte Camilla, du bist so aufgeregt. Vater hat es bestimmt nicht so gemeint, und...» Die Worte gerannen ihm in der Kehle. Sie maß ihn mit einem Blick, als sähe sie ihn zum erstenmal. Dann sagte sie von der Schwelle des Wohnzimmers «Auf Wiedersehen, Mutter; Mach's gut, Vater. Einmal werden wir in Ruhe darüber sprechen können.» Ihre Stimme zitterte fast unmerklich, das Gesicht war weiß, der Mund ein schmaler roter Strich. Energisch packten ihre Hände die Kofferhenkel, die Tür klappte.

«Warte doch, Camilla!» Überrannt, verwirrt, warf sich Wolfgang den Mantel über, verschwand ohne Gruß.

Still war es nun im Zimmer, schmerzhaft still. Mit leerem Kopf lauschte Heinrich Haffner, als müsse sich gleich wieder ein Schlüssel im Schloß drehen. Die Schritte im Treppentflur verklangen, quälender wurde die Stille. Er hatte sich da in eine Riesendummheit hineingewütet. Er war der Ältere, er hätte überlegener sein müssen. Wofür war Camilla denn so halsstarrig. Etwa für einen Firlefanz <sup>10?</sup> Kämpfte sie nicht verbissen für eine gute Angelegenheit, die auch die seine war, ihrer aller? Ernüchtert grübelte er, wie dieser unschöne Familienkrach rückgängig zu machen wäre.

Luise Haffner las die Gedanken in seinem Gesicht. Sie wußte, daß sie das erste gute Wort sagen mußte. Sie ließ ihn noch ein wenig zappeln und überlegte sich's genau.

Auf der Treppe hatte Wolfgang Camilla eingeholt. «Gib die Koffer.»

Sie tat, als bemerke sie ihn nicht. Fast gewaltsam bemächtigte er sich der Koffer. «Wo willst du denn jetzt hin?»

Sie spielte Selbstsicherheit. «Man hat Freunde. Bis ich eine eigene Bude habe, wird sich's schon irgendwo kampieren lassen.»

«Ich werde mit meiner Wirtin sprechen.»

Grübelnd, weißgesichtig lief sie weiter. Es war dunkel geworden. Kein Kinderjubiläum mehr auf der Straße. Klageklänge ferner Autohupen, eine Straßenbahn kreischte weinerlich in der Kurve.

Sie blieb an der Bushaltestelle stehen. «Das wäre eine übereilte Ehe.»

Er stand klein, verstört und wagte nicht, die Koffer abzustellen. «Aber wir wollten doch sowieso...»

Sie lachte tonlos. «Man soll nicht sowieso heiraten.»

«Und gerade du behauptest immer, in unserer Gesellschaftsordnung gibt es keine Tragödien.» Er meinte es tief ernst. Seine Stimme klang traurig, und er tat ihr leid. Sie erwiderte: «Ich sage, es existieren keine zwingenden Notwendigkeiten zu Tragödien.»

«Schon wieder deine Prinzipienreiterei <sup>11</sup>.»

«Du versuchst, dich an Prinzipien vorbeizuschlängeln. Mit Vater, das geht irgendwann wieder klar, aber mit uns beiden...»

Sie erschrak, wie er unter diesen Worten zusammenzuckte. Angstvoll sah er ihr in die Augen: «Camilla, es ging mir doch heute abend um — um dich — um eure Familie. Deine Mutter ist doch auch anders als Vater.»

Ratlos suchte sie nach einem Argument gegen die heiße zärtliche Welle, die in ihr hochflutete. Ihr war elend zumute. Warum ließ sie sich so leicht hinreißen zu überspitzen? Der guten Sache war damit keineswegs gedient. Sie sah den Omnibus kommen. Erlöst griff sie nach dem Koffer. «Tschüss <sup>12</sup>, Wolfi, wir müssen uns das beide überlegen.»

Der Omnibus hielt. Fest hielt Wolfgang die Koffer und trat einen Schritt zurück. «Bleib hier», sagte er verbissen.

Stauend erlebte sie die Entschlossenheit in seinem Gesicht und dachte wehmütig, wenn er heute abend einmal so aufgetreten wäre.

Verwundert schüttelte der Schaffner den Kopf und drückte den Summer. Langsam verglomm das rote Schlußlicht im Dunkel der Straße.

«Ich laß dich doch jetzt nicht allein loszottern», sagte Wolfgang.

Wieder fühlte sie eine Welle in sich hochkommen und rettete sich in Gegenteil. «Zu dir gehe ich nicht.»

Er setzte endlich die Koffer ab. «Schön — übernachten wir hier.»

Jemand kam in eiligen Trippelschritten. Camilla erkannte sie zuerst und lief ihr entgegen. «Muttchen — du?» Sie drückte die Mutter, als hätten sie sich lange nicht gesehen. Luise Haffner atmete heftig vom schnellen Laufen. Sie wischte sich mit dem Schal über das Gesicht, die heiße Stirn und sprach hastig weiter: «Vater ist — er war ganz erschrocken, daß du gingst. Du machst es ihm ja manchmal auch schwer, einzulenken. Aber was sagst du — wenn ich dich zurückhole, will er bestimmt vernünftig über die Sache sprechen.»

Ohne ein Wort nahm Camilla den Arm der Mutter. Eng nebeneinander gingen sie. In kaum zu zügelnden Schritten lief Wolfgang Kerner vor ihnen her. Trotz der Koffer hatte er das Gefühl, seine Arme seien Flügel. Kurz vor der Haustür sagte Camilla, und er hörte das Glucksen in ihrer Stimme: «Wie war das, Wolfgang? — Tragödien sind nicht unbedingt notwendig.»

### Texterläuterungen

- <sup>1</sup> seine Worte widersprachen sich — er sprach sehr schnell, hastig
- <sup>2</sup> Wer pustet sich am meisten auf? — Wer macht sich am meisten wichtig?
- <sup>3</sup> Als ich ihr die Meinung geige — als ich ihr recht scharf meine Meinung sage
- <sup>4</sup> burschikos — jugendlich
- <sup>5</sup> der Müggelsee — die zum See verbreiterte Spree bei Berlin
- <sup>6</sup> Nußöl — aus Walnüssen gepreßtes Öl, ein Speiseöl
- <sup>7</sup> jemanden aufputschen — aufhetzen
- <sup>8</sup> ihr kommt aus'm (aus dem) Mustopp (Mustopf) in den Betrieb — ihr kommt noch ganz jung und unerfahren in den Betrieb
- <sup>9</sup> Ihr spielt den Neunmalklugen — ihr bildet euch ein, die klügsten zu sein
- <sup>10</sup> Firlefanzen — Kinderei, Torheit
- <sup>11</sup> Prinzipienreiterei — starres Bestehen auf grundsätzlichen Anschauungen
- <sup>12</sup> Tschüss — verstümmeltes Adieu (Lebewohl)

### Übungen

I. Beantworten Sie folgende Fragen:

1. Worüber war Haffner so zornig?
2. Wie verhielt sich Frau Haffner zum Streit zwischen Vater und Tochter?



3. Wie verhielt sich Wolfgang zum Streit zwischen Vater und Tochter?

4. Welchen Standpunkt vertrat Camilla?

5. War die Auseinandersetzung nur ein einfacher Familienstreit?

6. Wer gab nach und wie wurde der Streit rückgängig gemacht?

7. Was unterscheidet in dieser Erzählung die Lebensanschauung der älteren Generation von der Lebensanschauung der jüngeren Generation?

II. Erklären Sie auf deutsch die folgenden dem Text entnommenen Wörter und Redewendungen:

sie erzwingt sich eine Aussprache; sie trug auf den Tisch auf; ihr Hohn gegen seine bisherige Zurückhaltung war nicht überhörbar; man kommt nicht recht dazu (etwas zu tun); jemanden (nicht) ausreden lassen; nach jemandes Pfeife tanzen; etwas auf die Spitze treiben; es wird sich schon irgendwo kampieren lassen; es wäre eine übereilte Ehe; sich an etwas vorbeischlingeln; etwas überspitzen; einlenken; etwas rückgängig machen; wir sind geschiedene Leute.

III. Übersetzen Sie folgende Wörter und Redewendungen:

напряженно слушать; осторожно говорить; быть виноватым в чем-нибудь; неловкое молчание; гнетущая тишина; владеть собой; быть (не)правым в чем-нибудь; сделать (сказать) что-нибудь в шутку; идти своим путем; обидеться на что-нибудь; рассердиться на кого-нибудь; с глазу на глаз; спорить; поспориться.

IV. Bilden Sie Sätze mit den Wörtern: **überlegen**, **drücken**. Gebrauchen Sie dabei die Wörter in ihren verschiedenen Bedeutungen.

V. In welchem Zusammenhang sind in der Erzählung folgende Wörter gebraucht?

Der Koffer; fahl; überrascht; geistesabwesend; behutsam; der Monatsplan; der polytechnische Unterricht; die Genossenkritik; ein fundiertes Bewußtsein; die Grundsatzfrage; die Sollerfüllung; der Bestarbeiter; die Wanderfahne; das Argument; vernünftig.

VI. Bilden Sie Sätze mit folgenden Wörtern und Redewendungen und übersetzen Sie sie dann ins Russische:

hohe Verlustzeiten; etwas klappt (nicht); besänftigen; einen Streit austragen; (un)befangen sein; jemandem etwas übelneh-

men; jemandem böse sein; jemanden denunzieren; er sah nicht vom Teller auf; die Auseinandersetzung; (un)versöhnlich sein; das zählt alles nicht; sich drücken (hier: vor der Stellungnahme); halsstarrig sein; verstört sein; Produktionsbetrieb — keine Lehranstalt; unrecht in der Form und recht in der Sache haben.

VII. Suchen Sie im Text Synonyme und ähnliche Ausdrücke für:

blaß	ungezwungen
schrill läuten	der Starrkopf
unschlüssig	blinzeln
die Ausflucht	verliebt
demütig	sich zufrieden geben
zuhören	die Wut
gespannt	bis zum äußersten treiben
stürmisch	ihr war nicht wohl
servieren	traurig

VIII. Beschreiben Sie:

- a) Camilla,
- b) Heinrich Haffner,
- c) Luise Haffner.

Gebrauchen Sie dabei folgende Wörter und Redewendungen:

a) ein Hauch von Frische; burschikos; das blonde Haargewuschel; gesunden Appetits; graue Augen; in leichtem Spott; quicklebendig; hübsch; eigene Wege gehen; die Berufswahl; eigensinnig; sich beherrschen; der Hohn; dunkle Augenbrauen; niemanden ausreden lassen; Selbstsicherheit spielen; weißgesichtig; grübeln; wehmütig; sich in Gegenteil retten;

b) fahl; buschige Brauen; poltern; Dickschädel; verbissen; verwöhnen; vernarrt sein in ...; sich abfinden mit ...; der Zorn; zittern; Bestarbeiter; Gewinner der Wanderfahne; im Berufswettbewerb; Verdienter Aktivist; ächzend; sich in den Zorn hineinwüten; verletzte Vaterautorität; störrisch beharren; verbittert; müde; sich in eine Riesendummheit hineinwüten; ernüchtert; grübeln; den Familienkrach rückgängig machen;

c) flehender Blick; erschrocken; bedrückt; zerfahren; sich bemühen; sanft; heftig atmen; sich über das Gesicht wischen; zurückholen.

IX. Setzen Sie, wo nötig, das entsprechende Bestimmungswort ein:

... Gabel, mit der sie eben ... Kartoffel zerdrückte, blieb ... Sekunde regungslos, langsam hob Camilla ... Blick. Sie hatte unrecht in ... Form und recht in ... Sache. Als Camilla

sich ... Mütze aufstülpte und ... Mantel überzog, ging Wolfgang zu ihr. ... Worte gerannen ihm in ... Kehle. Sie maß ihn mit ... Blick, als sähe sie ihn zum erstenmal. Dann sagte sie von ... Schwelle ... Wohnzimmers: „Auf Wiedersehen, Mutter. Einmal werden wir in Ruhe darüber sprechen können.“ ... Stimme zitterte fast unmerklich, ... Gesicht war weiß, ... Mund ... schmaler roter Strich. Energisch packten ... Hände ... Kofferhenkel, ... Tür klappte.

*Margarete Neumann*

## DER MENSCHENFEIND

Seit ich das kleine, abgelegene Haus ausfindig gemacht hatte, in das sich Friedrich mit seinen Farbtuben und Pinseln zurückgezogen hatte, war ich dreimal dort gewesen. Jedesmal hatte ich, den Grasweg herauskommend, im Fenster des Giebels <sup>1</sup> sein langes, hageres Gesicht hinter den Scheiben gesehen, unbeweglich, den Blick geradeaus gerichtet, in die ziehenden Wolken vielleicht oder in die Wipfel der Apfel- und Pflaumenbäume, die sich aus dem benachbarten Garten unter sein Fenster schmiegt. Klopfenden Herzens war ich die drei Stufen hinaufgestiegen und hatte schon in Gedanken vorweggenommen, wie er nun wohl den Blick aus den fernen Wolken zurücknähme, wie er die Treppe hinablaufen und freudig überrascht die Tür öffnen würde. Aber wie lange ich auch, geduldig, auf den Klingelknopf drückte und schließlich sogar mit den Knöcheln gegen die Tür schlug, rührte sich doch nichts im Hause. Weder knarrte die Treppe unter seinem Schritt, dem wohlbekannten, energisch federnden, noch konnte ich sonst irgendein Geräusch auffangen. Als ich dann schließlich enttäuscht, traurig, ja ärgerlich wieder fortging und mich noch einmal nach dem Hause umsah, bemerkte ich hinter der Scheibe, wie vordem, unbeweglich sein schmales Gesicht.

Ich dachte: er will mich nicht haben. Er will ungestört sein. Es ist also so, daß ich ihn störe. Ich beschloß, nie mehr den Versuch zur Fortsetzung unserer langjährigen Freundschaft unternehmen zu wollen, wie sehr mich danach auch verlangen mochte. Ohne Zweifel war der von mir seit langem geliebte

Freund, der Zauberer, der wie kein anderer ehrfurchtgebietende Würde, anmutigen Ernst und selbstgenügsame Heiterkeit im Abbild von Bäumen und Wolken, im Spiel von Sonne und Schatten wiederzugeben vermochte, vollends zum Menschenfeind und -verächter geworden. Und, obwohl ich mir selbst den Vorwurf nicht ersparen konnte gewiß zu dieser Entwicklung mein Teil beigetragen zu haben, hinderte mich doch mein Stolz daran, noch einmal zu ihm zu gehen.

Aber gegen Ende des Sommers sah ich ein Bild von ihm ausgestellt, das mich in meiner Annahme, er sei nun vollends vereinsamt, so sehr bestärkte, daß ich alle Überlegung über Bord warf und mich noch einmal auf den Weg machte. Diesmal sah ich sein Gesicht nicht hinter dem Fenster.

Zögernd drückte ich auf den Klingelknopf. Ich war im Grunde sicher, daß mir auch diesmal kein Einlaß gewährt werden würde. Ich hielt mir jedoch jenes Bild des einsamen Baumes, das ich in der Ausstellung gesehen hatte, den nackten, weitab gestreckten Arm, in dem endlos weiten Himmel nach Halt tastend, vor Augen und zwang mich, stehenzubleiben, während das Schrillen der Klingel im Haus wiederhallte.

Eilige Schritte: Die Tür sprang auf! Über Friedrichs Gesicht flog Freude wie Sonnenlicht über einen Garten. Er legte den Arm um meine Schulter und zog mich in die Veranda. «Endlich», sagte er, «kommst du einmal!» Ich wollte antworten, aber ganz unsinnige, verspätete, längst überfällige Tränen verstopften mir den Hals.

Friedrich zeigte mir das Haus von Fuß bis Kopf. Zuerst mußte ich den Keller in Augenschein nehmen: den Kohlenberg für den Winter, Kartoffeln und Regale voller Gläser mit eingeweckten <sup>2</sup> Johannisbeeren, Kirschen und Pflaumen, den Krug mit Apfelwein. Dann kamen die Erdgeschoß-Räume heran: Veranda, Küche und Bad. Sauber geweißte Wände ringsum und blanke Fußböden, bunte Gardinen und flaumige Kissen. Schließlich führte er mich die Treppe hinauf ins Allerheiligste. Da war ein breites Fenster, darunter der Arbeitstisch, den ich noch von früher her kannte, das Zeichenbrett und die unzähligen Farbtuben und Pinsel, sauber nebeneinander gereiht. Stifte und Kreiden, Tisch und Sessel luden zum Hinsetzen ein. Während Friedrich Tee und Marmeladebrot holte, hatte ich Zeit, die Bilder zu betrachten, die die Wände bedeckten. Wie war das möglich? Was für neue, frische Farben! War das noch der alte Friedrich? Besonders ein Kindergesicht tat es mir an, das in den verschiedensten

Phasen erfaßt war: Aufmerksamernst, dann wieder übermütig, im Schlaf gelöst und trotzig in angestrenzter Selbstbehauptung. Es gab auch verschiedene Studien<sup>8</sup> kräftigen häuslichen Lebens: Scheuernde Frauenarme, flatterndes Haar, ein Gesicht, lachend, über dampfendem Waschtrog, ein Mädchen, im Gartenbeet kniend, in das es selbstvergessen Kohlpflänzchen setzt.

Als er mit dem Tablett zurückkam, hätte ich ihn am liebsten sogleich mit Fragen überfallen, aber ich fürchtete, ihn leichtfertig zu verletzen.

«Schade», sagte er, während er mir den Tee eingoß, «du hättest eher kommen sollen. Im Juli etwa. Da hättest du das Beste hier in Augenschein nehmen können.» Mit ausladender Bewegung deutete er aus dem Fenster.

«Ich war einmal hier», begann ich vorsichtig. «Im August, glaube ich...»

«Im August? Wie dumm! Ausgerechnet, als ich verreist war...»

Wieder stiegen die dummen Tränen mir in den Hals.

«Verreist warst du nicht», sagte ich. «Ich habe dich am Fenster sitzen sehen. Aber du hast mich vielleicht nicht erkannt, oder die Klingel hat nicht funktioniert...»

«Am Fenster?» fragte er und wurde vom Hals aufsteigend rot wie ein Schuljunge. «Etwa an diesem?»

Ich nickte.

Er sprang so heftig auf, daß er den Hocker umriß, auf dem er gesessen hatte. «So vielleicht?» fragte er, indem er sich hinter den Zeichentisch setzte, den Kopf erhoben und geradeaus gerichtet, als blicke er in die Ferne oder in die Wolkenberge, die sich über den Horizont schoben.

«Genau so, gewiß!»

«Und du hast geglaubt...»

«Natürlich. Daß du mich nicht haben willst.»

«Sieh mal da hinaus», sagte er, und als ich mich neben ihn stellte, legte er seine Hand auf meine Schulter. «Hier gleich nebenan...» Ich sah eine kleine, rot gestrichene Laube mit weißen Fensterläden. Aus dem Schornstein quoll bläulicher Rauch.

«Wohnt dort jemand?» fragte ich.

Friedrich nickte. Dann bückte er sich und zog eine übervolle Mappe aus einem Seitenfach des Tisches, die er mit raschen Händen aufband. «Das Wetter ist jetzt schon unfreundlich», sagte er, «deshalb sieht man sie nicht mehr oft, und

bald werden sie ganz in die Stadt fahren. Aber im Frühjahr kommen sie wieder. Hier, das Wichtigste habe ich festgehalten.» Er nahm das Seidenpapier heraus, das zwischen die Blätter gelegt war, damit die Pastellfarben sich nicht verwischen sollten, und breitete seinen Schatz vor mir aus.

«Mann und Frau», sagte er, «und die Großmutter, und dann hier das Kind. Manchmal kommt noch ein junges Mädchen, die Schwester der Frau. Anfangs störten sie mich. Ich hatte dieses Haus gemietet, weil es keine Nachbarn hatte. Ich wollte allein sein. Du weißt, wie es war. Dann kam eines Tages mit Sack und Pack diese ganze Familie. Ich saß am Fenster und wollte zeichnen. Einen Baum und die Wolken. Aber ich kam nicht dazu. Das Häuschen ist klein, alles geschah vor der Tür: Waschen und Essen und Kartoffelschälen. Ich konnte die Leute nicht fortjagen, obwohl ich das zunächst am liebsten getan hätte. Sie ließen mich einfach nicht zeichnen. Immerfort irrte mein Blick, der doch auf Wolken und auf Geäst ruhen wollte, auf ihren Waschtrog und auf ihr Gartenbeet ab. Hier, siehst du, ist die Wanne und wie das Kind darin zappelt, hier ist der Wasserhahn, an dem sie Geschirr spülen. Ich ertappte mich immer öfter dabei, daß aus der Wolke, die ich festhalten wollte, so goldgerändert sie war, der Wäschekorb wurde, der da im Gras stand, der geschwungene Rücken der Frau, die sich darüber beugte. Hier, siehst du: Das Kind reißt sich von der Hand der Großmutter los, oder hier: Wie verliebt der Mann in den Weg ist, den er ausgestochen hat! Schließlich konnte ich den ganzen Tag damit zubringen, daß ich ihnen zusah. Am Ende wollte mir scheinen, ich hätte von meinem Fenster aus die größte Entdeckung meines Lebens gemacht. Obwohl ich noch kein einziges Wort mit den Leuten gewechselt hatte, kannte ich sie schon ganz genau. Ich wußte, was sie taten, dachten und fühlten, und ich füllte mit ihren Gesichtern und ihren Gebärden Blatt um Blatt. Sie hingegen bemerkten mich nicht, und ich war ängstlich darum bemüht, daß ich mich nicht unversehens verriete.»

«Besonders», fuhr Friedrich fort, «achtete ich auf das Kind. Hier: Die Frau spielt mit ihm Verstecken, oder hier: Sie liegen zusammen auf einer Decke und schauen in die sonnedurchleuchteten Blätter über sich, bis ihnen die Augen zufallen. Aber häufig war die Frau auch unbedacht und übelgelaunt. Dann war das Kind überall im Wege, zertrampelte den frisch geharkten Weg oder riß Blumen ab, die es nicht

abreißen durfte, oder es panschte das Kleidchen naß. Einmal, als es jämmerlich schrie, weil die Großmutter es aus dem Erbsenbeet zerrte, in das es unversehens getreten war, konnte ich nicht mehr an mich halten und mischte mich ein. Die Großmutter, als sie mich so plötzlich hörte, hielt erschrocken ein und ließ das Kind los. Verlegenheit und Ärger kämpften in ihrem guten, breiten Gesicht.

Zunächst war ich sehr ungehalten: Wie konnte ich mich so gehen lassen! Tatsächlich hörte das unbefangene Leben unter meinem Fenster jetzt auf. Aber ich machte in den folgenden Tagen eine andere Entdeckung: Das Kind, wurde es hart angelassen, erhob ein jämmerliches Protestgeschrei und sah dabei, als müsse ihm von dorthier Hilfe kommen, zu mir nach oben. Großmutter, Mutter und Vater warfen dann rasch einen prüfenden Blick hinauf, und entdeckten sie mich dort, zupften sie sich mit der zum Schlag erhobenen Hand verlegen im Haar und hatten sogleich auch ein anderes, besseres Mittel gefunden, das Kindchen zu lenken. Im übrigen war das Häuschen auf die Dauer doch viel zu klein, um so viel kräftiges Leben zu beherbergen, und bald sah ich zu meiner Freude, wie der Eßtisch wieder unter den Birnbaum getragen wurde, die Waschwanne auf die Bank aus Birkenstangen zurückwanderte und sich der ganze Tagesablauf wieder unter dem freien Himmel abspielte ohne Rücksicht darauf, ob ich etwa zusähe oder nicht. Allein in bezug auf das Kind schienen sie sich meiner zu erinnern.

Ich sah ein, daß die Rolle, die mir da so unvermutet zugefallen war, ernst genommen sein wollte. Wenn ich in der Küche, im Keller oder in der Veranda war und das Kind schreien hörte, machte ich mir Vorwürfe, meinen Posten verlassen zu haben. Ich richtete mich schließlich so ein, daß ich meine häuslichen Verrichtungen auf die frühen Morgenstunden oder auf die Zeit legte, in der mein Schützling Mittagsruhe hielt.

Ausgerechnet in diese Zeit fiel die Einladung der Prager Freunde. Ich trennte mich ohnehin schwer von meinem Fenster. Der Gedanke aber, daß meine neuen Freunde ohne mich vielleicht aufhören könnten, ihr Verhalten zu dem kleinen Kind ständig zu kontrollieren, daß vor meinem leeren Fenster wieder der rasche Unbedacht Überhand gewinnen könnte, beunruhigte mich sehr. Ohnehin war der kleine Gegendienst, den ich ihnen erweisen konnte, gering genug gegen den großen, den sie mir, freilich ohne darum zu wissen, geleistet

hatten. Ich kam mir bei dem Gedanken an meine Reise egoistisch und undankbar vor.

So bin ich denn auf den Einfall gekommen, während der Zeit meiner Abwesenheit einen Stellvertreter hinter das Fenster zu stellen...»

Friedrich bückte sich und holte aus dem unteren Fach ein auf Pappe gezeichnetes und in den Umrissen ausgeschnittenes Selbstporträt hervor, das er wie einen Rasierspiegel in einen Ständer und auf den Arbeitstisch stellte. Es blickte nun ruhig geradeaus, in die fernen Wolken oder in die Baumwipfel.

«Nimm's nur weg», sagte ich hastig. «Wenn jetzt jemand von ihnen hersieht, stehst du doppelt da und sie merken etwas...»

Friedrich lachte. «Laß nur», sagte er, «sie sind sowieso bald dahintergekommen, und nun spielen wir manchmal Verstecken. Dreimal dürfen sie raten, ob ich es wirklich bin oder nicht. Wer gewinnt, spendiert den Wein zum Abend.»

Friedrich sah auf die Uhr. «In einer halben Stunde kommt der Mann von der Schicht. Was meinst du? Soll ich sie rufen? Der Apfelwein wird schon reichen...»

### **Texterläuterungen**

- <sup>1</sup> der Giebel — hier: ein Mansardenzimmer  
<sup>2</sup> eingeweckte Beeren — konservierte Beeren  
<sup>3</sup> die Studie — этюд, набросок с натуры

### **Übungen**

I. a) Suchen Sie im Text alle Wörter zum Thema «Im Atelier eines Malers» heraus.

b) Beschreiben Sie ein Atelier, gebrauchen Sie dabei passende Wörter aus dem Text.

II. Beschreiben Sie das Haus, wo Friedrich wohnte, gebrauchen Sie dabei auch folgende Wörter und Redewendungen:

Keller, Regale, Gläser, Krüge, Erdgeschoß, Veranda, Bad, Küche, Fußboden, flaumig, geweißt, blank, von Fuß bis Kopf.

III. Erklären Sie auf deutsch, was heißt:

etwas ausfindig machen; in Gedanken etwas vorwegnehmen; einen Versuch unternehmen; ein Menschenverächter; alle Überlegung über Bord werfen; nach Halt tasten; von Fuß bis Kopf; etwas leichtfertig tun; etwas in Augenschein nehmen; eine ausladende Bewegung; ein Hocker; mit Sack und Pack; Worte wech-



seln; eine goldgeränderte Wolke; jemanden (*hier*: ein Kind) lenken; unvermutet; Überhand gewinnen; ein Stellvertreter; etwas (z. B. den Wein zum Abend) spendieren.

#### IV. Beantworten Sie folgende Fragen:

1. Was bewog den Verfasser zum vierten Mal das abgelegene Haus seines Freundes zu besuchen?
2. Warum wollte der Maler den Nachbarn seine Anwesenheit nicht verraten?
3. Wie kam es, daß er sich doch verriet?
4. Warum hörte das unbefangene Leben vor seinen Fenstern jetzt auf?
5. Wie reagierte jetzt das Kind, wenn es hart angelassen wurde?
6. Worin äußerte sich der Einfluß des Malers auf das Leben der Familie in der Laube?
7. Was malte Friedrich zu jener Zeit?
8. Welchen Dienst leistete der Maler der Familie und welcher Gegendienst wurde ihm geleistet?
9. Was machte der Maler, als er nach Prag reisen mußte, um seine Abwesenheit zu verbergen?
10. Was für ein Spiel spielten die Nachbarn später miteinander?
11. Wie erklären Sie die Überschrift der Novelle?

#### V. Suchen Sie im Text ähnliche Ausdrücke für:

aufgeregt sein; sich etwas vorstellen; langmütig; endlich; sich bewegen; böse; der Lärm; zurückschauen; hören; versuchen; streben; sich etwas vorwerfen; stören; die Voraussetzung; verlassen sein; der Glockenton; leichtsinnig; gerade dann; das Gartenhäuschen; mit seinen Siebensachen; ärgerlich sein; ungewungen; unerwartet.

#### VI. Übersetzen Sie ins Deutsche:

лестница скрипит; представить себе в мыслях; я не слышал никакого шума; он не хочет, чтобы ему мешали; внести свой вклад; отбросить все сомнения; самозабвенно что-то делать; забросать вопросами; нечаянно обидеть, задеть; переполненная папка с рисунками; смущение и раздражение отражались на ее добром лице; сделать открытие; бросить испытующий взгляд на кого-либо; обнаружить правду.

VII. Stellen Sie verschiedene Sätze zusammen und gebrauchen Sie dabei folgende Wörter und Redewendungen:

ausfindig machen; sich zurückziehen; klopfenden Herzens; freudig überrascht; ungestört sein; den Versuch unternehmen; sich etwas ersparen; über Bord werfen; etwas in Augenschein nehmen; unzählig; sich losreißen; sich einmischen; unbefangen; leichtfertig; in bezug auf...; sich Vorwürfe machen; einen Gegendienst leisten; den Wein spendieren; wird schon reichen.

VIII. Bilden Sie Sätze mit den Wörtern: anlassen, reichen. Gebrauchen Sie dabei die Wörter in ihren verschiedenen Bedeutungen.

IX. Setzen Sie, wo nötig, ein Bestimmungswort ein:

Mein Freund zeigte mir ... Haus von ... Fuß bis ... Kopf. Zuerst mußte ich ... Keller in ... Augenschein nehmen: ... Kohlenberg für ... Winter, ... Kartoffeln und ... Regale voller Gläser mit ... eingeweckten Johannisbeeren, ... Krug mit ... Apfelwein. Dann kamen ... Erdgeschoß-Räume heran: ... Veranda, ... Küche und ... Bad. Schließlich führte er mich ... Treppe hinauf in ... Allerheiligste. Da war ... breites Fenster, darunter ... Arbeitstisch, den ich noch von früher her kannte. ... Zeichenbrett und ... unzähligen Farbtuben und Pinsel.



Leonhard Frank

## MEINE MUTTER

(Auszüge)

Michael war das sorgenvermehrende, unerwünschte vierte Kind gewesen. Sein Vater, ein Schreiner Geselle, der Parkettböden legte und glatthobelte — zehn Stunden am Tag auf den Knien, die Stirn nahe dem Boden, den er hobelte, hartes Buchenholz —, verdiente achtzehn Mark in der Woche. Am Eßtisch gab es große Augen und kleine Bissen. Acht Monate im Jahr liefen die vier Kinder, zwei Buben und zwei Mädchen, keine Schuhsohlen durch. Aber im Winter, wenn Schnee lag und der Main zugefroren war, konnten sie nicht mehr barfuß in die Schule gehen.

Daß die Mutter es vollbrachte, Geld für Holz und Kohlen abzuwacken, dem schwer arbeitenden Vater jeden Morgen Vespergeld zu geben, Schuhe und Winterkleider für zwei

Erwachsene und vier Kinder belzuschaffen und dennoch die Miete zu bezahlen und täglich zwei Mal Essen für sechs auf den Tisch zu stellen, alles von achtzehn Mark in der Woche, war ein Wunder, vergleichbar mit dem des Wundertäters Jesus, der mit fünf Broten und zwei Fischen fünftausend Hungerige speiste <sup>1</sup>.

Eine nicht vorauszuberechnende und unvermeidliche Geldausgabe hatte diese schlaue, kampfgewohnte und siegreiche Mutter, die aus Resten, die von anderen in den Müllkübel geworfen werden, ein schmackhaftes Essen machte und aus Lumpen etwas, das kleidsam war, während der ganzen Kindheit Michaels nicht wieder einzusparen vermocht. Er war an Diphtheritis erkrankt, und sie hatte, um den Doktor und die Medizin bezahlen zu können, den Sonntagsanzug des Vaters im Leihhaus für fünf Mark versetzt, an einem Mittwoch, und ihn am Samstag mit fünf Mark von des Vaters Wochenlohn wiederausgelöst. Infolgedessen waren am nächsten Mittwoch kein Pfennig und kein Bissen Brot mehr im Haus gewesen. Sie hatte den Sonntagsanzug wieder versetzt. Und so war es weitergegangen, diese fünf Mark hatte die Mutter trotz ihrer Schwarzkunst <sup>2</sup> nie wieder einzusparen vermocht. Jeden Mittwoch war kein Brot mehr im Haus gewesen — Jahre um Jahre hindurch den Anzug ins Leihhaus und am Samstag wieder heraus und am Mittwoch kein Brot mehr im Haus. Der Längsbalken des Kreuzes, das die tapfere Mutter während ihres ganzen Lebens auf ihrem Rücken schleppte, war lang.

Aber für Michael gab es in den Jahren, bevor er in die Schule kam, trotz allem auch Minuten reinen Glücks. Die Mutter kommt mit dem großen Henkelkorb voll Kartoffeln und Gemüse vom Markt zurück. Er fragt erwartungsvoll gespannt nur mit den Augen, und sie schüttelt betrübt den Kopf. «Nichts! Dazu hat's nicht gereicht!» Der Fünfjährige kann die Hoffnung nicht aufgeben, er sucht mit der Hand in den Bohnen und Kartoffeln, den Blick über den Marktkorb hinweg ins Hoffnungsland gerichtet, findet plötzlich die fünf Zwetschgen, eingewickelt in ein Salatblatt, und sie lacht Tränen, weil es ihr gelungen ist, ihn so zu überraschen, daß seine Augen noch größer werden und die Lippen sich öffnen.

Michaels Mutter, eine schöne Frau, dünn, mit großen Feuer-augen, liebte ihren Mann und war ihm so himmelhoch über-legen, daß er es in seinem ganzen Leben niemals bemerkte.

Im Herbst 1913 kam die Mutter zu Besuch. Sie war nach Jena gefahren, ans Kindbett ihrer Tochter, die einen Zeiß-Mechaniker<sup>3</sup> geheiratet hatte. Nach Würzburg zurückzukehren, ohne den Sohn gesehen zu haben, jetzt, da sie ihm so nahe war, hatte sie trotz der Mehrausgabe von zwei Mark achtzig nicht über sich gebracht.

Michael hatte die Mutter acht Jahre nicht gesehen. Sie war eisgrau geworden. Die Gefühlsbeziehung zwischen ihr und Lisa entstand sofort bei der Begrüßung. Minuten später sagte die Mutter, beglückt und noch erstaunt, zu Michael: «Du hast ja eine Dame geheiratet. Und gutherzig ist sie. Das hab' ich aber gleich bemerkt. Ja, sie hat ein weiches Herz. Und das Leben ist ja so hart.»

Sie saß in seinem Zimmer im Sessel. Er hatte ihr ein Kapitel aus der «Räuberbande»<sup>4</sup> vorgelesen. Sie schüttelte, ohne ihn anzusehen, ganz für sich allein den Kopf und sagte: «Woher du nur diese Gedanken hast.»

Das scharfe Auge der Mutter, die aus lebenslanger Erfahrung die Zeichen der Not kannte, war nicht zu täuschen, sie sah die schwere Not. Sie sagte kein Wort. Aber nach drei Wochen bekam Michael von der Mutter einen Brief, der mit dem Satz begann: «Ich habe mich entschlossen, auch einen Roman zu schreiben, um Euch vor Wintersnot zu schützen.»

Michael ging hinüber zu Lisa, reichte ihr den Brief und lächelnd auch gleich sein Taschentuch. Sie las und wischte zwischendurch die Tränen ab.

Er sagte: «Sie wird erzählen, wann sie geboren wurde, wo sie in die Schule ging, daß sie Dienstmädchen war, den Vater kennenlernte, wann sie ihr erstes Kind bekam, ihr zweites, ihr drittes, und mich, das letzte, und dann ist der Roman zu Ende — zwei Seiten. Ich schreibe ihr, sie soll es nicht tun.»

Lisa war dagegen. «Es würde sie kränken. Sie hat sicher in den drei Wochen ununterbrochen darüber nachgedacht, wie sie helfen könnte, und schließlich ist ihr als einziges eingefallen, einen Roman zu schreiben. Daran kannst du sehen.» Lisa weinte weiter und aß dabei mit großem Appetit. Die Tränen tropften in den Teller. Auch wenn Lisa tief unglücklich war, konnte sie weinen und mit Genuß essen in einem.

Ein paar Tage später kam aus Würzburg ein Paket, fünfzehn blaue Schulhefte, jedes Blatt auf beiden Seiten dicht mit Bleistift beschrieben — der Roman der Mutter.

Eisa fand, daß Michael nicht sehr klug aussah — sein Mund stand offen. Schließlich sagte er, während er den Stoß Hefte in Händen wog: «Das ist ja ein langes Buch. Was hat sie da nur geschrieben!»

Er las die erste Seite und ließ erstaunt das Heft sinken: «Sie dichtet, Lisa, sie dichtet, sie schildert ihre Geburt — ihre Mutter im Kindbett, den Schein der Petroleumlampe, den Sturmwind, der heulend über die Felder jagt. Was sagst du! Das kann sie doch nicht selbst erlebt haben.» Es wurde ihm vor Staunen nicht bewußt, daß er Dummheiten redete. «Sie hat doch nicht gesehen, was bei ihrer Geburt vorging.»

«Nicht gut möglich», sagte Lisa lächelnd. Michael las weiter und schüttelte zwischendurch den Kopf. «Ganz in meiner Art. Es ist, wahrhaftig, es ist, als hätte auch sie sich vorgenommen, so zu schreiben, daß der Leser sieht und hört, was er liest. Aber das kann sie sich doch nicht vorgenommen haben. Woher soll sie es denn wissen? Ich verstehe nichts mehr.»

Sie lasen den ganzen Tag. Alle Kommas fehlten. Aber jede Seite war gegliedert durch Absätze, wie sie sich im Flusse der Erzählung von selbst ergeben hatten. Es war die Geschichte ihres Lebens. Auf dem weißen Papierschild des Heftes Nummer 1 stand der Titel, in den sie auch das Pseudonym geschmuggelt hatte: «Marie Wegrainer. Ein Lebensgang. Von ihr selbst geschrieben.»

Die Mutter war vierundsechzig Jahre alt. Sie hatte nie ein lesenswertes Buch gelesen, nur hin und wieder eine Romanfortsetzung in «Fels zum Meer» oder «Der Gartenlaube»<sup>5</sup>, wenn zufällig eine alte Nummer in die Wohnung geraten oder eine Seite vom Metzger als Einwickelpapier benutzt worden war.

Sie hatte den Roman heimlich geschrieben, tagsüber am Kochherd, solange der Vater außer Haus auf der Arbeit gewesen war. Er dürfe es nicht wissen und nie erfahren. Niemand in Würzburg dürfe erfahren, daß sie einen Roman geschrieben habe. Der Vater würde sich zu Tod schämen vor den Nachbarn und seinen Freunden, stand im Beileibrief.

«Aber ich habe zuerst geschrieben. Sie hat erst nach mir zu schreiben angefangen. Das ist der Unterschied. In der Regel ist es umgekehrt.» Michael war tief bewegt. «Was ich bin, kommt von ihr.»

Er änderte nichts an dem Buch. Er machte ein paar tausend Kommas und schickte die fünfzehn blaue Schulhefte an

den Delphin-Verlag, der Michaels Mappenwerk herausgegeben hatte.

(Der Roman erschien. Die Mutter bekam achtzehnhundert Mark, die sie unbemerkt vom Vater im Laufe von Jahren allmählich in den Haushalt tropfen ließ. Der Vater hat von der Schande, daß seine Frau die Autorin eines Romans war, nie etwas erfahren.)

Michael hatte in den neun Jahren, seit er von Würzburg aus flußaufwärts ins blanke Nichts gewandert war, durchschnittlich fünfmal im Jahr zu Mittag gegessen und sich unzählige Male hungrig ins Bett gelegt. Er war schon infolge seiner Armutskindheit innerlich vorbereitet gewesen, eine Art rebellischer Gefühlssozialist zu werden. Jetzt bekam dieser Gemütszustand neue Nahrung durch die Tatsache, die er immer noch nicht begreifen konnte — daß die Mutter, eine lebenslang von Geldsorgen schwer überbürdete Frau, der vom Schicksal jegliche Möglichkeit, ihre Gaben auszubilden, versagt worden war, als Vierundsechzigjährige, dieses Buch geschrieben hatte.

Michael sagte sich, daß sie ohne ein paar große Wunder das Buch nicht hätte schreiben können. Aber mit Wundern könne man nicht rechnen. Er sagte sich, daß kostbarste Volkskräfte von unerrechenbarem Wert durch die übergroße Armut im Keim erstickt würden, in einer Gesellschaftsordnung, die nur dem Kinde wohlhabender Eltern erlaube zu werden, was es sei. Wer könne bestreiten, daß die Mutter unter günstigeren Verhältnissen vielleicht eine bemerkenswert gute Schriftstellerin geworden wäre?

### *Texterläuterungen*

- <sup>1</sup> der Wundertäter Jesus, der mit fünf Broten und zwei Fischen fünftausend Hungrige speiste — eine Legende aus der biblischen Geschichte
- <sup>2</sup> die Schwarzkunst — die Zauberkunst
- <sup>3</sup> der Zeiß-Mechaniker — Mechaniker in der weltbekannten optischen Fabrik von Zeiß (jetzt volkseigener Betrieb)
- <sup>4</sup> «Räuberbande» — Roman von Leonhard Frank
- <sup>5</sup> «Fels zum Meer» und «Die Gartenlaube» — Zeitschriften — Spiegelbild kleinbürgerlich-spießiger Sentimentalität

### *Übungen*

I. Beantworten Sie folgende Fragen:

1. Was veranlaßt den Autor zu sagen: „Michael war ein unerwünschtes Kind“?

VI. Was bringt den Schriftsteller auf den Gedanken, die Mutter mit dem Wundertäter Jesus zu vergleichen und von ihrer Schwarzkunst zu reden?

3. Wie kommt die Mutter auf die Idee, zur Feder zu greifen und einen Roman zu schreiben?

4. Warum mußte die Frau von ihrem Mann verheimlichen, daß sie einen Roman schrieb, und wie gelang es ihr, ihn zu täuschen?

5. Was versteht Leonhard Frank darunter, wenn er schreibt: „Michael sagte sich, daß seine Mutter ohne ein paar große Wunder das Buch nicht hätte schreiben können?“

VII. Stellen Sie zwei Erzählungen zusammen, gebrauchen Sie dabei die angeführten Wörter und Ausdrücke:

1. Das Leben der Schreiner-gesellenfamilie. Zehn Stunden Arbeit; große Augen, kleine Bissen; Geld für Holz und Kohle abzwacken; Vespergeld mitgeben; Kleider, Schuhe und Essen beschaffen; Miete bezahlen; eine nicht vor-auszuberechnende und unvermeidliche Geldausgabe; im Leihhaus versetzen; auslösen; von Geldsorgen schwer überbürdet; sich hungrig zu Bett legen; Armuts-kindheit.

2. Der Roman der Mutter.

Die Zeichen der Not sehen; der Entschluß den Roman zu schreiben; ein Paket; ankommen; ein Stoß Hefte; dicht beschriebene Blätter; durch Absätze gliedern; keine Kommas; das Papier-schild; der Lebensgang; der Begleitbrief; geheimhalten; sich zu Tode schämen; der Verlag; herausgeben; erscheinen; Geld bekommen; günstige Verhältnisse; gute Schriftstellerin werden; das Schicksal; versagen; die Gabe; ausbilden.

VIII. Suchen Sie im Text alle Wörter und Ausdrücke heraus, die a) den Vater, b) die Mutter, c) Michael, d) Lisa charakterisieren.

IV. Übersetzen Sie ins Russische:

vollbringen; die Miete bezahlen; vorausberechnen; kleidsam; der Henkelkorb; überlegen sein; etwas nicht über sich bringen; sich in etwas bewußt sein (werden); außer Hause sein; ver-sagen; das Kindbett.

V. Erklären Sie auf deutsch:

das Vespergeld; versetzen; das Leihhaus; die Hoffnung nicht aufgeben; er war ins blaue Nichts gewandert; von unberechen-barem Wert sein; es ist ihm eingefallen; einschmuggeln; sein Kreuz schleppen (tragen).

VI. Finden Sie im Text Synonyme zu den folgenden Wörtern: fertigkriegen; der Mülleimer; gut zu Gesicht stehen; traurig; weichherzig; der Lehnstuhl; das Elend; betrügen; beleidigen; der Lebenslauf; überlastet sein; jeder.

VII. Bilden Sie Sätze mit den Wörtern: *sehen* sich ergeben, bestreiten, der Stoß, die Gabe. Gebrauchen Sie dabei die Wörter in ihren verschiedenen Bedeutungen.

VIII. Übersetzen Sie ins Deutsche:

босиком; неизбежно; заложить; смеяться до слез; читать кому-нибудь вслух; обидеть; непрерывно; умереть со стыда; как правило; в среднем.

*Jurij Brežan*

## CHRISTA

(gekürzt)

Christa und die Mutter bereiteten in der Küche Johannisbeeren zum Einkochen vor, als die Postbotin die Zeitung brachte.

Die Mutter wollte immer gleich wissen, was Neues drin stand. Heute aber hatte sie die Finger so voll von dem klebrigroten Saft, daß sie bat: «Lies mir vor, Christa! Du hast reinere Hände.»

Christa wählte nur solche Nachrichten aus, von denen sie glaubte, sie würden die Mutter interessieren. Dabei stieß sie auf einen Bericht über koreanische Waisenkinder, die nach Moritzburg gekommen waren.

«Die armen Kinder!» seufzte die Mutter mitleidig. «Erst haben sie Vater und Mutter verloren und nun wachsen sie so weit von der Heimat auf.»

«Ich denke, Mutter», meinte Christa nachdenklich, «für sie ist es besser, wenn sie zu uns kommen. Daheim sehen sie immer nur das ganze Elend, alles verbrannt und verwüstet.»

Schweigend zupften sie eine Weile die Beeren von den Stielen. Dann fragte die Mutter: «Wenn du eine solche Waise wärst, möchtest du dann von daheim weg, Christl?»

«Ja», entgegnete Christa, schränkte aber gleich ein: «Ich weiß nicht, Mutter.»



Nach einer Weile erklärte sie: «Für Kinder ist es vielleicht gut, damit sie ruhig leben können. Sonst würden sie ja nie spielen und lachen mögen. Aber wenn man erwachsen ist, dann ist das, denke ich, anders.»

«Warum ist es dann anders?»

«Weil», es war schwierig für Christa, in Worten das auszudrücken, was sie empfand, «siehst du, Mutter, wenn ich so ein koreanisches Mädchen wäre, ich meine, genauso alt, wie ich jetzt bin, dann will ich doch wissen, warum meine Eltern gestorben sind oder wer sie gemordet hat. Und überhaupt alles will ich von ihnen wissen.»

«Warum mußt du denn das wissen, Christl?» fragte die Mutter mit einem solchen Interesse, daß Christa sie erstaunt ansah.

«Aber das ist doch klar, Mutter!» entgegnete sie fast ungeduldig. «Ich will doch wissen, woher ich komme! Wenn ich weiß, woher ich komme, dann weiß ich doch viel besser, was ich will. Verstehst du denn das nicht?»

«Ich verstehe es schon», die Mutter nickte. Sie dachte, ich werde ihr nur das Nötigste erzählen.

«Christl», begann sie nach einer Weile, «hast du eigentlich nie darüber nachgedacht, wie es kommt, daß du soviel jünger bist als deine Schwestern und dein Bruder?»

Christa errötete tief und schwieg.

«Einmal», murmelte sie dann mit gesenktem Kopf, «es war voriges Jahr, als wir Kartoffelkäfer gesucht haben, hat eine Frau einer anderen gesagt — sie hat nicht gedacht, daß ich es höre — da hat sie gesagt...»

«Was hat sie gesagt?» fragte die Mutter leise.

«Daß ... daß ich ... eigentlich ... daß ich gar nicht euer Kind bin.»

«Hat sie auch, ich meine, hat die Frau gesagt, wessen Kind du seist?» murmelte die Mutter und blickte die Tochter nicht an.

«Ja.» Schweigen. «Daß Lena meine Mutter ist.»

Die vier Hände, die zwei alten und die zwei jungen, zupften die Beeren so schnell und hastig von den Stielen, als hänge davon alles ab.

«Hast du Lena lieb?» flüsterte die Mutter.

«Ja», entgegnete Christa gleicherweise. «Sie war immer sehr gut zu mir.»

«Lena», erklärte die Mutter langsam, «ist nicht deine Mutter. Deine Mutter ist gestorben, mein Kind.»

Die eben noch so eifrigen Hände vergaßen die Beeren. «Am neunten November 1938», fuhr die Frau leise, aber mit fester Stimme fort, «haben die Nazis jüdische Geschäfte und Häuser geplündert und viele Menschen in die Lager verschleppt. Deine Mutter und deinen Großvater auch. Dort hat man sie umgebracht.»

Christa hob den Kopf und richtete die Augen groß und dunkel auf die Frau. «Meine Mutter war Jüdin?»

«Ja», antwortete die Frau. «Und Lena diente bei deinem Großvater. Sie brachte dich am nächsten Tage zu uns.»

«Und wer ist mein Vater? Wo ist er?»

«Er lebt», entgegnete die Mutter. «Es ist der Herr Hagen. Er war einmal bei uns, vor einem Jahr.»

Christa entsann sich des Mannes. «Ich weiß», sagte sie. «Warum bin ich nicht bei ihm geblieben?»

Mutter Lensch dachte, wozu soll ich dem Kind sagen, daß er ein Lump ist?

Sie holte ein leeres Einweckglas<sup>1</sup> vom Bord.

«Ist er auch Jude?»

«Nein», entgegnete sie. Eine barmherzige Lüge ist keine Lüge, dachte sie. «Er meinte, es wäre nicht gut, wenn er dich behalten hätte.» Schnell fügte sie hinzu, als sie die erstaunt fragenden Augen des Mädchens bemerkte. «Bei uns aber konnte dir nichts geschehen. Du galtest ja als unser Kind.»

\* \*  
\*

Je mehr sich Jakob Lensch seinem Hause näherte, um so zorniger wurde er. Er machte sich Vorwürfe, daß er Christa nicht einfach am Arm genommen und vom Tanzboden weg nach Hause geführt hatte. Er kannte nämlich den Fremden. Es war ein Bursch aus dem Nachbardorf, der seit Jahren einen der Personenwagen des Kreisratsamtes fuhr. Man sagte ihm nach, die Mädchen flögen auf ihn wie Motten nach dem Licht. Verbürgt war, daß er der Vater von drei unehelichen Kindern war — zwei von den Mädchen-Müttern waren sogar Schwestern — und daß er mit Vorliebe ganz jungen, unerfahrenen Dingern den Kopf verdrehte.

Jakob Lensch sorgte sich um Christa und ärgerte sich über sich; sein Zorn aber wandte sich gegen das Mädchen.

Er hörte Christas schnelle Schritte nicht und fuhr erst herum, als hinter ihr die Gartentür zuklappte.

«Ich werde dich lehren!» grollte er sie an und schlug ihr seine schwere Hand ins Gesicht.

«Unsere Kinder waren keine Herumtreiber!»

Erst unter diesem Schlag zuckte Christa zusammen. Sie stieg die Treppe hinauf; weder langsam noch schnell stieg sie, sondern ruhig und sachlich, wie man in einem fremden Hause eine gleichgültige Treppe zu einem sachlichen Behufe emporsteigt. Sie verriegelte die Tür ihrer Kammer. Ihr Herz klopfte nicht schneller, als sie vernahm, wie der Vater vor dieser Tür den Schritt verhielt, und als sie sah, daß er die Klinke hinunterdrückte.

Die Tür war zu.

Christa setzte sich an den Tisch, stützte die Ellbogen auf und legte das bleiche Gesicht in die geöffnete Muschel der Hände.

Die Hände waren kalt. Und aus den Augen, die in die Dunkelheit starrten, rannen keine Tränen, die wärmen können und die Starre zu lösen vermögen.

Am nächsten Morgen, noch bevor Christa aufgestanden war, hielt vor dem Hegerhaus <sup>2</sup> der froschgrüne IFA <sup>3</sup> Hans Hagens.

Nicht einen Augenblick lang suchte Christa in Gedanken Nähe und Wärme bei Hans Hagen.

Erst als sie die Wagentür zuschlagen hörte und, sich aus dem Fenster beugend, den Mann erkannte, durchfuhr sie heiß eine böse Dankbarkeit, daß er auf der Welt, daß er da war.

Sie wusch sich lange und gründlich, immer wieder hielt sie die offenen, müden Augen in das kalte Wasser, bis sie groß und hell glänzten.

Ohne zu überlegen, holte sie ihre beste Unterkleidung aus dem Schub der alten Kommode, streifte mit ungewöhnlicher, achtsamer Geduld ihre schönsten Perlonstrümpfe auf die langen Beine, glättete ihren Sitz so lange, bis die dunkle Naht gerade und genau von der Ferse über die braunen Waden in die helle Kehle des Kniegelenks verlief, und wählte mit schlafwandlerischer Sicherheit aus der kleinen Anzahl ihrer guten Kleider das beste: das, welches sie in der Einfachheit des Hegerhauses am fremdesten erscheinen ließ.

Das Haar, das sie sonst, stolz auf seine Länge, in einem Zopf verflochten über die linke Schulter nach vorn trug, steckte sie in einem schweren strengen Knoten im Nacken zusammen, was ihr einen neuen reiferen Liebreiz verlieh.

Schließlich kramte sie aus der Schachtel den heimlich gekauften, noch nie benutzten Lippenstift hervor und schminkte sich, nicht eben ungeschickt, die Lippen.

Sie ging hinunter.

Mutter Lensch trat eben mit einem Teller Kuchen aus der Küche, als Christa die Treppe hinunterlief. Die Mutter öffnete den Mund, um etwas zu sagen — von dem frühen Besuch wahrscheinlich —, als sie Christas festlich-fremdes Aussehen gewahrte. Sie erschrak, legte die Hand auf die Stubentürklinke und flüsterte schnell: «Er hat's ja nicht so gemeint, der Vater...»

Christa schaute durch die offene Haustür auf den froschgrünen Wagen.

«Gehört das Auto meinem Vater?» fragte sie, als hätte sie Mutters geflüsterte Worte nicht vernommen.

Mutter Lensch sah das Mädchen an, murmelte «Wird wohl» — und gab die Tür frei.

Hans Hagen saß dem schweigenden Heger gegenüber am Tisch, sagte: «Ja, ja — schlechte Zeiten, sozusagen, unsere Zeiten!» und schob ein großes Stück Mohnkuchen — das letzte vom ersten Teller — in den Mund.

Christa stockte einen winzigen Augenblick an der Tür, rief dann, laut und lustig: «Guten Morgen, Papa!» und reichte dem Kaufmann, der erstaunt und fast unsicher die anscheinend sichere Erwachsenenheit des Mädchens erkannte, die Hand.

Er schluckte zusammen mit dem Mohnkuchen hastig sein zwiespältiges Erstaunen hinunter, erhob sich schnell und schloß Christa in seine langen, dünnen Arme.

Christa, darauf nicht vorbereitet und laute Bezeugung von Gefühlen überhaupt nicht gewohnt, versuchte sich zu befreien. Hagen lockerte seine Arme, hob ihr Gesicht empor und küßte sie auf die Stirn. «Mein Kind!» flüsterte er und schloß dabei die Augen. «Mein endlich wiedergefundenes Kind!»

Christa, zutiefst unglücklich, überreizt und ihrer selbst unsicherer denn je, verlor auf einmal alle Fassung und weinte jählings los, stoßend wie ein Kind.

Daß es die Brust des fremden Vaters war, an der sie weinte, kam ihr gar nicht zu Bewußtsein. Sie fühlte nur ein schlagendes, lebendiges Herz und zwei Arme, die sie hielten.

Der Kaufmann genoß Christas Weinen mit dem Gefühl, das er immer übrig hatte und das ihm sozusagen auf der Haut, aber nicht im Herzen saß. Er fühlte sich auf einer Bühne stehen — und fühlte sich wohl dabei.

Außerdem war das weinende Mädchen die beste Legitimation für das, was er vorhatte. Er hatte sich alles Mögliche ausgemalt, was geschehen würde, wenn er von seinen unveräußerlichen Vaterrechten zu sprechen beginnen würde. Eine einzige Möglichkeit hatte er nicht in Betracht gezogen: daß ihm Christa weinend in die Arme fallen würde.

Während er dem Mädchen beruhigend den Rücken streichelte, schaute er sich triumphierend nach seinen Zuschauern um.

Jakob Lensch hatte sich umgedreht und sah zum Fenster hinaus.

Seine Frau, die einen Herzschlag lang fassungslos vor dem unerwarteten Geschehnis mitten in der Stube stehengeblieben war, stellte gleichmütig ihren Kuchenteller auf den Tisch und goß Hagens Kaffeetasse erneut voll.

Sie tun, als ob sich tagtäglich Väter und Töchter, jahrelang getrennt, in solch rührender Weise in ihrer niedrigen Stube wiederfinden, dachte Hagen ein wenig erbittert über die scheinbar geringe Teilnahme seines Publikums. Laut sagte er, bemüht zu sprechen, als ob er an männlich unterdrückten Tränen schlucke: «Wein nicht länger, liebes Kind! Du kehrest ja nun ins Vaterhaus zurück.»

Christa weinte schon nicht mehr, sie blieb an seiner Brust, einfach, weil sie sich schämte, aufzublicken und sich mit den Eltern an den Tisch zu setzen.

Der Kaufmann holte ein dezent gemustertes und dezent duftendes Taschentuch aus der Innentasche seines Jacketts.

«Wisch dir die Tränen ab, Christelchen», sagte er.

Das fremde Tuch brachte Christa wieder den fremden Mann in Erinnerung. Sie wies das Tuch zurück. «Ich habe meins», murmelte sie mit spröder Stimme, befreite sich von Hagen und suchte ihr Tuch. Sie hatte keines bei sich.

Jakob Lensch, der sich wieder zum Tisch gewandt hatte und scheinbar ruhig Kuchen aß, zog sein Tuch, groß, bunt und ein wenig nach Priem<sup>4</sup> riechend, aus der Hosentasche.

«Da!» brummte er.

Christa nahm das Tuch, wischte sich die Tränenspuren von den Wangen und schneuzte sich so kräftig, daß Hagen, ein wenig indigniert<sup>5</sup>, dachte: Das muß sie sich natürlich abgewöhnen.

Christa reichte das Tuch zurück und flüsterte: «Danke!»  
Die Mutter sagte: «Nun setz dich und iß!»

Gehorsam setzte sich Christa auf ihren Platz rechts der Mutter, Hagen gerade gegenüber.

Hastig und mit niedergeschlagenen Augen — nur manchmal warf sie einen scheuen, schnellen Blick unter halb gesenkten Lidern nach dem Mann, den sie vor wenigen Minuten Papa genannt hatte — aß sie ein Stück nach dem anderen vom Kuchenteller, wobei sie schon wieder darauf achtete, daß sie von dem nicht ganz gleichmäßig geratenen Kuchen solche Stücke bekam, auf denen der Mohn, der Quark oder die Pflaumen besonders dick lagen.

Nach einigen mißglückten Versuchen, sich mit Christa zu unterhalten, sprach der Kaufmann geläufig und ohne Antwort weder zu erwarten noch zu bekommen von der Not des Mittelstandes und vom dauernd schlechten Wetter. Bei jedem Stück Kuchen, den er unterdes eifrig weiter vertilgte, unterbrach er sich selbst und sagte: «Also, wirklich, Frau Lensch, wunderbar, Ihr Kuchen! Sozusagen einfach prima!»

Dann aß er weiter und sprach weiter von den schlechten Zeiten.

Vater Lensch, der längst seine Sonntagszigarre rauchte, brummte einmal dazwischen: «Aber einen Wagen haben Sie sich doch gekauft!»

Hagen wurde einen Augenblick lang unsicher. Den beiden Alten hätte er ja ohne weiteres bewiesen, daß sogar der Besitz eines solchen Wagens ein Beweis seines Notleidens sei, andererseits war er aber gezwungen, dem Mädchen sein neues Elternhaus recht schmackhaft zu machen. So lachte er kurz auf.

«Mein lieber Mann», sagte er, «wer wirklich was kann, etwas auf dem Kasten hat <sup>6</sup>, sozusagen, der kommt natürlich durch. Kommt auch heute durch! Durch und voran!»

Dann erzählte er von seinem Geschäft, wie er laufen, rennen, schleichen, aufpassen müsse, wie seine Frau den Modedesigner führe — «sogar aus Dresden kommen Kunden zu ihr, ausgezeichnete Kunden, solche, die noch von früher Kultur haben, verstehen Sie» — tja, wahrscheinlich würden sie sich nächstens ein kleines Landhaus bauen, ja mit Garten und so, vor allem Rosen, er sei ja ein großer Rosennarr <sup>7</sup>.

Als er bemerkte, daß Christa hierbei aufhorchte, spann er seine Gartenpläne weiter aus und schwärmte von der «Gloria Dei».

«Die schönste Rosenschöpfung», ereiferte er sich. «Gottes Ruhm — der einzige Name, den diese Rose tragen darf.»

«Wie sieht diese Rose aus?» fragte Christa mit halber Stimme. Sie schaute dabei Hagen zum erstenmal voll an. Er war klug genug, ihr Zeit zu geben, sich an sein Gesicht zu gewöhnen, und sah zum Fenster hinaus, als ob dort die Rose stünde, die er beschrieb, so gut er sie aus einem zufällig erlauschten Gespräch zweier wirklicher Rosenfreunde im Gedächtnis hatte. «Von ihr habe ich drei Stück», schloß er seinen Bericht.

Christa fragte erstaunt: «Ich denke, du willst den Garten erst anlegen?»

«Ja, den Garten schon», verbesserte Hagen seinen Fehler, «aber wir haben ja schon einen, einen kleineren zwar, aber prima, erste Klasse sozusagen!»

Um näheren Fragen nach diesem Garten vorzubeugen, erzählte er von anderen Rosen, wobei er Namen wie auch Aussehen erfand.

Christa bemerkte bei mancher dieser beschriebenen Ähnlichkeiten mit Rosen, die ihr bekannt waren, und sagte einmal: «Die sieht ja der «Comtess Vandale» sehr ähnlich.»

«Ja, ja, das stimmt», versicherte Hagen, «nur ist die neue Sorte vollblütiger und winterhärter. Aber leider viel zu teuer und auch bei uns in der Zone gar nicht zu haben. Ich habe sie von drüben.»

Hier erhob sich Vater Lensch und ging in die Küche, wo seine Frau schon längst wieder am Herd stand, um das Mittagessen vorzubereiten.

Der Kaufmann nahm des Hegers Abgang zum willkommenen Anlaß, die Rosen, die ihn vor dem rosenkundigen Mädchen langsam in Bedrängnis brachten, zu verlassen.

«Nun ja», schloß er das Gespräch, «du wirst es ja selbst sehen.»

Christa sah zu, wie er ein silbernes Zigarettenetui, das auf dem Deckel eingraviert seinen Namenszug trug, aus der Tasche holte, eine Zigarette herausnahm und sie anzündete. Sie mochte aus irgendeinem Grunde lieber, wenn Männer Zigaretten statt Zigarren rauchten. Es schien ihr eleganter zu sein.

Überhaupt fand sie den Papa, wie sie Hagen nun schon ungescheut nannte, sehr nett. Seine Krawatte paßte ausgezeichnet zu Hemd und Anzug und war nicht so ein zusammengewursteltes Etwas, wie es sich der Vater sonntags um den Hals zu schlingen pflegte.

Der Kaufmann betrachtete nachdenklich sein Etui.

«Das hat mir deine liebe Mutter geschenkt», erklärte er mit dunkler Stimme, «als wir uns verlobten.»

Christa schob wortlos bittend die Hand über den Tisch. Hagen gab ihr das Etui.

Stumm, wie ihr Mund war, wurden ihre Augen, wurde ihr Gesicht. Nur die Hände schwiegen nicht. Sie liebkosten das silberne Etui, sie sprachen mit ihm, dem ersten Ding, das Christa von der toten Mutter berührte, mit kleinen zärtlichen Worten, die so zärtlich sind, daß man sie nicht sprechen kann.

Der Kaufmann sah des Mädchens Gesicht und seine Hände, die liebkosend mit leichten Fingern das Silber streichelten; ihm war nicht wohl dabei, aber es gab keine Möglichkeit mehr, Christa zu sagen, daß das Etui nicht länger in seinem Besitz sei als seit dem Tag der Gründung des «Modehauses Haplu».

«Ich habe daheim noch viele Fotos», sagte er; seine Stimme zitterte ein wenig dabei, nicht aus Rührung, sondern weil er schon wieder in das gläubige Mädchenherz hineinlog. Er schämte sich und entschuldigte sich also gleich vor sich selbst mit der Notwendigkeit, das Mädchen weich zu stimmen. «Viele Fotos von deiner Mutter, auch von dir.»

«Bitte, bring sie mir einmal mit, Papa», bat Christa und sah ihn voll an. Sein Gesicht schien ihr nah und vertraut. «Und erzähl mir von ihr. Ich weiß gar nichts.»

Er ist lieb, dachte es in ihr. Mutti hat ihn geliebt. Ich muß ihn liebhaben.

«Als wir heirateten», begann Hagen leise und schob die Krümel auf der Tischdecke zusammen, «brachte deine Mutti ihr Mädchenzimmer mit. Bett, Schrank, eine nette Kommode, ein Tischchen mit aufklappbarer Platte, darinnen der Spiegel, zwei Stühle und ein Sesselchen — alles aus ganz heller, feingemusterter Birke.» Er machte eine Pause. «Das Zimmer steht leer, Christelchen.» Wieder schwieg er einen Augenblick. «Es gehört dir.»

Langsam schob er seine Hände über den Tisch, nahm Christas Hände, die ihm unbewußt entgegenkamen, in die seinen und schloß: «Ich bin gekommen, dich heimzuholen.»

Er fühlte, wie die kühlen Mädchenfinger zusammenzuckten. Er sagte: «Auch meine Frau, deine neue Mutti, wird dich sehr liebhaben.» Er merkte nicht gleich, daß er einen Fehler begangen hatte. Christa wurde sich ihrer Hände wieder bewußt und zog sie aus den seinen.



«Hast du ein Foto mit von ihr?» fragte sie, und er hörte nicht, daß ihre Stimme zitterte in dem wilden, jähem Wunsch, er möge keines haben.

«Doch, natürlich», sagte er eifrig, holte die Briefmappe aus der Tasche und reichte ihr einige Fotografien über den Tisch.

Christa nahm sie und betrachtete sie, wie man Fotos Fremder anschaut, denen man zufällig auf einer langen Eisenbahnfahrt gegenüber sitzt.

Und von der Mutti hat er nicht eines, dachte sie.

«Deine Frau ist hübsch», sagte sie höflich und gab ihm die Bilder zurück.

«Und gut, wirklich gut!» beteuerte Hagen, als ob Christa irgendwelche Zweifel geäußert hätte. Plötzlich lächelte er fast einfältig stolz. «Und elegant! Die Dame — sozusagen — der Stadt!»

Er war richtig froh, endlich wieder etwas Wahres sagen zu können.

«Wenn du», Christa betonte das Wort stark, «gern willst, komme ich einmal zu Besuch.» Sie stand auf und begann das Tischtuch zusammenzunehmen. «Jetzt kann ich nicht fort, ich muß doch morgen wieder zur Schule.»

Daran, daß der Kaufmann wieder verheiratet sein könnte, hatte sie nie gedacht. Jetzt stand diese Frau plötzlich zwischen ihr und dem Vater. Sie spürte, daß er nicht mehr an ihrer Mutter hing.

Da sie das Tuch hinaustrug, um es im Hof den Spatzen auszuschütteln, bemerkte sie nicht, wie der Kaufmann bis unter die dünnen Stirnhaare rot wurde. Er fühlte, daß er irgendeinen Fehler gemacht hatte und daß das Mädchen ihm entglitten war. Er wurde zornig. «Ein paar hinter die Löffel!»<sup>8</sup> knurrte er vor sich hin. «Der Göre!»<sup>9</sup> Und los — eingepackt!»

Zugleich war ihm bewußt, daß das hier und jetzt nicht angehe. Hier nicht, sagte er sich, aber... Und immerhin, schließlich ist ja das Gesetz auf meiner Seite!

Als Christa wieder eintrat, holte er ein Paketchen aus der Sofaecke, wo sein Mantel lag.

«Ich habe dir etwas mitgebracht», sagte er, bemerkte aber sofort, daß Christa mit dem ersten Blick und Griff die mindere Qualität des Stoffes erkannte, und setzte eilig hinzu: «Ein Schulkleidchen wird's wohl geben. Es war ja gar nicht für dich gedacht, weil wir ja glaubten, du kämst gleich mit. Den Stoff sollte ein Mädchen haben — sie wohnt unweit

von hier—, war vor Jahren Dienstmädchen bei uns, sehr fleißig, wirklich, hat morgen Geburtstag.»

Er redete so sicher, daß Christa ihm glaubte. Sie gab ihm die Hand, bedankte sich und wußte nichts weiteres mehr mit ihm anzufangen. Der Papa, der ihr schon so nah gewesen war, war wieder ein Fremder geworden. Sie legte den Stoff auf den hohen runden Rücken der alten Nähmaschine am Fenster und lief aus der Stube.

Hagen, der auch nichts Rechtes mit sich zu beginnen wußte, ahnte den Mißerfolg seiner Reise, setzte sich unmutig wieder an den Tisch und wartete, daß Christa zurückkäme.

Als Christa in die Küche trat, saß Vater Lensch mit rundem Rücken auf dem verrußten Bänkchen am Ofen und ließ die Hände zwischen den Knien hängen. Die Mutter zog eben den großen eisernen Topf mit den Futterkartoffeln aus dem Ofen.

Christa sagte: «Ich bringe ihn hinaus», und langte nach der alten Schürze, die als Topflappen diente.

Die Mutter wehrte ab. «In dem Kleid?»

«Ich ziehe mich schnell um!»

Christa rannte die Treppe hinauf, zog sich das Kleid über den Kopf, fuhr in ihr dunkelbraunes Schulkleidchen und brachte mit fliegenden Händen ihre Haare in die gewohnte Ordnung. Die Mutter sah sie erstaunt an, sagte aber nichts.

Christa trug den schweren Topf in den Schweinestall, zerstampfte die Kartoffeln und füllte den Topf gleich von neuem.

Als sie ihn in der Küche abstellte und genügend Wasser zugeß, sagte sie: «Er wollte mich mitnehmen.»

Sie richtete sich auf und sah die beiden Augenpaare gespannt ihr entgegenschauen. Sie fühlte die drängende Frage und erklärte leichthin: «Ich würde ja vor Heimweh krank werden.»

Plötzlich wurde sie rot. «Darf ich zur Marianne, Mutter?» Marianne, die Tochter des Schmiedes, war ihre beste Freundin und wohnte im Dorf.

«Lauf!» sagte die Mutter fröhlich. «Aber komm nicht zu spät zum Essen!»

«Sonst esse ich deinen Pudding mit auf», brummelte der Vater.

«Machst du ja doch nicht!» Christa lächelte ihn an und lief in den Schuppen nach ihrem Fahrrad.

Jakob Lensch schaute ihr nach, zündete sich seine erkaltete Zigarre wieder an und sagte: «Da werde ich wohl hingehen müssen.»

«Er wird sicher bald gehen», antwortete die Frau.  
Der Heger stand auf und ging in die Stube.

Der Kaufmann hatte, allein in der Stube sitzend, genügend Zeit gehabt, sich vorzustellen, was seine Frau sagen würde, käme er ohne das Dienstmädchen Christa nach Hause. Er hatte sich entschlossen, das Mädchen auf jeden Fall mitzunehmen.

Als der Heger in die Stube kam und sich auf die Ofenbank setzte, wechselte Hagen seinen Platz und ließ sich auf das Sofaek nahe am Ofen nieder.

«Es fängt an, sich aufzuklären», meinte der Heger.

«Hm», antwortete der Kaufmann. «Hat Ihnen Christa was erzählt?»

«Och», der Heger lachte ein wenig belustigt auf, «vom Wetter versteht sie wirklich nichts.»

«Nein», Hagen wurde ärgerlich, «ich meine davon, was wir miteinander besprochen haben.»

«Nee, hat sie nicht. Kein Wort hat sie erzählt.» Der Heger stieß eine dicke Rauchwolke aus, und Hagen setzte sich weiter ab. Er holte eine neue Zigarette aus dem Silberetui und begann:

«Sie wissen ja, Herr Lensch, daß ich Ihnen sehr viel Dank schulde, daß Sie sich die langen Jahre hindurch um meine Tochter gekümmert haben...»

«Da brauchen Sie mir gar nicht zu danken», entgegnete der Heger. «Das Wurm<sup>10</sup> konnte ja schließlich nicht ohne Vater und Mutter aufwachsen. Und so sind wir eben seine Eltern geworden. Nee», wiederholte er, «da ist nichts zu danken.»

«Doch, doch», beharrte der Kaufmann hartnäckig. «Ich bin Ihnen und Ihrer Frau zeitlebens zu Dank verpflichtet. Diese Schuld will ich nicht noch weiter ansteigen lassen.»

Da der Heger schwieg, setzte er fort: «Ich habe mich also entschlossen, Christa nach Hause zu nehmen.»

«Zu Hause», brummte der Heger, «ist sie hier.»

«Ja, nun ja», wand sich der Kaufmann, «das stimmt ja im gewissen Sinne, ihr zweites Zuhause ist bei Ihnen, das ist

sozusagen ganz richtig. Aber schließlich bin ich ja doch der Vater.»

«Hm», machte Lensch. Es schien, daß er nicht ganz dieser Meinung war.

«Deswegen nehme ich sie jetzt zu mir. Sie und Ihre Frau sind ja rechtschaffene, gute Leute — das kann ich überall und immer bestätigen —, und Sie werden sicher dem Glück des Mädchens, das endlich heimkehren kann, nichts entgegen setzen.»

«Nee», der Heger schüttelte den Kopf, «dem Glück des Mädchens, wie Sie das so sagen, werden wir nichts entgegensetzen.»

Der Kaufmann atmete erleichtert auf. Es ging alles viel einfacher, als er sich das vorgestellt hatte. Er vergewisserte sich noch einmal: «Sie haben also nichts dagegen, wenn ich Christa gleich heute heim nehme?»

«Wir haben nichts dagegen, daß Sie unsere Christa mitnehmen. Wenn sie mitgehen will, meine ich.»

Der Heger sah den Kaufmann an, und dem schien es, als ob der andere spöttisch hinter seiner Zigarrenwolke lächelte. Er beeilte sich zu behaupten: «Ich habe sie gefragt. Natürlich will sie.»

«So?» meinte der Heger. «Wir haben sie nicht gefragt. Bloß, sie hat uns gesagt, sie will hierbleiben.»

Der Kaufmann fühlte sich der Lüge überführt und wurde ärgerlich. «Solche Gören», sagte er, «wissen ja meist nicht, was sie wollen. Da muß man sie zwingen zu...»

«Hm», der Heger unterbrach ihn und wiegte bedächtig den Kopf. «Manchmal weiß es solch ein Mädchen nicht, was es will. Das stimmt. Aber manchmal weiß es, was es will. Heute früh, da wußte es Christa nicht. Aber jetzt weiß sie es.»

«Und 'ne Stunde später wird sie's wieder nicht wissen!» höhnte Hagen, offensichtlich zornig geworden.

Der Heger fuhr ruhig fort: «Und zwingen — zwingen darf man ein Kind nur, wenn es etwas Dummes tun will. Und man selber ganz sicher ist, daß man das Klügere weiß.»

Der Kaufmann griff erneut nach seinem Etui, zerbrach drei oder vier Streichhölzer und rauchte dann hastig, schweigend und erbost.

Schließlich stieß er feindselig hervor: «Sie wollen also das Mädchen nicht hergeben?»

«Wir haben keine Not», antwortete der Heger, «und sind — wie Sie gesagt haben — rechtschaffene Leute. Die geben ohne Not nicht ihre Kinder weg.»

«Ihr Kind!» schrie der Kaufmann in hellem Zorn. «Es handelt sich hier um mein Kind!»

«Nein!» sagte der Heger hart.

«Was? Sie wollen bestreiten, daß Christa mein Kind ist?» Der Kaufmann verschluckte vor Erstaunen fast seine Zigarette.

«Ja, das will ich», entgegnete der Heger.

Einige Augenblicke lang starrte der Kaufmann ungläubig in das hölzern einfache und harte Gesicht des alten Waldarbeiters. «Ich habe keine Lust», erklärte er dann kalt, «mich mit Ihnen über völlig klare, einwandfreie Dinge zu streiten. Ob Sie wollen oder nicht, ob Christa will oder nicht — ich nehme das Mädchen zu mir. Da Sie sich im guten nicht mit mir verständigen wollen, mache ich von meinem gesetzlichen Recht Gebrauch. Denn Gott sei Dank ist die Göre noch minderjährig!»

«Sie haben kein Recht auf das Kind», entgegnete der Heger. «Das haben Sie verspielt.»

Wie unter einem Schlag zuckte der Kaufmann zusammen. «Ich bin der Vater!» Er hatte Mühe, seinen erneut aufsteigenden Zorn zu bändigen.

«Nein!» versetzte der Heger. «Christas Vater bin ich!»

«Haben Sie sie gezeugt oder ich?» schrie der Kaufmann.

«Sie haben sie verstoßen, ich habe sie aufgenommen.»

«Aber gezeugt habe ich das Kind!»

«Ich habe ihm zu essen gegeben.»

«Aber ich bin der Vater!»

«Ich habe ihm Kleider gekauft.»

«Mann», tobte der Kaufmann, «was ändert das daran, daß meine Frau das Kind geboren hat? Ich habe ihm das Leben gegeben!»

«Wir haben ihm das Leben erhalten.»

«Aber ich», der Kaufmann sprang auf, schlug sich an die Brust und schrie, «ich — verstehen Sie — ich habe es gezeugt!»

«Ich habe für sie gearbeitet.»

«Schließlich habe ich zwei Jahre lang für das Gör bezahlt!»

«Vorher haben wir das Kind vierzehn Jahre liebgehabt.»

«Für diese Jahre werde ich Ihnen noch einen Unterhaltsbeitrag aussetzen lassen. Ich lasse mir nicht durch Ihre unverschämten Forderungen mein Vaterrecht nehmen.»

«Das Geld», sagte der Heger, «das Sie geschickt haben, steht in Christas Sparbuch. Und mit Geld kann man keine Kinder kaufen.»

«Ihre Belehrungen können Sie sich sparen», schnarrte der Kaufmann so, wie er es einst als Stabszahlmeister lange und fleißig geübt hatte. «Das Recht jedenfalls steht auf meiner Seite, und ich gedenke, mich daran zu halten.»

«Das Recht wird Ihnen nicht helfen, Christa unrecht zu tun», erhob nun auch der Heger seine Stimme. «Und dann heißt Christa auch Christa Lensch.»

Er blickte offen triumphierend den Kaufmann an.

«Nun, mein lieber Mann», Hagen lachte höhnisch, «jetzt will ich Ihnen einmal etwas in Ruhe sagen: wenn Sie nämlich mein Kind nicht freiwillig hergeben, zeige ich Sie an — wegen urkundlichem Kindesraub und Urkundenfälschung!»

Der Heger schwieg betroffen. Zwar wußte er nicht, was «urkundlicher Kindesraub» sei, auch war er sich nicht ganz klar, ob er eine Urkundenfälschung begangen hatte. Aber richtig war, daß er ein fremdes Kind als sein eigenes hatte eintragen lassen und daß diese Eintragung niemals rückgängig gemacht worden war. Möglicherweise gab es da ein Gesetz, das solches bestrafte.

Der Kaufmann las die Gedanken auf dem Gesicht des Hegers ab und glaubte, am Ende doch noch gewonnen zu haben. Er setzte sich wieder auf das Sofa, vor den Heger, und sagte fast freundlich:

«Sehen Sie, Sie wollen ja schließlich auch nicht auf Ihre alten Tage ins Zuchthaus», plötzlich fiel ihm ein guter Gedanke ein, «und Ihre Frau auch nicht, wegen Mithilfe und Verheimlichung eines Verbrechens», hier schien ihm, als ob der Heger zusammenzucke, «ich meine, eines Verbrechens nur im Sinne des Gesetzes, aber immerhin... Wir einigen uns gütlich, und was war, ist vergeben und vergessen. Christa kommt zu uns, und Sie können mit ruhigem Gewissen weiter Ihrer Arbeit nachgehen.»

Er hielt dem Heger die Hand hin. Der schien die ausgestreckte Hand nicht zu sehen. Er schaute geradeaus durch das Fenster, vor dem sich Christas Herbstastern immer wieder herniederduckten und immer wieder ihre leuchtenden Köpfe hoben.

Es würde schwer sein, hinter Zuchthausmauern zu sitzen, dachte er.

«Und wenn sie mich einsperren», sagte er langsam mit spröder Stimme, «ich jage Christa nicht aus dem Haus.»

Der Kaufmann erkannte, daß er den Kampf um das Mädchen verloren hatte.

«Wie Sie wollen», bemerkte er kalt, während er aufstand und nach seinem Mantel griff, «ich habe Sie gewarnt und ...»

Der Heger unterbrach ihn: «Ja, und ich möchte, daß Sie nicht mehr herkommen, solange Christa unsere Tochter ist. Wir haben ihr nicht die ganze Wahrheit gesagt. Sie weiß nicht, daß ihr Vater an Frau und Kind gehandelt hat — wie ein Lump!»

Der Kaufmann zuckte zusammen.

Der Heger blieb auf der Ofenbank sitzen und sah dem großlos Davongehenden auch nicht nach, als dieser durch den Garten zu seinem grünen Wagen stelzte und mit aufheulemdem Motor abbrauste.

Erst als der Herbstwald das Geräusch verschluckte, erhob er sich ein wenig schwerfällig und ging in die Küche. Marta Lensch saß auf dem Küchenstuhl und putzte mit wildem Eifer einen alten Aluminiumtopf, der wochenlang gänzlich verrust und halb verbrannt mit Wasser gefüllt in der Ecke unter dem Ausguß gestanden hatte. Der Topf glänzte wieder silbrig-hell.

«Ihr habt ja so geschrien», sagte sie aufgeregt, «ich habe es kaum noch ausgehalten. Was ist denn nun?»

«Geschrien hat er», sagte der Heger und setzte sich auf das Herdbänkchen. Er lächelte, halb beruhigend, halb verlegen, und erklärte: «Einsperren will er mich lassen.»

Er hatte erwartet, die Frau würde vor Schreck den Topf fallen lassen. Statt dessen stand sie auf, ihren Topf fest in der Hand, und erregte sich: «Einsperren? Weswegen denn?»

«Weil wir Christa haben auf dem Standesamt...»

«Wir hätten sie wohl den Nazis geben sollen?» Sie war richtig böse. «Einsperren! Das wollen wir ja mal sehen!»

«Christa braucht das nicht zu wissen», meinte er bedächtig. «Auch das von damals nicht, denke ich. Das Kind ist schwierig. Sie meint schließlich noch, wir wollten sie gegen ihren Vater aufhetzen.»

«Da hast du recht.» Die Frau nickte zum Einverständnis. Dann sagte sie: «Setz dich auf den Stuhl, ich brauche den Platz. Oder geh lieber in den Garten, vielleicht findest du noch eine Gurke. Ich muß mich um den Braten kümmern.»

«Riecht gut», sagte er, und während er in den Garten ging, eine letzte Gurke zu suchen, freute er sich auf den Entenbraten, der seit einigen Jahren statt des früher üblichen Kaninchenbratens am Kirmessonntag zu Mittag auf den Tisch kam.

## Texterläuterungen

- <sup>1</sup> Einweckglas — Glas zum Bewahren (Konservieren) von eingekochtem Obst und Gemüse
- <sup>2</sup> Heger — Waldarbeiter
- <sup>3</sup> IFA — eine Automarke
- <sup>4</sup> Priem — Tabak, Kautabak
- <sup>5</sup> indigniert — unwillig, beleidigt, ungehalten
- <sup>6</sup> etwas auf dem Kasten haben — etwas verstehen, etwas können, klug sein
- <sup>7</sup> ein Rosennarr — Rosenfreund, (vernarrt sein in etwas, etwas sehr gern haben)
- <sup>8</sup> ein paar hinter die Löffel — eine Ohrfeige verabreichen
- <sup>9</sup> Göre — Mädel
- <sup>10</sup> das Wurm — kleines Kind

## Übungen

I. Beantworten Sie folgende Fragen:

1. Welche Gedanken erweckte in Christa und ihrer Pflegemutter der Zeitungsbericht über die koreanischen Waisenkinder?
2. Was erfuhr Christa von ihrer Herkunft?
3. Was führte zu der Entfremdung zwischen Christa und ihrem Pflegevater?
4. Welche Gefühle löste in Christa der Besuch ihres Vaters aus und wie empfing sie ihn?
5. Wie nahmen Frau Lensch und ihr Mann den Besuch auf?
6. Was führte zu dem Umschwung in Christas Verhalten zu ihrem Vater?
7. Wie zeigte es sich in Christas Benehmen, daß sie sich als Kind ihrer Pflegeeltern fühlte und ihrem leiblichen Vater fremd war?
8. Was hatte Hagen bewogen, Annäherung zu seiner Tochter zu suchen?
9. Wie wollte er seine Rechte gelten machen?
10. Woran scheiterten Hagens Ansprüche, seine Tochter für sich zu gewinnen?

II. Stellen Sie Dialoge zusammen:

1. Zwischen Mutter Lensch und Christa:
  - a) in der Küche (vor dem Besuch des Vaters),
  - b) am Kaffeetisch,
  - c) in der Küche (nach dem ersten Gespräch mit dem Vater).
2. Zwischen Christa und Hagen:
  - a) über das Etui,
  - b) über die Rosenzucht,



- c) über die Fotos,  
d) über das Geschenk,  
3. Zwischen Hagen und Lensch.

III. Erklären Sie auf deutsch, was folgende Wörter und Ausdrücke bedeuten:

jemandem den Kopf verdrehen; er fuhr herum; Herumtreiber; (hervor) kramen; sie gab die Tür frei; zwiespältig; die beste Legitimation; dezent gemustert; dezent gefärbt; dick liegen (von der Kuchenfüllung); der Kuchen ist prima.

IV. Suchen Sie im Text nach gleichbedeutenden Wörtern und Ausdrücken:

einen Fehler machen; begreifen; plötzlich; unverkäuflich; sich die Nase putzen; bald; achtlos umgebunden; einschreiben; furchtlos; unzufrieden; ehrlich; das Regal; der Tanzplatz; sich jäh umdrehen.

V. Übersetzen Sie ins Russische:

Beeren einkochen; Beeren von den Stielen zupfen; du galtest als unser Kind ...; einen Personenwagen fahren; mit Vorliebe etwas tun; jemandem den Kopf verdrehen; die Ellenbogen aufstützen; die Klinke herunterdrücken; schlafwandeln; das Haar zu einem Knoten zusammenstecken; er hat es nicht so gemeint; Gefühle bezeugen; etwas kommt einem zu Bewußtsein; etwas übrig haben für etwas (jemanden); einen Herzschlag lang; etwas nicht bei sich haben; Pläne weiter ausspinnen; um näheren Fragen vorzubeugen; etwas zum Anlaß nehmen; jemanden weich stimmen; eine aufklappbare Platte; an jemandem hängen; das geht hier nicht an; seiner Arbeit nachgehen; gegen jemanden aufhetzen.

VI. Übersetzen Sie ins Deutsche:

упрекать; заботиться о чем-нибудь (ком-нибудь); заплетать волосы в косу; придавать очарование; потерять самообладание; намереваться что-то сделать; принять что-нибудь во внимание; удаваться, получаться (о пироге, торте); разбить сад; привести в замешательство; он очень мил; облегченно вздохнуть; воспользоваться своим правом; деньги находятся в сберкассе; на кого-нибудь донести; подлог документов; поступить подло; оспаривать что-нибудь.

VII. In welchem Zusammenhang werden im Text folgende Wörter gebraucht?

klebrig	anscheinend
gleichweise	sicher
mögen	überreizt
plündern	streicheln
verschleppen	fassungslos
umbringen	spröde
die Muschel	abgewöhnen
ohne zu überlegen	unterhalten
die Unterkleidung	vorankommen
sitzen	Heimweh
schieben	

VIII. Geben Sie eine Charakteristik von:

1. Jakob Lensch
2. Frau Lensch
3. Christa
4. Hans Hagen

IX. Bilden Sie Sätze mit den Wörtern: **voll** (beachten Sie dieses Wort im Text), **verleihen**, **lösen**, **geraten**. Gebrauchen Sie dabei die Wörter in ihren verschiedenen Bedeutungen.

X. Setzen Sie, wenn nötig, das fehlende Bestimmungswort ein:

Christa rannte ... Treppe hinauf, zog sich ... Kleid über ... Kopf, fuhr in ... dunkelblaues Schulkleidchen und brachte mit ... fliegenden Händen ... Haare in ... gewohnte Ordnung. ... Mutter sah sie erstaunt an.

„Als wir heirateten, brachte ... Mutti ... Mädchenzimmer mit. ... Bett, ... Schrank, ... nette Kommode, ... Tischchen mit ... aufklappbaren Platte, darinnen ... Spiegel, ... Stühle und ... Sesselchen ... alles aus ganz heller, feingemusterter Birke.“ Er machte ... Pause. „... Zimmer steht leer.“ Wieder schwieg er ... Augenblick. „Es gehört dir.“

*Hans Fallada*

## LIESHENS SIEG

Die Eltern wollten diesmal in der Sommerfrische völlige Ruhe haben, darum nahmen sie die Oma mit. Oma, Landpastorenwitwe aus dem Hannoverschen<sup>1</sup>, bei ihrem letzten Besuch

vor drei Jahren war sie von den begeisterten Kindern «Brummelchen» getauft worden. Oma konnte den Eltern gut und gerne einmal die neunjährige Helga und den sechsjährigen Dieter abnehmen.

Leider erwies Oma sich als Niete, mehr noch, als Belastung. Der Vater geriet schon innerlich ins Kochen, wenn er die Ohrfeigengesichter seiner Sprößlinge betrachtete, die den Märchen und Sagen aus Omas Munde lauschen sollten. Und dann hatten die Kinder eine verfluchte Manier, mit den engelhaftesten Gesichtern des Himmels Omas hannoversche Aussprache nachzuahmen. Mit liebevollster Besorgtheit erkundigten sie sich nach «Omäs Umschlägetuch», nein, verbesserte Helga, nach ihrem «Schööl»<sup>2</sup>.

Am sechsten Tage brach Oma zusammen und löste sich ob der Herzlosigkeit dieser modernen Kinder in Tränen auf; als dann am achten Tage ein versulztes Quallennest in ihren Zugschuhen gefunden wurde, reiste sie ab.

Frei stand es den Eltern, zu überlegen, wie in den letzten drei Wochen der Erholungszeit das noch unter den Berliner Standard gesunkene Nervenniveau des Vaters zu heben sei. Nach dem Satz «Kinder werden am besten von Kindern erzogen» wurde am zehnten Tage ein vierzehnjähriges Fischermädchen aus dem nahen Dorf als Spielgefahrte und Aufsicht für Helga und Dieter eingestellt. In dieser Nacht kamen die Kinder schlecht zum Einschlafen. Erstens war ihnen eine richtige Fischerstochter versprochen, mit Namen Lieschen Ahlf, zweitens war sie auch noch ein Stiefkind, denn ihr Vater hieß Albert Bienenweg. Es war das erste Stiefkind im Leben der Kinder, nach so vielen Stiefkindern der Märchen, und ein Fischer, der Bienenweg hieß, eröffnete neue Horizonte.

Lieschen Ahlf stellte sich ein und war eine grenzenlose Enttäuschung. Mit ihren derben, wollenen Strümpfen, einem schwarzweißkarierten Sonntagsrock, einem Rattenzopf im Nacken (strongeib), stand sie ziemlich verlegen vor ihren Schützlingen. Wenn nicht ihre grellen, scharfen Augen gewesen wären, hätten die Eltern gleich wieder den Kampf aufgegeben. So aber erklärte der Vater: «Am besten überlassen wir die drei sich selbst.» Und die Eltern machten endlich einmal einen langen Fußmarsch ganz für sich allein.

«Kratzt dich denn die Wolle nicht?» hatte Helga gefragt und auf die braunen Storchenbeine gezeigt.

«Nää», hatte Lieschen schön pommerisch breit geantwortet.

«Warum trägst du denn keine Florstrümpfe?» war die zweite Frage gewesen.

«Dat is Wull von uns' Schoap!»<sup>3</sup>

«Von uns' Schoap!» hatten die Kinder gejauchzt und unter gellendem Kriegsgebrüll einen rasch erfundenen Schafstanz um Lieschen ausgeführt.

Dann waren sie, unbekümmert um ihre Behüterin, an den Strand gestürzt und hatten sich um Verschärfung des Kriegszustandes mit einer Reihe «einfach gräßlicher Kinder» bemüht. Sie hatten, stets gefolgt von dem schweigenden Lieschen in einer verhaßten Burg mit ihren schwachen Kräften einen Strandkorb umgestürzt, sie hatten die schön aus schwarzen und weißen Muscheln gelegte Inschrift «Nymphenburg» einer bayrischen Feste zerstört, und Lieschen wäre beinahe dafür von einem zornroten Elternpaar in Stücke gerissen worden. Sie rettete sich durch Dooftun und Plattsprechen.

Hätten die Eltern bei ihrer abendlichen Rückkehr nur einen kleinen Teil all dieser und mancher andern Schandtaten erfahren, wäre es wohl rasch mit Lieschens Hüterrolle und Geldverdienst zu Ende gewesen. Da aber Lieschen und die Kinder schwiegen, ging es weiter. Immer das gleiche Lied: zwei unbändige Rangen und ein schweigend folgendes Lieschen.

Bis sie eines Tages sagte: «Morgen kömm ick nich.»

«Nase!» hatte der hoffnungsvolle Dieter geantwortet.

«Wat?» hatte Lieschen gefragt.

Und mitleidig hatte Helga erklärt: «Du hast wohl die Nase voll von uns?»

«Ich muß zu Hause bleiben, unsere Kuh wird ein Kalb kriegen.»

Stillewerden, Stummheit, Schweigen. Gedankenvolle Ruhe von Helga und Dieter.

Und am nächsten Nachmittag wurden die Eltern mit rührender Besorgnis zum Schlaf geleitet, die Kinder würden auf dem Grasplatz Ball spielen, bis Lieschen käme.

Den dreiviertelstündigen Weg zum Fischerdorf legten Helga und Dieter in einem fast nicht unterbrochenen Trabe zurück. Dann erkundeten sie kühn, sich Hand an Hand haltend, beim Krüger des menschenleeren Ortes das Haus vom Fischer Albert Bienenweg, besahen es sich fünf Minuten von der andern Straßenseite.

Aber nichts rührte sich. Sie klinkten an der Tür. Aber sie war verschlossen. Sie trauten sich auf den Hof. Aber dort waren nur Hühner.

«Wie findest du das?» fragte Helga empört.  
«Hat uns betrogen», antwortete Dieter. «Ist doch ausgeris-  
sen.»

Dann hörten sie das Muhen einer Kuh, wagten sich an die Stalltür — und standen vor Lieschen.

Aber es war ein sehr verändertes Lieschen, Lieschen nur in einem Hemd, in einem grüngestrickten Unterrock und in Trüffeln. Lieschen war Stallwache, denn Vater Bienenweg war zum Aalstechen auf dem Modden, und Mutter Bienenweg mußte unbedingt Kartoffeln hacken. Mit Lina würde es wohl erst in der Nacht soweit sein.

«Da sind sie ja», hatte das veränderte Lieschen nur gesagt. «Das habe ich mir alles gedacht. Setzt euch dort ganz still auf den Stalleimer.»

Und siehe da, Helga und Dieter, die sonst so Überlegenen, setzten sich wirklich fein still auf die umgekehrten Stalleimer und sahen sich nur mit großen Augen im Stall um, der schön sommerlich von Fliegen durchburrt war. Direkt vor ihnen stand die große schwarzbunte Kuh, schlug mit dem Schweif nach ihren Flanken, warf dann und wann den Kopf leise muhend hin und her und trat ständig von einem Fuß auf den andern.

Nach einer Weile schien es Helga an der Zeit, Erkundigungen einzuziehen. «Wo hat sie denn das Kalb?» fragte sie.

«Du Schafsmichel!» sagte Lieschen. «Im Bauch.»

Von keinem Menschen hätte sich Helga widerspruchslos Schafsmichel titulieren lassen, jetzt nahm sie es wie selbstverständlich hin. «Wie kann es denn d'raus? Schneidest du sie mit dem Messer auf?»

«Dösbartel!» sagte Lieschen nur, aber eine tiefe Verachtung lag darin. «Nun schweige still. Du störst Lina bloß.»

Sicher saßen die Eltern jetzt längst am Kaffeetisch, aber es war natürlich kein Gedanke daran, aus diesem geheimnisvollen Stall fortzugehen, in dem immer wieder die Kuh sich unruhig nach den Kindern umsah. Leise flüsterte Lieschen: «Mutter muß gleich kommen!»

Und Lina drehte den Kopf zu Lieschen und muhte zurück.

Aber sie wartete doch nicht. Plötzlich hatte sie den Schwanz steil in die Höhe gereckt...

«Dort ist es all!» rief Lieschen aufgeregt. «Nun müssen wir das Kalb holen. Komm her, Helga, faß an!»

Und ehe Helga noch wußte, was eigentlich los war, stand sie in ihrem weißen Kleid an der Kuh, die ihr ungeheuer

groß vorkam, hatte einen wachsgelben, unendlich zarten Kälberhuf in der Hand... Und nun kam eine zarte duftige Schnauze zum Vorschein, die blauen Augen, der ganze Kopf...

Helga schrie auf, aber nicht vor Schreck, sondern aus irgendeinem aufgeregten Glück heraus — und dann war ganz schnell etwas unendlich Langes, Schwarz-Weißes, Seidiges da und schlenkerte zwischen den Kindern zur Erde.

Da lag das Kälbchen zwischen ihnen — atmend mit hastigen Flanken —: «Lauf, hol Wasser, Dieter! Was mußt du auch tun!» rief Lieschen, «Komm, Helga, wir müssen das Kalb vorher zu der Kuh tragen!»

Und sie faßten es an und zogen die sechzig Pfund Kalb an den Kopf der Kuh und liefen dann selbst nach Wasser, denn Dieter versagte vollkommen vor lauter Aufregung. Und sie wuschen dem Kalb das Maul aus: «Das erstickt sonst!» Und sie streuten es mit Salz ein: «Das muß Lina auflecken, sonst gibt sie nicht genug Milch.» Und es war ein Gelaufe und eine Aufregung und frische Streu holen und wieder Warten, bis nach einer halben Stunde das Kalb nun wirklich zum ersten Male torkelnd auf seinen Beinen stand und zum ersten Male nach dem Euterstrich der Kuh schnappte.

Wolken hingen über des Vaters Stirn, als die Kinder nach Haus kamen am späten Abend, böse sah Mama aus und noch böser, als sie Helgas Kleid sah — aber Welch andere Heimkehr als nach den Streichen sonst! Es war nur ein Augenblick, und das Bösesein war verflögen, und die Wolken waren vergangen. Und es war wieder ein Augenblick, und die bedenklichen Mienen der Eltern lächelten. Die Kinder erzählten und fragten, fragten und erzählten. Und spät erst kamen sie ins Bett.

Aber als die Eltern dann noch später schlafen gingen, tauchte ein weißer Schemen neben Mutters Bett auf.

«Darf ich zu dir kommen, Mama?» fragte Helga, und das war seit ein oder zwei Jahren nicht mehr passiert. So lange war es her, daß die Mutter es nicht einmal mehr wußte. Vater schlief darüber ein, so viel hatten die beiden noch miteinander zu ilüstern.

Plötzlich war die Welt ganz anders geworden, aus einer Bresche in der Wand herkömmlichen Lebens war Licht gefallen auf das Kind, ein geheimnisvolles Licht, aus einer geheimnisvollen Zukunft leuchtend.

Und als dann am nächsten Tage, als sei alles wieder im alten Gleise, Lieschen Ahlf, Stieftochter des Fischers Bienen-

weg, bei den Kindern auftauchte, mit den kratzigen wollenen Strümpfen, mit dem schwarzweißkarierten Rock und dem Rattenschwanz im Nacken — da faßten die Kinder beide diesesselbe Lieschen bei der Hand und liefen mit ihr gegen den Wald, voll des Entschlusses, sich von ihr Geschichten erzählen zu lassen, andere Geschichten, als Brummelchen erzählt hatte — dieselben uralten Geschichten, nur in anderer Fassung.

Das Märchen war zu ihnen gekommen, plötzlich waren die sinnlosen Streiche und Zänkereien weit weg. Irgend etwas Neues war eingetreten in ihr Leben, es konnte mit Helga wachsen, man konnte dessen nicht überdrüssig werden, es ging immer mit—. Dieter freilich war noch zu klein, er würde es wieder vergessen.

### Texterläuterungen

<sup>1</sup> aus dem Hannoverschen — aus dem Bezirk Hannover (Niedersachsen)

<sup>2</sup> Schööl — der Schal

<sup>3</sup> Dat is Wull von uns' Schoap! — Das ist Wolle von unserem Schaf!

### Übungen

I. Beantworten Sie folgende Fragen:

1. Was machten die Eltern, um im Urlaub Ruhe zu haben?
2. Warum erwies sich die Oma aber als Belastung? Wann reiste sie ab und was gab Anlaß dazu?
3. Wie benahmen sich die Kinder am Strand und wie rettete sich Lieschen vor dem Zorn der Feriengäste?
4. Was taten die Kinder, um ins Fischerdorf gehen zu können?
5. Wie benahmen sich die Kinder im Stall?
6. Warum konnten die Eltern den Kindern nicht böse sein?
7. Warum war die Welt um Helga ganz anders geworden?

II. Erklären Sie auf deutsch folgende Wörter und Redewendungen:

die Sommerfrische; sich als Niete erweisen; er geriet innerlich ins Kochen; der Sprößling; der Spielgefährte; sich einstellen; ein Rattenzopf; Verschärfung des Kriegszustandes; die Schandtät; sich durch Dooftun retten; unbändige Rangen; die Nase voll haben; den Weg im Trabe zurücklegen; an der Tür klinken; Erkundigungen einziehen; sich in Tränen auflösen; alles ist wieder im alten Gleise.

III. Welche Substantive können durch folgende Adjektive bestimmt werden?

modern	grell	geheimnisvoll
grenzenlos	derb	bedenklich
kariert	menschenleer	sinnlos
strohgelb	gestrickt	schwarzbunt

*schrift.*  
V. Suchen Sie im Text passende Attribute zu folgenden Substantiven:

Ruhe	Strümpfe	Ort	Zukunft
Gesicht	Augen	Rock	Streich
Enttäuschung	Besorgnis	Kälberhuf	

Muster: *eine glückliche Zukunft; eine frohe Zukunft; eine geheimnisvolle Zukunft.*

*schrift.*  
V. Gebrauchen Sie folgende Verben in Sätzen:

nachahmen; versprechen; aufgeben; ausführen; umstürzen; zerstören; erfahren; besehen; anfassen; ziehen.

VI. Beschreiben Sie:

- Lieschens Äußere, \*
- Die Szene im Stall,
- Die Rückkehr der Kinder.

Gebrauchen Sie dabei folgende Wörter und Ausdrücke:

- derb, kratzig, ein Rattenzopf, verlegen, platt, die Stieftochter;
- das Muhlen der Kuh, die Fliegen, von einem Fuß auf den anderen treten, der Eimer;
- böse, die Heimkehr, vergehen, lächeln, spät, ins Bett kommen, flüstern, ein geheimnisvolles Licht.

VII. Übersetzen Sie ins Deutsche:

- Бабушка могла на время отдыха родителей избавить их от заботы о детях.
- Отец кипел от негодования.
- Дети слушали сказки внимательно.
- Они подражали произношению бабушки.
- Она разразилась слезами.
- В эту ночь дети долго не могли заснуть.
- Это было ужасное разочарование.
- Они сели на перевернутые ведра.



DIE GEHEIMNISVOLLE STIMME

Es war im Deutschunterricht, als der Lehrer das Gedicht «Schwabenstreiche» vortrug und besonders die Stelle hervorhob, die lautete:

«Er sah zur Rechten und zur Linken

Einen halben Türken heruntersinken.»

Dabei entfuhr Anders ein «hm!» Dieses «hm!» brachte alle Schüler zum Lachen und den Lehrer in Verlegenheit, so daß er einen Augenblick seine Vorlesung unterbrach. Hans legte seine Hand vor den Mund, damit ihm nicht ein zweites Mal ein «hm!» passiere. Es passierte ihm auch nicht mehr, so sehr strengte er sich an.

Nachdem der Lehrer das Gedicht vorgelesen hatte, wendete er sich an Hans und fragte ihn: «Nun, sag mal, was sollte dieses ‚hm!‘ bedeuten?» Hans konnte keine Auskunft geben, es war ihm eben einfach entfahren. Vielleicht war es ein Ausdruck der Bewunderung, daß der Schwabe über solch eine ungeheuerliche Kraft verfügte, um mit einem Schlag einen Türken mitten hindurchzuspalten, vielleicht war dieses «hm!» aber auch ein Zeichen für die Unglaublichkeit des Vorgangs — er wußte es wirklich nicht. Hans wurde für dieses «hm!» verurteilt, das Gedicht binnen 14 Tagen auswendig zu lernen und vorzutragen.

Dieses «hm!» brachte aber Hans auf ganz andere Gedanken. Er überlegte, ob es nicht möglich sei, «hm!» zu sagen, ohne daß es bemerkt werden konnte, wer dieses «hm!» von sich gegeben hatte. Damit konnte man in jedes Gespräch, in jede Rede eingreifen, sie stören und die Leute außer Fassung bringen.

Es ergab sich, daß er wenige Tage später auf dem Nachhauseweg in dem Antiquariat <sup>1</sup> Hugendubel in einer Reihe der Miniaturbibliothek für zehn Pfennige ein Bändchen ausgestellt sah, das den Titel trug «Die Kunst des Bauchredens». Er überlegte einen Augenblick, ob es vielleicht nicht verdächtig sei und der Buchhändler ihn beim Vater anzeigen würde, wenn er sich solch ein Bändchen kaufen wolle. Aber endlich faßte er Mut, trat in den Laden, und der Buchhändler händigte ihm, freundlich lächelnd, «Die Kunst des Bauchredens» aus. «Du siehst ganz so aus, als ob du einmal ein großer, vielleicht

sogar ein weltberühmter Bauchredner werden würdest. Na, versuch dich einmal in dieser Kunst, damit kann man allerlei erreichen — vor allem die Leute durcheinanderbringen.»

Hans war selber durcheinandergebracht, wenn er daran dachte, daß eine Weltberühmtheit unter Umständen darin bestehen könne, andere Leute durcheinanderzubringen. Aber er trat schon in den nächsten Toreingang, um das Bändchen flüchtig zu überblättern. Das Bändchen vor sich her haltend und in die ersten Übungen in der Kunst des Bauchredens versuchend, schlenderte er nach Haus.

Zu Haus war er schon so weit, daß er meinte, ein «hm!» hervorbringen zu können, ohne daß die Umgebung es ihm anmerkte.

Beim Abendessen also machte er dreimal «hm!» nacheinander. Mit unbewegtem Mund saß er da, selbst horchend und unter den Tisch blickend, als ob dort der «hm!»-Sager sitze.

Auch der Vater und die Mutter horchten auf. Der Vater fragte: «Ist denn hier im Zimmer ein Hund?»

Wobei die Mutter sagte: «Was denkst du denn, Heinrich, wo soll denn der Hund herkommen?»

«Dann muß es irgendein anderes Tier sein. Sind Mäuse oder gar Ratten hier?»

Worauf die Mutter entgegnete: «Aber Mäuse und Ratten machen doch kein «hm!», sondern rascheln oder quietschen eher.»

Der Vater schüttelte den Kopf.

«Da ist irgend etwas nicht in Ordnung. Du hast es doch auch gehört, Hans?»

Hans bestätigte, daß auch er gehört habe, wie jemand «hm!» sagte.

«„Hm!“ sagte?» fragte der Vater, «das ist ja allerhand, ich habe nur „hm!“ gehört, aber nicht, daß es jemand sagte. Wenn es jemand gesagt hat, kann es folglich nur ein Mensch gewesen sein, vielleicht, Schlingel, du selber.»

Aber Hans stellte es kopfschüttelnd in Abrede.

«Wie käme ich denn dazu, „hm!“ zu sagen. Es war doch gar kein Anlaß zum „hm!“ sagen, „hm!“ sagt man doch nur, wenn man für etwas ist oder wenn man gegen etwas ist. Aber davon war doch am Tisch gar keine Rede. Wir alle haben doch nur gegessen. Was hätte es also für einen Sinn gehabt, daß hier jemand „hm!“ sagt.»

Der Vater gab zu, das dies durchaus logisch gedacht sei, und sagte nur: «Also hat niemand „hm!“ gesagt, sondern die-

ser Laut kann kein menschlicher sein. Man muß scharf aufpassen, wenn sich dieses ‚hm!‘ wiederholt, ein zweites Mal werden wir schon nicht auf dieses ‚hm!‘ hereinfallen.»

Aber schon am anderen Tag hatte sich Hans in der Kunst des Bauchredens so vervollkommen, daß er es wagen konnte, wieder während des Essens, diesmal dreimal hintereinander, «hm!» zu brummen.

Der Vater sprang vom Tisch auf. «Da ist doch etwas nicht in Ordnung. Es war ganz deutlich eine Menschenstimme, aber eine, die nicht aus dem Mund zu kommen schien, sondern aus dem Bauch. Bist du denn», wendete er sich an Hans, «vielleicht ein Bauchredner geworden?»

«Vom Bauchreden, Vater, habe ich keine Ahnung, und ich weiß auch nicht, wozu das von Nutzen sein würde. Solche Bauchredner treten nur in Vorstellungen auf, zusammen mit anderen Zauberkünstlern.»

«Das mag seine Richtigkeit haben», sagte der Vater, «aber trotzdem ist hier ein Bauchredner unter uns.»

«Vielleicht», fragte die Mutter, «redet dein Bauch, ohne daß du es weißt, und gibt derartige Töne von sich. Ist denn deine Verdauung in Ordnung?»

Der Vater wies diesen Verdacht schroff zurück: «Kümmere du dich um die deine, bei mir kann so etwas nicht passieren.»

«Dann», sagte die Mutter, «kann es nur Hans sein, wir müssen ihn vom Onkel Oskar untersuchen lassen, ob sein Bauch solche Laute von sich gibt.»

Damit hatte Hans die ersten Proben seiner Kunst als Bauchredner abgelegt. Er wendete sie erfolgreich bei vielen Gelegenheiten jahrelang an und brachte es sogar so weit, ganze Sätze zu sprechen, ohne daß jemand auf den Gedanken kam, sie seien von ihm. Bald aber entdeckte er, daß die Kunst des Bauchredens vor allem geeignet war, seine Meinung zu sagen, ohne daß man deswegen irgendwelche Unannehmlichkeiten zu erleiden hatte. Und wie oft mußte man seine Meinung für sich behalten, und wenn es ihm auch so hart ankam, zu all dem Unsinn zu schweigen, der ihm vorgesetzt wurde. Wer aber die Kunst des Bauchredens beherrschte, der ließ seinen Bauch sprechen, und er hatte keinen verräterischen Mund. Alle sahen sich nach allen um, jeder verdächtigte den anderen, niemand konnte den Bauch feststellen, der solche knurrenden Laute, Sätze von sich gab.

«Hm!» brummte es, als ein berühmter Staatsmann bei einer Wahlrede das Programm seiner Partei kundtat. Jeder

dritte oder vierte Satz wurde von einem «hm!» begleitet, und die Leute gerieten allemal in die heiterste Stimmung.

«Hm!» konnte man auch während einer Predigt in der Kirche anwenden, und mit der Andacht der Gemeinde war es bald zu Ende.

«Hm!» konnte man auch beim Militär sagen, wenn ein Befehl ertönte, und der Befehlshaber zeigte in diesem Augenblick seine ganze Ohnmächtigkeit diesem unmilitärischen «hm!» gegenüber.

So half die Kunst des Bauchredens Anders viele Jahre lang, nicht nur seine eigene Meinung auszusprechen, sondern auch sich eine eigene Meinung zu bilden, denn es schien ihm so, daß man sich keine eigene Meinung bilden kann, wenn man nicht imstande ist, sie auszusprechen — bis eines Tages beim Stöbern vor Ostern die Mutter «Die Kunst der Bauchredens» fand und damit entsetzt zu Vater lief.

Der Vater schalt seinen Sohn als unaufrichtig und feig, daß er sich solch eines redenden Bauches bediente und nicht offen die Wahrheit sagte. Aber mehr interessierte ihn die Kunst des Bauchredens vom kriminalistischen Standpunkte aus, denn zweifellos konnte damit auch Schaden angerichtet, wenn nicht ein Verbrechen begangen werden.

«Mache den Mund auf», sagte öfter der Vater, wenn Hans etwas sagte, «oder redest du schon wieder mit dem Bauch? Schämst du dich nicht?», und Hans wurde genötigt, nachdem «Die Kunst des Bauchredens» entdeckt war, zu Haus den Mund mehr aufmachen als bisher, um nicht in Verdacht zu geraten, mit dem Bauch zu reden.

Den nachhaltigsten Eindruck aber übte Anders mit seiner Kunst des Bauchredens auf Wedel aus, dem er dieses Geheimnis auch zeit seines Lebens nicht offenbarte. Als Hans die ersten Laute aus dem unterirdischen Keller heraufknurren ließ, hörte Wedel noch kaum hin, aber dann, beunruhigt, blieb er stehen und horchte. «Was hast du nur?» fragte Hans, «du siehst ja ganz merkwürdig aus.»

Wedel meinte: «Hast du nichts gehört?» Als Hans den Kopf schüttelte und gleich darauf einige Knurröne vernehmen ließ, manipulierte Wedel mit seinem Finger im Ohr wie einer, dem ein Wassertropfen hineingelaufen war. «Noch immer nichts?» fragte er Hans.

«Nichts, rein gar nichts», antwortete der.

«Du mußt einen Käfer im Ohr haben, geh schleunigst zum Arzt und laß dich untersuchen.»

Aber Hans hatte inzwischen auch einiges über die Kunst «Wie werde ich Tierstimmenimitator» gelesen, und so konnte er jetzt nicht nur menschliche, sondern auch tierische Laute von sich geben, und auf dem Heimweg ließ er Piepsen und Krähen vernehmen, daß Wedel ernstlich um seinen Verstand bangte. «Tierstimmen», belehrte ihn Hans, «damit beginnt es. Die meisten Geisteskranken hören solche Tierstimmen und werden erst richtig davon wahnsinnig.»

Wedel könnte dem nicht widersprechen, wenn er sich vorstellte, daß solch ein Tierstimmenchor ihn auch nachts nicht werde schlafen lassen, und er beschloß schon zum Arzt zu gehen. Aber die Tierstimmen folgten ihm nicht in den Schlaf hinein. Erst am Morgen auf dem Schulweg, nachdem er seinen Freund getroffen hatte, begann es wieder.

Eine Zeitlang hatte dann Hans die mühsam erlernte Kunst des Bauchredens und der Tierstimmenimitation vergessen, und erst späterhin fiel es ihm wieder ein, daß man auf diese Weise sich zweiteilen könne und nichts verschweigen müsse, was einem auf der Seele laste. Nichts mußte verheimlicht werden, alles war aussprechbar, und so gelang es ihm auch in vielen Fällen, seine innere Stimme zu Wort kommen zu lassen und die Äußerungen zu widerlegen, die man ihm bei der oder jener Gelegenheit abverlangte. Dann allerdings wurde auch die innere Stimme wortkarg; die kurzen Andeutungen, deren sie fähig war, genügten nicht mehr, um einen überzeugenden Widerspruch darzulegen. Selbst das, was gedacht werden konnte und zu denken war, mußte sich mehr oder weniger dem fügen, was erlaubt und verordnet wurde. Nur manchmal, wie ein Erinnerungslied der Jugend, trillerte innen ein Vogelruf, und jemand machte «hm!».

### *Texterläuterung*

<sup>1</sup> das Antiquariat — ein Laden, wo mit Altertümlichkeiten gehandelt wird

### *Übungen*

I. Beantworten Sie folgende Fragen:

1. Bei welcher Gelegenheit entfuhr Hans Anders das erste „hm!“ und welche Folgen hatte es?
2. Wie erlernte Hans das Bauchreden?
3. Wie betätigte Hans seine Kunst?
4. Welchen Wert konnte die Kunst des Bauchredens unter Umständen haben?

## II. Übersetzen Sie ins Russische:

etwas hervorheben; binnen 14 Tagen; etwas von sich geben; es ergab sich; sich in etwas versuchen; durcheinander bringen; der Schlingel; sich um etwas kümmern; sich untersuchen lassen; geeignet sein; es kam ihn hart an; mit der Andacht der Gemeinde war es zu Ende; man muß verschweigen, was einem auf der Seele lastet; zu Worte kommen lassen.

## III. Übersetzen Sie ins Deutsche:

декламировать; вызвать смех; обратиться к кому-нибудь; распоряжаться чем-нибудь; по пути домой; добиться чего-нибудь; при известных обстоятельствах; усовершенствовать; не иметь представления о чем-нибудь; трусливый; неискренний; покориться; что это значит!

IV. In welchem Zusammenhang sind die folgenden Wörter im Text gebraucht?

Stören; verdächtig; anzeigen; scharf; die Vorstellung; die Verdauung; schroff; knurren; stöbern; rein; piepsen; krähen; fähig sein; trillern; quitschen; rascheln.

V. Finden Sie im Text Synonyme zu den folgenden Wörtern und Ausdrücken:

sich Mühe geben; unwahrscheinlich; exponieren; überreichen; durchblättern; aufmerksam werden; antworten; bejahen; der Grund; zanken; sein Leben lang; widersprechen; sich um etwas ängstigen.

## VI. Erklären Sie auf deutsch:

ein „hml“ entfuhr ihm; die Vorlesung unterbrechen; Auskunft geben; mitten hindurchspalten; in etwas eingreifen; jemanden aus der Fassung bringen; die Reihe der Miniaturbibliothek für 10 Pfennige das Bändchen; Mut fassen; der Toreingang; schlendern; etwas in Abrede stellen; eine Probe von etwas ablegen; jemandem etwas vorsetzen; den nachhaltigsten Eindruck übte Anders mit seiner Kunst auf Wedel aus; wortkarg.

VII. Bilden Sie Sätze mit den Wörtern: **passieren**, **behalten**, **anrichten**, **vernehmen**, **hereinfallen**. Gebrauchen Sie dabei die Wörter in ihren verschiedenen Bedeutungen.

KRÖNUNGSTAG

(gekürzt)

Ich saß auf dem Dach und konnte alles genau sehen: die vier verstaubten Männer in der Buchenlaube, meine Mutter und die Frau mit der Ziege, meine kleine Schwester Alida, den Festzug mit Blumen und Fahnen in der kleinen sandigen Straße und Judith, die Königin.

Die Königin stand ganz allein auf dem schmalen, sauber geharkten Weg zwischen dem Steingarten und der Dahlienreihe. Sie wartete auf den König.

Ich hatte nie gewußt, daß Judith hübsch war, aber jetzt sah ich es. Gewiß, sie war so mager wie nur Mädchen kurz vor der Konfirmation sein können, und ihre Augen waren vom Weinen gerötet, aber dennoch war sie hübsch oder sogar schön. Sicher war einiges davon dem weißen Kleid und den neuen blanken Schuhen und dem Nelkenkranz im Haar zu danken, aber schließlich saß der Kranz auf vollen braunen Locken, und in den zierlichen Schuhen steckten zierliche Füße, und das weiße Leinenkleid wäre nichts gewesen ohne die dünnen, aber golden schimmernden Arme und Beine Judiths.

Sie stand schmal und allein auf dem Gartenweg und blickte dem König entgegen.

Die Leute im Festzug waren ruhig geworden und sahen neugierig in unseren Garten.

Es war alles in Ordnung — bis auf den dünnen Faden Heu vielleicht, der in dem Heckenrosenbogen über der Pforte hing und leise im Winde schaukelte.

Aber außer mir sah das niemand. Die Blicke der Leute ruhten auf Judith, die erlöst und erwartend zugleich vor der offenen Haustür stand, und auf dem König, der aus der Kutsche geklettert war und durch den Rosenbogen unseren Garten betrat.

Er war keine fünf Minuten zu früh gekommen.

Der Tag hatte eigentlich wie alle anderen begonnen: schön. Wir Kinder waren aufgeregt — für uns war dieser Tag keineswegs wie jeder andere —, aber für meine Eltern begann er, wie ein Tag eben beginnt, wenn der Mann um sieben zur Ar-

zeit fahren muß und im Stall ein Haufen Viehzeug nach Futter verlangt.

So war es an jedem Morgen: Meine Mutter klapperte mit Tassen und Tellern und fragte sich laut, wo sie denn wieder den Malzkaffee gelassen habe und beschwichtigte den Pfeißkessel mit ihrem allmorgendlichen «Jaja, ich komm ja schon!», und mein Vater erklärte unserer Ziege, die sich wieder einmal nicht melken lassen wollte, sie sei ein «ganz obstinates Beest».

Dann pumpte mein Vater mit einer schrecklich quietschenden Pumpe Luft in die brüchigen Schläuche seines alten Fahrrades. Er tat das an jedem Morgen, und an jedem Morgen piff er La Paloma<sup>1</sup> dazu. Die rostige Pumpe war musikalischer als er.

Wenn meine Mutter ihm die Tasche mit dem Mittagbrot und einer Blechflasche voll Kaffee an das Fahrrad gehängt hatte, fuhr er zur Arbeit, jedoch nie, ohne sich an der Gartenpforte noch einmal umzudrehen und meiner Mutter «Tschüß<sup>2</sup>, Lowise!» zuzurufen. Er wußte ganz genau, daß sie sich darüber ärgerte, denn sie hieß ja nicht Lowise, sondern Luise.

Wenn mein Vater fort war, klopfte meine Mutter an die Schlafsturentür und fragte, ob sie es vielleicht noch einmal tun solle.

So war es auch an diesem Tag gewesen, mit dem einen Unterschied nur, daß wir diesmal ungeduldig auf die Aufforderung, «endlich und ein bißchen dalli<sup>3</sup>» aufzustehen, gewartet hatten.

Denn — wie gesagt — für uns war dieser Tag ein besonderer. Heut war «Kinnergreun», was hochdeutsch «Kindergrün» heißt und bei uns in Hamburg der Name für das alle Jahre wiederkehrende Schulfest ist.

Kinnergreun war fast so schön wie Weihnachten, es gab Umzüge und einen Ball und Waldmeisterlimonade; Kinnergreun war schöner als Pfingsten, wo es nur neue Socken und keine Limonade gab.

An diesem Tag gingen wir gern in die Schule, wurden doch an Stelle der Kenntnis aller Etappen des Ganges nach Canossa<sup>4</sup> und der atemlosen Beherrschung von Schillers «Glocke» Leistungen in Sackhüpfen, Eierlaufen und Tauziehen verlangt. Die Meister in diesen Sportarten wurden Könige geheißt und als solche reich beschenkt.

Nicht daß wir an diesem Morgen gehofft hätten, am Mittag als gekrönte Häupter zurückzukehren, daran war ja gar nicht



zu denken, ausgerechnet wir, aber der Spaß war auch so sicher.

Die beiden Mädchen wollten ihre neuen Kleider schon am Vormittag anziehen — meine Mutter erledigte das mit einer Handbewegung. Immerhin erreichte Alida einen Teilerfolg, als ihr «das Rote» genehmigt wurde. Das Rote war ein Dirndlkleid<sup>5</sup> und eigentlich auch nur «für gut», aber Alida kam mit meiner Mutter eben immer am weitesten. Einmal, weil sie die Jüngste war, und zum anderen ihres Namens wegen. Um diesen Namen hatte es heftige Kämpfe zwischen meinen Eltern gegeben. Mein Vater, der bei «Judith» einmal klein beigegeben hatte, war gegen eine so überkandidelte Bezeichnung<sup>6</sup> wie «Alida» gewesen — aber gegen meine Mutter, die gesagt hatte, die Namen ihrer Kinder seien der einzige Luxus, den sie sich leisten könne, war er nicht aufgekommen. Nur bei mir hatte er sich durchgesetzt, und so höre ich denn auf «Hermann».

In der Schule ging es schon hoch her, als wir ankamen. Die Sackhüpfbahn war mit bunten Fähnchen abgesteckt, in der Mitte des Hofes hatten sie einen Klettermast aufgestellt, und an der Turnhalle standen bunte Buden.

Der Kampf um die Königswürde meiner Klasse wurde mit Lederbällen ausgetragen, die einer riesigen Pappfigur in den gewaltigen Rachen zu werfen waren. Ich hatte da nicht viel zu bestellen, denn nach dem Urteil meines Vaters war ich um die Hände rum der größte Dösbartel<sup>7</sup>, der in unserer Gegend ansässig war.

Zuerst schien es ja, als würde ich ihn wenigstens einmal widerlegen, denn im ersten Durchgang landeten alle fünf Bälle im Rachen der Pappfigur, die übrigens auffällige Ähnlichkeit mit dem Biologielehrer Heinius hatte. Aber im StICKkampf<sup>8</sup> ging ich schmachlich unter, da ich immer nur den rechten Eckzahn von «Heini» traf.

Sieger und somit Klassenkönig wurde Pieke Holmers. Pieke hieß eigentlich Reginald — ein Name, der es meiner Mutter angetan hatte<sup>9</sup> —, Pieke war der Gipfel an Häßlichkeit, Faulheit und Dummheit nicht nur in unserer Klasse, sondern in der ganzen Schule. Kein Wunder, daß sein Sieg nur geteilte Freude bei unserem Klassenlehrer auslöste<sup>10</sup>: König Pieke, o mein Gott!

Alida war beim Sackhüpfen — diese Sportart war stets der untersten Klasse vorbehalten — von vornherein geschlagen, denn sie hatte so herrlich gebogene Beine, daß sie sich

auch ohne die künstliche Hemmung eines Zuckersackes ständig auf die eigenen Zehen trat. Ihr machte das nichts aus, sie war von einer wunderbaren Wurstigkeit <sup>11</sup> und vollauf zufrieden, da sie das Rote anhaben durfte.

In der achten Klasse trieben die Mädchen Taubenstechen. Eine Holztaube mit einem Nagel an Stelle des Schnabels schwebte an einer langen Schnur gegen eine Zielscheibe und bohrte sich dort fest. Klar, wer mit drei Würfeln die höchste Ringzahl erreichte, war Königin.

Ich kümmerte mich nicht um diesen Wettbewerb, denn, daß Judith da keine Aussichten hatte, stand für mich fest: Die Mädchen aus der Achten, zwei Klassen über mir, waren ja fast schon erwachsen, aber Judith war nur meine Schwester.

Ich sah gerade den ältesten Jungen beim Armbrustschießen zu, als Werner Gideon zu mir kam und sagte, meine Schwester sei Königin.

Zuerst begriff ich das gar nicht, aber dann rannte ich nach Hause.

Meine Mutter war dabei, den Fußboden im Windfang zu schrubbern, als ich ihr mitteilte, sie sei Königinmutter geworden.

«Ist ja fein», sagte sie und schrubberte weiter. Dann stellte sie jedoch plötzlich den Besen beiseite und sagte: «Moment mal, wieso, wer, Judith? — Dann gibt das doch einen Festzug hier, wie? Ach du meine Güte! <sup>12</sup> All die vielen Leute und wie das hier aussieht!»

Meine Mutter konnte fix arbeiten, aber so hatte ich sie noch nie gesehen. Sie langte sich wieder den Besen und scheuerte den Boden fertig, zwischendurch rief sie, ich solle nicht so dämlich rumstehen und die Steine vom Weg sammeln und die Straße fegen und Stärke für Judiths Kleid vom Krämer holen und die Ziege von der Wiese und Tante Ella Bescheid sagen, und die Pumpe noch mal angießen, denn sie brauche noch Wasser, und ob ich denn nicht sehen könne, daß da frisch gescheuert sei und wo denn die verflixten anderen beiden Gören <sup>13</sup> bleiben...

Und nun hatten wir eine Königin in der Familie.

Wenn die gedacht hatte, sie würde zu Hause mit Böllern und Fanfaren empfangen, so hatte sie sich geirrt. Meine Mutter hatte sich über die Fensterscheiben hergemacht, und ich sammelte die Steine aus dem kleinen Straßengraben vor unserem Garten, als sie ankam.

Mit ihr kam ein ganzer Schwarm von Mädchen, die wunder was erwartet haben mochten und nun enttäuscht waren, weil sich unser kleines Pappdachhäuschen noch nicht in ein Schloß verwandelt hatte. Sie gackerten und kicherten so lange auf der Straße herum, bis ich mit Steinen nach ihnen warf. Ich sagte ihnen nur, sie sollten mal zusehen, daß sie Land gewinnen<sup>14</sup>, aber das — und vielleicht auch die Steine — war schon zuviel, jedenfalls rief die eine: «Strootenfeger, Rönnssteeneger!»<sup>15</sup> und das war nun ganz gewiß eine tödliche Beleidigung.

Es stimmte schon, mein Vater war Straßenfeger, und wenn er abends nach Hause kam, war er voll Rinnsteinstaub, aber das war noch lange kein Grund, solche Worte in der Gegend herumzuschreien.

Judith heulte gleich los. Sie hatte sich wohl schon so in ihre Königinnenrolle hineingelebt, daß ihr dieses Wort wie eine Entthronung ankommen mußte.

«Dumme Liese», sagte meine Mutter, «hast du vielleicht gedacht, die freun sich, daß ausgerechnet du Königin wirst? Das mach dir mal ab!»

Und dann sagte sie, Judith solle ihr beim Fensterputzen helfen, damit die Leute auch schön durch die Scheiben in unseren fürstlichen Palast und auf unsere goldenen Teller sehen könnten.

Vielleicht hätte sie das nicht sagen sollen, denn jetzt sah Judith sich erst einmal richtig bei uns um, und da ging das Geheule wieder los.

Der Garten war ja schön, den hatte mein Vater gut in Schuß<sup>16</sup>, aber sonst... Die Gartenpforte war ebenso rostig wie die Regentonne in der Hausecke, die Schornsteinhaube war nach einer Seite heruntergerutscht, und die Blumenkästen wußten gar nicht mehr, was Farbe ist.

Meine Mutter sagte, da müsse mein Vater eben ran; wenn er nach Hause komme, das schaffe er schon noch. Dann überlegte sie einen Augenblick lang, schlug die Hände vor dem Gesicht zusammen und rief, daß uns das gerade noch fehle.

Eine halbe Stunde später wußte ich, was sie damit gemeint hatte, denn da kam ein Wagen mit einer riesigen Ladung Heu die Straße heran, und oben drauf saß mein Vater.

Er legte in dieser Zeit gerade die Elbchaussee und hatte sich da mit einigen Hausmeistern angefreundet und die Erlaubnis erhalten, manchen herrschaftlichen Rasen mähen und Heu

nachen zu dürfen. Und ausgerechnet heute hatte es Alfred Goldenmark, dem einzigen Besitzer eines Pferdefuhrwerks in unserer Gegend, so mit der Zeit gepaßt, daß er meines Vaters Ernte einbringen konnte.

Es war nichts daran zu ändern: das Heu mußte herunter vom Wagen und wenigstens hinters Haus geschafft werden; Alfred brauchte sein Gefährt, und vor der Tür konnte das Fuder nicht liegenbleiben, erstens, weil es die ganze Straße blockierte, und zweitens sah es ja auch nicht gut aus.

Unsere Schule lag nämlich auf der Grenze zwischen zwei Vorortteilen; der eine war beinahe herrschaftlich, und der andere war eben unsere Fischkistensiedlung, und die Bewohner beider Teile waren einander nicht grün<sup>17</sup>.

In all den vielen Jahren, in denen wir Kinnergreun gefeiert hatten, war der Festzug nie bei uns unten gewesen, es hatte immer so geklappt, daß das Schulkönigspaar oben ansässig war.

Angesichts des gewaltigen Heuhaufens vor der Tür wurde mir allmählich klar, daß es mit dem Gerede, man solle die Feste feiern, wie sie fielen, auch wieder so eine Sache war: Nun feiere du mal, wenn du gar nicht darauf eingerichtet bist und vor deinem Haus liegt ein Haufen Heu, so hoch wie ein Berg.

Wenn die Königin, um die es ja schließlich ging, wenigstens mitgeholfen hätte, den Wintervorrat für Ziege und Kaninchen hinters Haus zu tragen — aber nein, die kroch flehnend mit ihrem Leinenkleid unter dem Arm durch die Hecke und rannte zu Tante Ella, damit die ihr die Robe richte, denn dazu hatte meine Mutter jetzt natürlich gar keine Zeit, und das sehe sie ja wohl selbst.

Es zeigte sich bald, daß mein Vater und ich das Fuder Heu niemals rechtzeitig wegschaffen konnten; ohne Hilfe ging das nicht.

So wurde ich geschickt, um Max zu holen. Max wohnte ein paar Schritte weiter in einer richtigen Hütte.

Max war es, der empfahl, Schadder hinzuzuziehen. Meine Mutter war von diesem Vorschlag gar nicht sehr erbaut, denn Schadder war ihr unheimlich. Sie sagte, er führe ein Doppelleben.

Aber solche Vorurteile konnten jetzt, da die Ehre des Hauses und der ganzen Siedlung auf dem Spiele stand, nicht gelten, und ich wurde geschickt, um Schadder zu unserem Heu zu holen.

Es wurde auch schon höchste Zeit, denn die ersten Leute waren bereits auf dem Wege zur Schule, wo sich der Festzug sammeln sollte, und wenn sie an unserem Heuhaufen vorbeikamen, machten sie sorgenvolle Gesichter oder dumme Witze.

Adje Hüller kam da gerade richtig. Das gehörte so zu ihm, er kam immer gerade richtig.

Wenn man Hilfe brauchte, war Adje da. Man durfte ihn nur nicht bitten. Dann war bei ihm gar nichts zu machen.

Adje war immer schrecklich wütend, wenn er jemandem half. Er fühlte sich dann überlistet.

Früher hatte er im Hafen gearbeitet, aber seitdem ihm eine zurückfahrende Wensch<sup>18</sup> die Schulter zerschlagen hatte, war es damit aus, und er konnte noch froh sein, daß er den Posten beim Lesezirkel gefunden hatte. Die Frauen, denen er die Mappe mit der «Gartenlaube» und der «Hamburger Illustrierten» ins Haus trug, hatten bald heraus, wie man Adje in Gang brachte<sup>19</sup>.

Sie schimpften auf ihre Männer, die nicht einmal einen Nagel in die Wand schlagen könnten, oder sie sagten, ja, leider hätten sie gar keine Zeit mehr, sich mit Adje zu unterhalten, denn so eine Wäscheleine mache sich ja nicht von alleine an — und schon fragte Adje nach dem Hammer oder ließ sich die Leine geben.

Dabei schimpfte er dann ordentlich.

Adje schimpfte auch bei uns bei jedem Bündel Heu, das er reinschaffte, aber das nahmen wir gerne in Kauf<sup>20</sup>.

Jetzt lief der Transport reibungslos, und wir konnten uns schon ausrechnen, daß wir noch rechtzeitig fertig würden. Da kam Alida nach Hause. Wir hatten sie ganz und gar vergessen, aber jetzt war sie da und weder zu übersehen noch zu überhören; sie schrie, als sei sie vom Affen gebissen. Sie war es auch.

Sie hatte sich nach dem vorausgesehenen Ausgang des Sackhüpfens ruhig auf den Heimweg gemacht und war dabei an Zirkus Bellini vorbeigekommen. Der Tierpark des Zirkus Bellini bestand aus zwei müden Schecken, einer Horde Hunde und einem alten Affen.

Diesen Affen nun hatte Alida, die so tierlieb wie mein Vater war, aufgesucht. Mochte er nun keinen oder zuviel Gefallen an dem Roten gefunden haben, jedenfalls hatte er kräftig zugelangt und die Abdrücke seiner Zähne kurz unterhalb der Impfpocken auf Alidas rechtem Oberarm hinterlassen.

Da stand die Unglückselige nun mit zerrissenem Kleid und schrie ihren Schmerz in die Welt hinaus.

Die Störung war enorm. Der Heutransport wurde sofort abgebrochen, und es gab eine medizinische Beratung. Max empfahl gekauten Salbei <sup>21</sup>, und Schadder wußte, Affenbisse seien noch gefährlicher als die von Bismarratten. Adje Hüller sagte, wenn ein Blutspender gebraucht werde, so könne man auf ihn rechnen, und mein Vater pumpte Luft in die Schläuche seines Fahrrades, denn er wollte mit Alida zum Arzt fahren.

Aber meine Mutter sagte, dann wäre es aus mit der Krönungsfeier, und Tante Ella müsse mit Alida gehen. Sie schaffte es auch wirklich, daß sich die Heuträger wieder an die Arbeit und die Rettung der Lokalehre machten.

Sie ging sogar soweit, Max aus der Kolonne herauszunehmen und mit Pinsel, weißer Farbe und dem Auftrag zu versehen, er solle die Gartenpforte und die Blumenkästen unter den Fenstern anstreichen.

Von der Feuerwache her heulte die Sirene; es war drei Uhr und die Zeit, da sich oben an der Schule der Festzug in Bewegung setzen sollte. Alle arbeiteten noch schneller, und wenn nun nicht noch etwas passierte, mußte es klappen.

Meine Mutter rief nach der Königin, denn ihr Hofstaat nahe, Max pinselte wie rasend den letzten Blumenkasten an, und ich sah, daß er immer nur die Vorderseiten der Kästen geweißt hatte, Adje Hüller raffte das restliche Heu vom Boden, Schadder klemmte einen Zweig des blühenden Rhododendron so unter einen Stein, daß er die Regentonne verbarg, mein Vater zeigte, daß er sich auf seinen Beruf verstand, und harkte und fegte in Rekordzeit die Straße und den Weg sauber, ich kletterte auf das Dach und rückte die Schornsteinhaube gerade und sah mit halbem Blick, wie Alida vom Garten Tante Ellas her durch die Hecke brach und sich mit ihrem zerwuselten Haar und einem weißen Verband um den Oberarm hinter den Schattenmorellen verkroch. Mein Vater rief den anderen Männern zu, sie sollten sich schleunigst in die Laube begeben, denn er verstehe gar nicht, wie man bloß so dreckig herumlaufen könne, und er sagte noch, er fordere es im Namen der Krone.

Dann wogten Fahnen und Kränze und bunte Kleider auf der kleinen sandigen Straße, und eine gelbe Kutsche hielt vor unserer Haustür.

Die Leute im Festzug waren ruhig geworden und sahen neugierig über die Hecke in unseren Garten.

Mochten sie nur! Da war jetzt alles in Ordnung. Die Blumenkästen glänzten in frischem Weiß, der Rhodonendronbusch verbarg mit rosig leuchtenden Blüten die rostige Regentonne, auf dem Wege lag kein Stein mehr, niemand konnte meinen Vater und die anderen drei sehen, und keiner sah den empörend strubbeligen Kopf meiner kleinen Schwester Alida hinter dem Kirschenspalier.

Es war alles in Ordnung — bis auf den dünnen Faden Heu vielleicht, der in dem Heckenrosenbogen über der Pforte hing und leise im Winde schaukelte.

Aber außer mir sah das niemand. Die Blicke der Leute ruhten auf der Königin Judith, die erlöst und erwartend zugleich im weißen Kleide vor der offenen Haustür stand.

Die Königin war wunderschön, und sie war ganz allein.

### Texterläuterungen

- 1 La Paloma — ein italienisches Lied „Die Taube“
- 2 Tschüß (*fam.*) — Adieu! Auf Wiedersehen!
- 3 dalli — schnell, flink
- 4 der Gang nach Canossa — hier (im übertragenen Sinn): Demüftigung
- 5 ein Dirndlkleid — eine Art weiblicher Volkstracht
- 6 überkandidelte Bezeichnung — überzuckerte Bezeichnung
- 7 ein Dösbartel — ein Dummkopf
- 8 der StICKkampf (*sport.*) — Entscheidungskampf bei gleicher Leistung
- 9 Der Name hatte es meiner Mutter angetan — der Name hatte meiner Mutter sehr gefallen
- 10 Sein Sieg löste nur geteilte Freude bei meinem Klassenlehrer aus — mein Klassenlehrer freute sich nicht sehr über den Sieg
- 11 Sie war von einer Wurstigkeit... — es war ihr alles ganz egal (es war ihr alles Wurst)
- 12 Ach du meine Güte! — ein Ausruf wie — Oh, mein Gott!
- 13 die Göre (*fam.*) — das Mädcl
- 14 Sie sollten mal zusehen, daß sie Land gewönnen — sie sollten sich schnell aus dem Staube machen, sie sollten schnell fortgehen
- 15 Strooteffeger (*plattdeutsch*) — Straßenfeger  
Rönnsteenneger (*plattdeutsch*) — Rinnsteinneger
- 16 Den Garten hatte mein Vater gut in Schuß — er hielt den Garten in guter Ordnung
- 17 jemandem nicht grün sein — jemandem nicht sympathisieren
- 18 die WInsch — die Winde
- 19 (etwas) jemanden in Gang bringen — in Tätigkeit setzen
- 20 etwas in (den) Kauf nehmen — sich abfinden mit etwas, sich fügen, sich aussöhnen, sich zufriedener geben
- 21 der Salbei (auch Salvei) — шалфей

## Übungen

I. Teilen Sie den Text in 5—6 Teile. Geben Sie jedem Teil einen Titel.

II. Beantworten Sie folgende Fragen:

1. Was war das für ein Fest „Kindergrün“ und wie wurde es gefeiert?

2. Wie empfing die Mutter die Nachricht, daß Judith zur Königin gekrönt wurde?

3. Warum stand an diesem Tage die Ehre der ganzen Siedlung auf dem Spiele?

4. Was mußte man machen, um den Garten in Ordnung zu bringen?

5. Welche Hindernisse hatte die Familie der Königin zu bewältigen?

6. Was sahen die Leute im Garten der Königin?

III. Übersetzen Sie folgende Wörter und Redewendungen ins Russische:

sie war voller Wurstigkeit; sich um etwas kümmern; sich über etwas hermachen; es hat ihm nicht mit der Zeit gepaßt; die Tante richtete ihr die Robe; auf dem Spiele stehen; gefallen finden an etwas; seiner Pflicht nachkommen; ein Kleid „für gut“; ansässig sein; klein begeben; wunder was erwarten; (nicht) erbaut sein über etwas; jemandem Bescheid sagen; auf etwas (nicht) eingerichtet sein.

IV. Erklären Sie auf deutsch:

in der Schule ging es hoch her; der Gipfel an Häßlichkeit; ihr machte das nichts aus; sie hatte in diesem Wettbewerb keine Aussichten; das stand für mich fest; jemanden mit Böllern und Fanfaren empfangen; er war ihr unheimlich; die Frauen hatten bald heraus; sie war weder zu übersehen noch zu überhören; kräftig zulangen; sie schrie ihren Schmerz in die Welt hinaus; ein Blutspender; etwas klappt (nicht); gegen jemanden (nicht) aufkommen; strubbeliger Kopf.

V. Finden Sie im Text sinnverwandte Wörter und Ausdrücke für: eigensinnig; hartnäckig; besiegt sein; etwas schneller; krumme Beine; scheuern; erlauben; die Kränkung; weinen; sich etwas gönnen; versperren; das Ende.



VI. In welchem Zusammenhang werden in der Erzählung die folgenden Wörter gebraucht?

Der Schwarm; gackern; kichern; die Beleidigung; rostig; herunterrutschen; das Gefährt; die höchste Zeit; dumme Witze; reibungslos; die Feuerwache; harken; fegen.

VII. Übersetzen Sie ins Deutsche:

об этом нечего и думать; смертельная обида; труба съехала на сторону; этого еще не доставало; воз с сеном; как раз (именно) сегодня; ничего нельзя было изменить; вскоре выяснилось, что...; честь дома была поставлена на карту; это было как раз вовремя; справиться вовремя; накачивать воздух (в камеру, в покрышку); процессия тронулась в путь; карета остановилась у дверей дома.

VIII. Beschreiben Sie:

- a) Judith,
- b) Alida,
- c) Den Vater der Familie,
- d) Adje Hüller.

Gebrauchen Sie dabei folgende Wörter und Redewendungen:

a) schön, mager, volle braune Locken, zierlich, Leinenkleid, golden schimmernde Arme;

b) die Jüngste, gebogene Beine, von wunderbarer Wurstigkeit sein, tierlieb sein, die Unglückselige, zerwuselttes Haar, der Oberarm, verkriechen;

c) Straßenfeger, zur Arbeit fahren, nach Futter verlangen, Luft pumpen, pfeifen, musikalisch, ohne sich umzudrehen, klein begeben, sich anfreunden mit ... , Heu machen, die Ernte einbringen, wegschaffen, im Namen der Krone, fordern;

d) gerade richtig kommen, wütend sein, sich überlistet fühlen, die Schulter zerschlagen, einen Posten finden, schimpfen, Blutspender.

IX. Erzählen sie über:

- a) den Verlauf eines Morgens in der Familie der Königin
- b) das Schulfest „Kindergrün“
- c) das Haus der Königin
- d) die Arbeit im Garten am Krönungstag

X. Geben Sie den Inhalt der angeführten Texte deutsch wieder:

A. Моя мать умела быстро работать, но я не видел, чтобы она работала так, как в этот день. Моя пол, она велела мне убрать камни с дорожки, подмести улицу перед домом, взять

у лавочника крахмал для платья Юдиты, привести козу с лужайки, рассказать обо всем тете Элле, налить воды, так как ей нужна еще вода.

Б. Отец подметал шоссе вдоль Эльбы и, подружившись с некоторыми дворниками, получил разрешение кое-где скосить господскую траву и заготовить сено для себя. И именно сегодня у единственного обладателя повозки с лошадей Альфреда Гольденмарка нашлось время привезти урожай моего отца домой. Здесь ничего нельзя было изменить. Сено нужно было сгрузить с телеги и убрать хотя бы за дом. Перед дверью воз сена не мог лежать, так как он загоразживал всю улицу, и это выглядело нехорошо.

В. В саду был полный порядок. Ящики с цветами сверкали свежей белизной, куст рододендрона скрывал за розовыми цветами ржавую бочку, на дорожках не было ни одного камешка, не было видно ни отца, ни трех его грязных друзей, и никто не мог заметить лохматой головы маленькой Алиды за вишневыми деревьями.

Все было в порядке — за исключением, может быть, тоненькой сухой травинки, которая висела над входом в сад и тихо покачивалась на ветру. Но, кроме мальчика, ее никто не видел. Все смотрели на королеву Юдиту, которая стояла в белом платье перед открытой дверью.

Королева была прекрасна.

XI. Bilden Sie Sätze mit den Wörtern: **richten, passen, der Umzug**. Gebrauchen Sie dabei die Wörter in ihren verschiedenen Bedeutungen.

XII. Setzen Sie, wo nötig, das entsprechende Bestimmungswort ein:

Angesichts ... gewaltigen Heuhaufens vor ... Tür wurde mir allmählich klar, daß es mit ... Gerede, man solle ... Feste feiern, wie sie fielen, auch wieder so ... Sache war: Nun feiere du mal, wenn du gar nicht darauf eingerichtet bist und vor ... Haus liegt ... Haufen ... Heu, so hoch wie ... Berg.

*Hans Fallada*

### GIGI UND LUMPI

Solange Gigi zurückdenken kann, wohnen sie in der Siedlung «Eigene Scholle». Mutti und Pappi — und Gigi dazu — haben dort eine Parzelle, tausend Quadratmeter

groß, eine Laube und seit letztem Herbst Anschluß an die Wasserleitung. Daß sie das mit der Wasserleitung im eigenen Garten geschafft haben, daran ist Mutti schuld, sie hilft Pappi beim Verdienen: Aufwartung, Flicken und Stopfen, Neubauten sauber machen, Briketts in die Keller packen, alles, was ihr vorkommt. Mutti sagt nie nein.

Seit Gigi fünf Jahre alt ist, geht das so mit der Arbeit, und seitdem auch besorgt sie das Haus. Mutti kocht morgens das Essen an, Gigi macht es fertig. Gigi wäscht ab, Gigi jätet Unkraut, Gigi putzt Pappis Schuhe. Ihr sehnlichster Wunsch ist, daß sie erst so groß ist, an die Nähmaschine zu reichen, dann könnte sie Mutti «richtig» helfen. Jeden Sonntag muß Pappi Gigi messen, es geht sehr langsam mit dem Wachsen.

Aber es geht doch vorwärts, jetzt ist Gigi sechs Jahre und seit Ostern in der Schule. «Gisela Kößling», sagt sie. «Parzelle 375», sagt sie. «Packer», sagt sie. «Einundzwanzigsten Januar neunzehnhundertsechszwanzig in Neuköln», sagt sie.

Es ist herrlich in der Schule. Den ganzen Winter hat sie einsam auf der Parzelle gehaust, das nächste bewohnte Grundstück ist 381. Dort wohnt Herr Krupschert. Aber Herr Krupschert ist alt und dumm, findet Gisela, er war den ganzen Winter keine Unterhaltung für sie.

Jetzt hat sie Unterhaltung durch die Schule, aber sie hat auch Sorgen: allein auf Parzelle 375 bleibt Lumpi zurück, ihr Hündchen, ihr Freund. Sie kann ja den Lumpi so lange nicht freilassen, Lumpi ist unverständlich, immer macht er im Garten Schaden. Sie muß ihn in der Laube einsperren. Schwer ist für Lumpi, was für Gigi schön ist: der Vormittag.

Eines Tages kommt Gigi von der Schule nach Haus, schon von weitem hört sie Lumpi in der Laube weinen. So weinte er schon, als Gigi heute früh fortging. Gigi begegnet Herrn Krupschert.

«Hörst du das?» sagt Herr Krupschert böse zu Gigi. «Das ist eine Gemeinheit!»

Herr Krupschert ist ein alter Mann mit einem gelblich-weißen Bart, von seinem ganzen Rentnervermögen ist ihm nur die Parzelle 381 und eine Sozialrente geblieben. Gigi verachtet Herrn Krupschert, sie findet ihn dumm, weil er nicht einmal seinen Garten bestellt, sondern ihn wüst liegenläßt. Aber Herr Krupschert hat dafür keine Zeit, er muß ausrechnen, von wann an die Inflation<sup>1</sup> böswillig verschuldet ist und bis wann sie gewissermaßen ein Naturereignis

war. Wenn Herr Krupschert das ausgerechnet hat, wird er Herrn Reichsbankdirektor Schacht verklagen. Herr Krupschert rechnet schon manches Jahr, es ist sehr schwierig, er wird noch lange rechnen müssen. Aber dann gewinnt er den Prozeß, und alle verarmten Leute werden wieder reich.

Muß man so angestrengt rechnen, kann ein durch drei Stunden kläffender, weinender Hund sehr stören. Darum fragt er Gigi so böse, ob sie den Hund nicht auch bellen hört?

«Lumpi ist nicht gerne allein, Herr Krupschert», sagt Gigi.

«Und ich soll das anhören?!» sagt Herr Krupschert böse. «Wenn ich deine Töle<sup>2</sup> erwische, schlage ich ihr einen über. Daß du es nur weißt!»

Gigi steht da und sieht Herrn Krupschert nach. Daß manche Menschen böse sind, weiß sie schon sehr lange, weiß sie schon, seitdem ein Stromer ihr die Hand aufgebrochen und ihr die Mark Eipholgeld<sup>3</sup> fortgenommen hat. Also Herr Krupschert ist nicht nur dumm, er ist auch böse.

Gigi denkt den ganzen Tag und Abend nach. Mutti fragt, was los ist, aber sie sagt Mutti nichts, beileibe nichts. Mutti hat schon so genug Sorgen. Solange Lumpi in der Laube ist, entscheidet schließlich Gigi, ist er sicher. Das weiß sie bestimmt, daß keiner eine fremde Laube aufbrechen darf. Jeden Morgen schließt sie Lumpi sehr gut ein, und wenn sie Herrn Krupschert sieht, läuft sie weg.

Aber eines Morgens ist ihr Lumpi ausgebimst<sup>4</sup>, tobt im Garten, läßt sich mit nichts in die Laube locken. Gigi muß in die Schule, sie hat einen Begriff von Pünktlichkeit; wenn Pappi mit dem Halbachtuhrzug kommt, muß das Essen fertig sein — daher weiß sie von Pünktlichkeit.

Gigi geht zur Schule, sie denkt ununterbrochen nach, um sie herum tanzt Lumpi Freudentänze. Was ihr Sorge macht, bereitet ihm große Freude. Nirgendwo kann sie Lumpi abgeben oder einsperren, er könnte ausreißen, und dann haut ihm Herr Krupschert einen über.

Gigi nimmt Lumpi mit in die Schule, es bleibt nichts, sie nimmt ihn mit ins Klassenzimmer. Oh, welch ein Hallo unter den Kindern! Herr Wendel ist noch nicht da, alle Kinder tanzen um Gigi und Lumpi. Lumpi ist ganz verschüchtert und will auf Gigis Arm. So kann ihn Gigi schnell, als Herr Wendel kommt, unter die Bank stecken, neben ihren kleinen Schulranzen. Immer wenn Herr Wendel mal wegsieht, legt sie eine Hand auf seinen Kopf.

Und Lumpi scheint sich ausgetanzt zu haben, oder er hat Furcht, er liegt mäuschenstill, nur einmal macht er einen Schnapper<sup>5</sup> nach einer Fliege, und Herr Wendel fragt sehr laut: «Wie?»

Die Klasse lacht, und Herr Wendel versteht heute seine Klasse nicht, sie ist des Teufels, keines hört ein Wort von dem, was er sagt. Aber Herr Wendel ist sechsundfünfzig und hat einen Bauch; sicher hat er schon zweitausend Kinder gehabt. Er weiß, man muß Kindern Zeit lassen. Er weiß auch, ein Baum wächst noch viel langsamer. Man darf nichts übereilen, nie heftig werden, weiß Herr Wendel.

Die Stunde ist vorbei, und in der Pause wird es schlimm für Lumpi. Die Jungens sind schrecklich frech, und die Mädchen wollen alle von ihm Küßchen haben, er hat eine kleine schwarze Affenschнауze und eine süße, flinke, rosa Zunge.

Plötzlich steht Herr Wendel mitten in der Klasse und fragt furchtbar ernst: «Wessen ist der Hund?»

Es ist eine ungeheure Stille, Gigi will grade den Mund auftun, da ärgert den Lumpi wohl der schwarze, dicke Mann, er fährt an gegen ihn mit einem Gejachter.

«Dir, Gisela?» fragt Herr Wendel und ist sehr böse. «Sofort bringst du den Hund auf die Straße!»

Gigi nimmt ihren Lumpi, sie hat ein sehr rotes Gesicht, aber sie sagt keinen Ton. Auf dem Flur schluchzt sie ein bißchen, und als sie die Schulhaustür zwischen sich und Lumpi zumacht, schluchzt sie noch mehr. Nun läuft Lumpi zur Laube, und da kommt Herr Krupschert und haut dem Lumpi einen über.

Also, die Schulstunde geht weiter, es wird eine richtige, gewöhnliche Schulstunde. Die Kinder fingen an, auf Herrn Wendel zu hören, und nur Gigi denkt noch an Lumpi.

Da scharrt es plötzlich an der Tür, da kratzt es, da winselt es, da weint es, da bellt es — alle Kinder fahren zusammen, und Herr Wendel sagt: «Das ist doch unerhört, Gisela! Sofort jagst du den Hund weg!»

Und Gisela steht langsam auf und Schrittchen für Schrittchen geht sie dunkelrot auf die Tür zu, am Pult vorbei, und grade, wie sie unterm Pult ist, sagt Herr Wendel plötzlich ganz milde: «Das hätte ich nie von dir gedacht, Gigi!»

Da aber ist es mit Gigis Fassung vorbei, die Tränen kommen, und mit den Tränen die Worte, und wenn auch alles sehr wirr und durcheinander ist: Herr Krupschert und die Laube, und Mutti, die auf Arbeit geht, und — so viel versteht

Herr Wendel doch, daß er früher ganz richtig von Gigi gedacht hatte.

«Also, hol ihn rein, deinen Lumpi. Und nach der Schule sprechen wir weiter.»

Welch ein Freudentanz von Lumpi, Welch seliges Kindergesicht! Lehrend lernen wir, nun ja, und die Kinder sind jetzt auch musterhaft. Ein Hund in der Klasse muß verdient werden, das hätte Herr Wendel gar nicht erst zu sagen brauchen, das versteht jedes.

Aber dann in der Pause —:

«Sicher, Herr Wendel, Lumpi hat Hunger!»

«Bei mir muß er auch einmal abbeißen dürfen!»

«Ich habe Knoblauchwurst auf der Stulle — frißt er auch Knoblauchwurst, Herr Lehrer?»

Gewimmel. Getriebe. Geschrei. Gebrüll. Kann ein ausgewachsener Mann zwischen solchen Stöppkes <sup>6</sup> verschwinden? Herr Wendel verschwindet. Er schreit: «Kinder, Kinder, das geht doch nicht. Gleich stellt ihr euch da drüben hin! Gisela, hier zu mir stell du dich hin!»

Unmöglich —!

«Lumpi hat von Ernas Stulle abgebissen, dann darf er doch auch von meiner abbeißen, Herr Wendel—?!!»

Also, da steht Gisela mit Lumpi, da stehen dreiundvierzig Kinder, da steht triefend Herr Wendel. «Kinder», schreit er wieder und ist um Auswege nicht verlegen. «Kinder, auf der Stelle legt jeder sein Butterbrot hier auf mein Pult. Nun aber schnell!»

Wirklich, er erreicht es, auf dem Lehrerpult liegen dreiundvierzig Stullenpakete, angebissen, halbverzehrt, unberührt.

«Jetzt gehst du mit Lumpi auf den Flur, Gisela», ordnet Herr Wendel an. «Und jetzt, wenn Gigi raus ist, nehmt ihr euch eure Butterbrote wieder und eßt sie ganz schnell auf — die Pause ist gleich vorbei.»

Ist er ein Feldherr, der Herr Wendel, ein großer Organisator, der Mann der raschen, richtigen Entschlüsse? Armer Herr Wendel —!

«Ich habe Stulle mit Klops gehabt, Herr Lehrer, die ist weg!»

«Wo ist meine Käsestulle?»

«Wollen wir tauschen? Ich gebe dir zwei mit Honig, gib mir eine mit Jagdwurst, ja?»

«Herr Lehrer, der Heinz hat sein Brot überhaupt schon aufgehaut und nun ißt er immerzu!»

Armer Herr Wendel —!

«Du könntest deinen Hund», fragt Herr Wendel zögernd nach der Schule, «nicht weggeben, Gigi —?»

Gigi sieht Herrn Wendel nur an. Daß Götter so schwach sein können!

«Gut», sagt Herr Wendel entschlossen. «Dann gehe ich jetzt sofort zu Herrn Krupschert, und er muß mir in deiner Gegenwart versprechen, daß er dem Lumpi nichts tut. Bist du dann ruhig, Gigi?»

«Aber richtig in die Hand versprechen, Herr Lehrer», sagt Gigi.

Und dann gehen sie los. Gigi, Lumpi auf dem Arm, Herrn Wendel an der Hand, zu Herrn Krupschert.

Lange, lange steht Gigi vor Krupscherts Laube, sie preßt den Lumpi so an sich, daß er schnauft. Die beiden reden drinnen und reden, das heißt, meistens redet Herr Krupschert, er erzählt von der Inflation.

Aber endlich kommen sie beide hinaus in die Sonne, und Gigi sieht Herrn Krupschert voller Angst an. Aber Herr Krupschert lächelt, er lächelt mit seinem ganzen weißgelben Bart aus den Nasenlöchern heraus: Herr Lehrer Wendel hat ihm nationalökonomische Bücher aus der Schulbibliothek versprochen.

«Ich habe gedacht», sagt Herr Krupschert und lächelt immer weiter, «daß du schon ein großes Mädchen bist. Das darf man doch gar nicht, einem andern seinen Hund hauen.»

Gigi sieht Herrn Krupschert an, sie tut auch manchmal, was man nicht tun darf. «Geben Sie Herrn Wendel die Hand darauf, daß Sie Lumpi nichts tun?»

Herr Krupschert tut es.

«Und nun geben Sie Lumpi die Hand», befiehlt Gigi.

«Na, weißte...» sagt Herr Krupschert empört. Aber dann denkt er an die Bücher.

«Danke schön, Herr Lehrer», ruft Gisela und dann läuft sie, läuft sie, läuft sie mit fliegenden Röcken zu ihrer Parzelle. «Lumpi, Lumpi, uns tut keiner mehr was!»

Wie hell plötzlich die Sonne scheint!

### Texterläuterungen

<sup>1</sup> die Inflation — Geldentwertung

<sup>2</sup> die Töle (*umgangssprachlich*) — der Hund

<sup>3</sup> das Einholgeld — Geld zum Einkaufen von Lebensmitteln

<sup>4</sup> ausbimsen — entwischen, fortlaufen

<sup>5</sup> ein Schnapper — hier: der Lauf beim Schnappen des Hundes nach der Fliege

<sup>6</sup> die Stöppkes (ironisch) — kleine Kinder

## Übungen

*Schriftlich*

I. Beantworten Sie folgende Fragen:

1. Wie hilft Gigis Mutter ihrem Mann beim Verdienen?
2. Welche Verpflichtungen hat Gigi zu Hause?
3. Warum gefällt es Gigi in der Schule?
4. Welche Sorgen hat sie?
5. Was rechnet Herr Krupschert aus und wozu macht er das?
6. Worin äußert sich Gigis Begriff von Pünktlichkeit?
7. Warum nimmt Gigi Lumpi mit in die Schule?
8. Warum versteht Herr Wendel seine Klasse nicht?
9. Warum weint Gigi gerade dann, als sie am Pult des Lehrers vorbeigeht?
10. Wie können Sie den Satz „Lehrend lernen wir“ in dieser Situation erklären?
11. Was geschieht in der Pause?
12. Wie will der Lehrer Gigi helfen?
13. Wie gelingt es ihm Herrn Krupschert zu überreden?
14. Warum scheint die Sonne plötzlich so hell?

VI. Beschreiben Sie:

- a) Gigis Wohnort,
- b) Herrn Krupschert,
- c) Herrn Wendel.

Gebrauchen Sie dabei folgende Wörter und Ausdrücke:

- a) die Siedlung; die Parzelle; ... Quadratmeter groß; die Wasserleitung; die Laube; das bewohnte Grundstück;
- b) alt; der Bart; das Rentnervermögen; den Garten bestellen; wüst; ausrechnen; verklagen; den Prozeß gewinnen; reich werden;
- c) der Bauch; heftig werden; ernst; milde; triefend; um einen Ausweg (nicht) verlegen sein; anordnen; ein Feldherr; der Mann der raschen, richtigen Entschlüsse; versprechen.

III. Übersetzen Sie ins Russische:

sie besorgt das Haus; es geht sehr langsam mit dem Wachsen; sie haben Anschluß an die Wasserleitung; er war keine Unterhaltung für sie; er bestellt nicht einmal seinen Garten; er läßt den Garten wüst liegen; er rechnet schon manches Jahr; er läßt sich mit nichts in die Laube locken; sie hat einen Begriff



von Pünktlichkeit; der Hund scheint sich ausgetanzt zu haben; die Klasse ist des Teufels; da scharrt es plötzlich an der Tür; es ist mit Gigis Fassung vorbei; wenn auch alles sehr wirt und durcheinander ist, so viel versteht Herr Wendel doch; er ist um Auswege nicht verlegen; auf der Stelle legt jeder sein Brot hier auf mein Pult; er ist der Mann der raschen Entschlüsse; in die Hand versprechen; daß Götter so schwach sein können?

#### IV. Erklären Sie auf deutsch:

das Essen ankochen; Aufwartung; einsam hausen; unverständlich sein; Anschluß haben an etwas; einsperren; das Rentnervermögen; den Garten wüst liegenlassen; verarmte Leute; angestrengt (etwas tun); (jemanden, etwas) erwischen; jemanden locken; einen Begriff von etwas haben; der Halbachtuhrzug; Freudentänze tanzen; \*ein Hallo machen; verschüchtert sein; mäuschenstill; die Klasse ist des Teufels; man darf nichts übereilen; jemanden auffahren; es scharrt an der Tür; zusammenfahren; es ist mit ihrer Fassung vorbei; wirt und durcheinander sein; musterhaft; Gewimmel; um Auswege verlegen sein; zögernd fragen; jemandem etwas in die Hand versprechen.

#### V. Erzählen Sie:

- a) über eine Schulstunde                      b) über einen Hund

Gebrauchen Sie in Ihrer Erzählung folgende Wörter und Ausdrücke:

a) wenn der Lehrer mal wegsteht, ...; man muß Kindern Zeit lassen; heftig werden; ungeheure Stille; die Schulstunde geht weiter; eine richtige, gewöhnliche Schulstunde; auf den Lehrer hören; die Kinder sind musterhaft; muß verdient werden; auf dem Lehrerpult; anordnen; die Stunde ist vorbei;

b) eine Schnauze; freilassen; einsperren; kläffen; bellen; toben; um jemanden herum tanzen; ausreißen; verschüchtert sein; einen Schnapper nach einer Fliege machen; kratzen; winseln; abbeißen; mit einem Gejachter gegen jemanden anfahren; den Hund an sich pressen; schnaufen.

VI. Bilden Sie Sätze mit den Wörtern: **Aufwartung, aufbrechen, anfahren, bestellen, hausen, verlegen**: Gebrauchen Sie dabei die Wörter in ihren verschiedenen Bedeutungen.

#### VII. Finden Sie im Text sinnverwandte Ausdrücke für:

den Garten bearbeiten; seine Selbstbeherrschung verlieren; sein Ehrenwort geben; die Wirtschaft (den Haushalt) führen; außer Rand und Band sein; einen Ausweg finden.

DER SPORTLER

SKETCH

Personen

Schulze ... ein Mann mit Muskelkater<sup>1</sup>  
Müller ... ein großer Sportler

*In einem Büroraum*

Müller: Ah, schon da! Guten Morgen, Kollege Schulze!

Schulze: Ja, guten Morgen! (Er hält sich das Kreuz.) Auah!

Müller: Nanu, was haben Sie denn?

Schulze: Ach, ich komme mir vor, als wäre ich von einem Möbelwagen überfahren worden.

Müller: Aber warum denn?

Schulze: Wir hatten doch gestern Abend Betriebs-sport. Geräteturnen!

Müller: Ach so, ja! Na, da muß man sich eben abhärten! Immer trainieren! Nicht nachlassen!

Schulze: Nicht nachlassen ist gut. Ich mache ja noch nicht lange mit.

Müller: Das ist eben der Fehler! Wann stehen Sie denn früh auf?

Schulze: Um 6 Uhr!

Müller: Das ist schon falsch! Bei uns klingelt schon halb sechs der Wecker! Und dann heißt es: alle 'raus! Die Nachthemden 'runter!

Schulze: Wir tragen Schlafanzüge.

Müller: Wie? Na, das ist egal. Dann eben die Schlafanzüge 'runter, und dann nur in Turnhose Gymnastik am offenen Fenster! Da werden die Lungen weit! Da knacken die Gelenke! Sie sollen mal sehn!

Schulze: Im Winter auch bei offenem Fenster?

Müller: Natürlich, Sommer wie Winter! Anschließend dann Waschen mit kaltem Wasser, auf dem nach Möglichkeit noch Eisstückchen schwimmen. Das tut gut.

Schulze: Ja?

Müller: Zu empfehlen ist auch, wenn man Erkältungen aus dem Wege gehen will, Wassertreten!

Schulze: Wassertreten?

Müller: Ja, Wassertreten! Kennen Sie nicht? Da müssen Sie sich kaltes Wasser in die Badewanne lassen, vielleicht so 10 Zentimeter, und dann darin herumlaufen. Immer hin und her, drei Minuten vielleicht!

Schulze: Auch im Winter?

Müller: Aber natürlich! Sie meinen, das ist ein bißchen unangenehm? Nee, nee, bloß die ersten fünf-, sechsmal, wenn es ungewohnt ist! Und außerdem werden die Füße sofort wieder warm, wenn man anschließend seinen 2000-Meter-Lauf macht...

Schulze: 2000-Meter-Lauf auch noch?!

Müller: Na klar!

Schulze (*bewundernd*): Donnerwetter! Sagen Sie, wie lange machen Sie denn das schon so?

Müller: Ich? Ich wollte morgen damit anfangen!

### Gong

#### Texterläuterung

<sup>1</sup> Muskelkater — Muskelschmerzen nach Muskelanstrengung

#### Übungen

I. Beantworten Sie folgende Fragen:

1. Warum hält sich Schulze das Kreuz und ächzt?
2. Welchen Rat gibt Müller Schulze?
3. Was empfiehlt Müller, um Erkältungen aus dem Wege zu gehen?
4. Wozu empfiehlt Müller den 2000-Meter-Lauf?
5. Wie macht Müller selbst seine Morgengymnastik?

II. Übersetzen Sie ins Russische:

anschließend	2000-Meter-Lauf
nachlassen	aus dem Wege gehen
mitmachen	Wassertreten

III. Übersetzen Sie ins Deutsche:

мне кажется ...; производственная гимнастика; гимнастик  
на снарядах; закаляться; вот увидите; что с вами?

IV. Beschreiben Sie eine Morgengymnastikviertelstunde. Wenden Sie dabei folgende Wörter und Ausdrücke an:

sich abhärten, nicht nachlassen, das Nachthemd, der Schlafanzug, die Turnhose, die Lunge, die Gelenke, sich mit kaltem Wasser waschen, Erkältungen aus dem Wege gehen, Wasser in die Badewanne lassen, warm werden, anschließend, 2000-Meter-Lauf.

V. Geben Sie den Inhalt des Sketches wieder, ohne die direkte Rede zu gebrauchen.

Hans Morgan

## DAS GEBOT DER STUNDE

### SKETCH

#### Personen

Der Abteilungsleiter  
Die Sekretärin  
Der Meister  
Die Malerin

*Abteilungsleiter sitzt am Schreibtisch und liest intensiv Zeitungsartikel.*

*Sekretärin tritt ein.*

*Abteilungsleiter liest ungestört weiter.*

*Sekretärin räuspert sich.*

*Abteilungsleiter (fährt auf):* Ja, was ist?  
Ach, Fräulein Inge... was gibt's?

*Sekretärin:* Ich wollte gern... die Unterschriftenmappe, Kollege Werner. Vor einer Stunde schon habe ich sie Ihnen 'reingegeben!

*Abteilungsleiter:* Unterschriftenmappe? Ach so, ja... lassen Sie das mal jetzt, Fräulein Inge! Ich hab' hier eine viel wichtigere Sache... ungeheuer wichtig! Haben Sie den Artikel «Sparsamkeit ist das Gebot der Stunde» gelesen?

*Sekretärin:* Noch nicht...

*Abteilungsleiter:* Natürlich nicht! Ich sag's ja, wenn ich nicht alles selbst... also passen Sie auf, wir müssen in unserem Betrieb eine gewaltige

- Kampagne, - einen Feldzug gegen die ... ähm! ich meine natürlich für die Sparsamkeit entfalten!
- Sekretärin: Kollege Werner, wollen Sie nicht doch erst die Unterschriften...
- Abteilungsleiter (*winkt ab*): Unterschriften! Unterschriften! Begreifen Sie denn nicht, wie wichtig...
- (*Meister tritt ein.*)
- Abteilungsleiter (*unterbricht sich*): Was gibt's denn, Petersen?
- Meister: Mir ist eine gute Idee gekommen, Kollege Werner, wie ich mit meinen Maschinen...
- Abteilungsleiter: Aber doch nicht jetzt, lieber Kollege Petersen! Doch nicht jetzt! Ich habe dringend zu arbeiten!
- Meister: Es handelt sich um Einsparungen, Kollege Werner ...
- Abteilungsleiter (*lacht überlegen*): Ausgerechnet mir müssen Sie so was sagen! Ausgerechnet mir! Zu Ihrer Beruhigung... wir werden in unserem Betrieb eine große Sparsamkeitsbewegung entfalten.
- Meister: Deswegen bin ich ja hier. Sehen Sie, an meinen Maschinen könnten wir...
- Abteilungsleiter: Aber, Mann, kapieren Sie doch! Es geht jetzt nicht um Ihre Maschinen! Um Sichtwerbung geht es! Sichtwerbung auf breitester Basis! Nur so können wir das Prinzip der Sparsamkeit jedem einzelnen ins Bewußtsein hämmern!
- Meister: Mein Verbesserungsvorschlag, die Kapazität der Maschinen...
- Abteilungsleiter: Kollege Petersen, es geht um mehr als um die Kapazität Ihrer Maschinen. Wieviel Mann haben Sie in Ihrer Abteilung?
- Meister: Sechsendreißig... aber durch meinen Vorschlag könnten wir mindestens...
- Abteilungsleiter: Fünfzehn Mann werden ab sofort zu meiner persönlichen Verfügung abgestellt!
- Meister: Fünfzehn! Aber wie ... wie soll ich denn dann mein Soll...
- Abteilungsleiter: Herrgott, begreifen Sie denn nicht? Ich nehme die Sache persönlich in die Hand! Es geht um Sichtwerbung!

Sekretärin: Verzeihung, Kollege Werner, ich denke, es geht um Sparsamkeit?

Abteilungsleiter (*wirft ihr einen vernichtenden Blick zu*): Sparen Sie sich Ihre unzeitgemäßen Einwürfe, Fräulein Inge, und kümmern Sie sich

- lieber darum, wie groß die Entfernung vom Werk-  
tor bis zur Maschinenhalle ist.

Sekretärin: Vierundsechzig Meter.

Abteilungsleiter: Großartig! Alle Meter wird ein Transparent aufgestellt, das sind vierundsechzig Transparente! Das ist unerhört, das ist großartig! Das nennt man Tiefenwirkung!

Meister: Demnach darf aber dann jedes Transparent nur einen Meter breit sein... höchstens!

Abteilungsleiter: Wieso? Quer werden sie aufgestellt. Quer! Mindestens zwei, drei Meter breit!

Sekretärin: Dann wird aber der Weg zu schmal, Kollege Werner.

Abteilungsleiter: Zu schmal? Dann werden wir ihn eben verbreitern! Hauptsache, die Transparente stehen da!

(*Malerin kommt herein.*)

Abteilungsleiter: Ah, unsere Malerin! Sie kommen wie gerufen, Kollegin. Fordern Sie sofort 5000 Meter Tuch an!

Malerin (*ist sichtlich konsterniert*): 5000 Meter...

Abteilungsleiter: Ja, auch in der Werkhalle werden wir Transparente anbringen... riesige Transparente...

Malerin: Verzeihung, Kollege Werner, in der Werkhalle haben wir keine großen Flächen... die Fenster...

Abteilungsleiter (*wird immer emphatischer*): Die Fenster! Natürlich die Fenster! Vor sämtliche Fenster machen wir große, wirkungsvolle Transparente...

Meister: Ja, aber, Kollege Werner, dann ist es doch dunkel in der Werkhalle.

Abteilungsleiter: Dunkel! Mann, sind Sie naiv! Dann schalten wir eben sämtliche Lampen ein, wozu haben wir denn elektrisches Licht!

(*Er wendet sich der Malerin zu.*) Kollegin, lassen Sie sofort ein Gerüst an der Werkhalle errichten, damit

die Transparente angebracht werden können! Balken sind ja genügend da.

**Sekretärin:** Die Balken sind für den Bau des Kulturhauses bestimmt, Kollege Werner.

**Abteilungsleiter:** Fräulein Inge, Sie haben heute eine merkwürdige Art, mir ständig zu widersprechen. Für den Bau des Kulturhauses fordern wir eben neue Balken an. Jetzt geht es erst mal um Sparsamkeit!

**Meister:** Hm, ich finde, Sie propagieren da eine etwas teure Sparsamkeit, Kollege Werner!

**Abteilungsleiter:** Was verstehen Sie denn von Sparsamkeit, Kollege Petersen!

**Meister:** Nicht viel. Ich wollte nur an meinen Maschinen eine Produktionskostensenkung von 40% vorschlagen...

**Abteilungsleiter:** 40%! 40%! Meine Sparsamkeitssichtwerbung ist hundertprozentig, Herr, hundertprozentig! Sparsamkeit ist das Gebot der Stunde... und dazu brauchen wir Sichtwerbung! Sichtwerbung!

**Malerin (bemerkt zum Meister):** Laß ihn, Max, er hat ja 'n Brett vorm Kopf... da ist nichts zu machen!

**Abteilungsleiter (springt auf):** Brett? Wo ist das Brett? Auch da kommt ein Transparent hin! Ein großes Transparent! Sparsamkeit ist das Gebot der Stunde!

Gong

### Übungen

1. Beantworten Sie folgende Fragen:

1. Welchen Beschluß faßt der Abteilungsleiter, nachdem er den Artikel „Sparsamkeit ist das Gebot der Stunde“ gelesen hatte?

2. Was will die Sekretärin vom Abteilungsleiter? Was antwortet er ihr?

3. Was für ein Anliegen hat der Meister Petersen an den Abteilungsleiter und wie reagiert dieser darauf?

4. Was verlangt der Abteilungsleiter von der Malerin?

5. Wie stellt sich der Abteilungsleiter die Sichtwerbung vor?

II. Finden Sie im Text gleichbedeutende Wörter und Ausdrücke für:  
unterhaltsam; ironisches kurzes Bühnenstück; verstehen; Leistungs- und Produktionsvermögen; Pflicht, Planaufgabe; stur, eigensinning; es handelt sich um.

III. Übersetzen Sie ins Russische:

abwinken; ausgerechnet mir; ab sofort; es geht um; Einsparung; in Bewußtsein hämmern; zu meiner persönlicher Verfügung abstellen; sparen Sie sich Ihre unzeitgemäßen Einwürfe; Sparen ist das Gebot der Stunde.

IV. Erklären Sie die Bedeutung folgender Wörter auf deutsch: eine Unterschriftenmappe; ein Betrieb; eine Werkhalle; ein Kulturhaus; Tiefwirkung.

V. Machen Sie einen kurzen Bericht über den Abteilungsleiter und den Meister. Gebrauchen Sie dabei folgende Wörter und Ausdrücke:

a) Zeitungsartikel; eine Kampagne; ein Feldzug; Sparsamkeitsbewegung; das Prinzip ins Bewußtsein hämmern; Transparent aufstellen; anbringen; Sichtwerbung;

b) auf eine gute Idee kommen; Verbesserungsvorschlag; propagieren; werben; Produktionskostensenkung; Sparsamkeit — ein Gebot der Stunde.

VI. Bilden Sie Sätze mit den Wörtern: kümmern, angebracht, ausgerechnet. Gebrauchen Sie dabei die Wörter in ihren verschiedenen Bedeutungen.

VII. Setzen Sie die nötigen Verben ein:

Wir müssen in unserem Betrieb eine gewaltige Kampagne ... Es ... sich um Einsparungen. Sie kommen wie ..., Kollegin. Lassen Sie ein Gerüst in der Werkhalle ..., damit die Transparente ... werden können. Die Balken sind für den Bau des Kulturhauses .... Sparsamkeit ist das Gebot der Stunde und dazu ... wir Sichtwerbung.

VIII. In welchem Zusammenhang sind im Text folgende Wörter gebraucht?

Intensiv; ungestört; eine Sache; winkt ab; persönlich; breit; quer; dunkel; riesig; ständig; widersprechen; teuer; das Brett.

IX. Übersetzen Sie ins Deutsche:

начать кампанию (поход) против чего-нибудь (за что-нибудь); наглядная пропаганда; рационализаторское предложение; плакат; неслыханно; внести предложение о снижении (себе)стоимости; ничего не поделаешь; как по заказу (как нельзя более кстати); развернуть кампанию за экономию.



KLEINE BEGEBENHEIT MIT  
EINEM GROßEN SCHIRM

Vor ein paar Menschenaltern, damals, als der Regenschirm noch eine Neuheit, ein Luxusgegenstand, ein unerschwingliches Möbel für die armen Waldleute <sup>1</sup> gewesen ist, dessen praktische und nützliche Eigenschaften aber nicht abzuleugnen waren, passierte diese kleine wahrhaftige Begebenheit.

Die fortschrittlichste der Waldgemeinden hatte nach langen Erwägungen beschlossen, zum Wohle der Allgemeinheit solch einen Schutz und Schirm gegen den Regen anzuschaffen und ihn auf dem Gemeindeamt zu deponieren, woselbst er für jeden, der Lust und Kreuzer <sup>2</sup> dazu hatte, um ein geringes Entgelt zur gefälligen Benutzung bereitstand.

Also geschah es auch, und ein Riesenexemplar seiner Art bot bald manchem braven Bürger Schutz vor der strömenden Nässe des Himmels, wenn er über Land wandern mußte; gab es doch damals kaum ein anderes Beförderungsmittel für die Wälder als die eigenen Füße, und so gute drei Stunden Wegs bis zur nächsten Stadt war eine alltägliche Angelegenheit. Mann kann sich denken, wie segensreich sich hier die lobenswerte Fortschrittlichkeit eines weitblickenden Gemeindevorstandes auswirkte; jeder, der einmal im Regen mit dem Schirm gewandert, war des Lobes voll.

Nun war die Kunde von diesem wunderbaren Dach, das man, ohne eine Belastung zu verspüren, überallhin mitnehmen und sogar als Wanderstab benutzen konnte, auch zum Hannickel gedrungen, der einsam auf seinem Anwesen zwischen zwei Dörfern wohnte. Er war nicht dabeigewesen, als man das Schießpulver erfand, auch sonst war ihm alles, was außerhalb seines Gesichtskreises lag, völlig fremd, und er begegnete solchem mit tiefstem Mißtrauen.

Nun mußte er aber einmal in die Kreisstadt aufs Amt, und da es sich um eine feierliche Sache handelte, war er gezwungen, das gute Stück, seinen Hochzeitsanzug, anzulegen. Darum ließ seine Wett (Lisewett) nicht nach — denn es schwammen einige wenn auch vorerst noch weiße Wolken am Himmel —, bis er doch den Gemeinderegenschirm mitnahm.

Es wanderte sich auch ganz gut mit dem länglichen schwarzen Ding, das Hannickel erst nur sehr zögernd und voller Mißtrauen in die Hand genommen hatte. Im Laufe der Kilometer — es waren an zwanzig bis zur Stadt — wurden sie aber vertrauter miteinander, und unser Hannickel sah öfter nach dem Himmel, ob er nicht ein bißchen regnen wollte, damit man das Wunder mal ausprobieren könnte.

Aber dieser Himmel hatte kein Einsehen, ließ trocken und heiter unseren Wanderer bis in die Stadt spazieren, so daß ihm der nun fast böse war. Doch auf dem Heimweg verdüsterte er sich rasch und übergieß nun den Hochzeitsanzug samt Hannickel und Regenschirm überreichlich mit seinem Regen. Denn — oh weh — er hatte nicht gefragt in der Aufregung und wußte nun nicht, wie man es machte, daß das Wunder sich entfaltete.

Er drückte, zog und bog vorsichtig — denn kaputtmachen wollte er doch das teuere Ding nicht — daran herum, doch der Schirm blieb zu. Hannickel bedachte ihn, als ihm das kühle Naß in den Halskragen lief, mit allen gangbaren und den seltensten Flüchen, bat und drohte, aber es half alles nichts. Schwarz, steif und verschlossen stand der Schirm. So ergab sich Hannickel in sein Schicksal und trug nun das «Wunder» drei Stunden lang durch den strömenden Regen geschlossen heim.

Der gute Anzug mitsamt dem Hannickel glich einem Scheuerlappen. Die Wett schlug die Hände über dem Kopf zusammen und schrie entsetzt: «Aber Hann, was haben sie denn mit dir gemacht?» Der knurrte nur in müdem Zorn: «Das dumme Ding ist schuld — ich habe es ja nicht aufgekriegt, das verdammte Ding...»

Die Wett aber trug haßerfüllt das komplizierte Ding wieder zum Schulzen, laut krakeelend, ließ sich nicht bedeuten und blieb dabei, daß alles Neumodische nur Schwindel und Geldschneiderei sei. Und sie hätten bis dahin ohne diesen Firlefanz gelebt und könnten es auch weiterhin. Also taten sie dann auch und lebten zufrieden ohne Schirm.

### *Texterläuterungen*

<sup>1</sup> die Waldleute — Einwohner des Thüringer Waldes

<sup>2</sup> Kreuzer — eine alte Geldmünze

### *Übungen*

I. Beantworten Sie folgende Fragen:

1. Wann passierte die kleine Begebenheit, von der hier erzählt wird?

2. Welche Rolle spielte damals der Regenschirm im Leben der Waldleute?

3. Was beschloß eine der Waldgemeinden zum Wohl der Allgemeinheit zu tun?

4. Warum war die Anschaffung eines Regenschirms so wichtig für die Wäldler?

5. Wie kam es, daß sich Hannickel entschloß, sich des Regenschirms zu bedienen?

6. Wie war anfangs das Wetter?

7. Was stellte sich heraus, als es zu regnen begann?

8. Was machte Hannickel mit dem Regenschirm?

9. Wie sah Hannickel aus, als er heimkam?

10. Wie verhielt sich Hannickels Frau zu seinem Erlebnis?

II. Drücken Sie mit anderen Worten aus:

vor ein paar Menschenaltern; die praktischen und nützlichen Eigenschaften waren nicht abzuleugnen; ein unerschwingliches Möbel; um ein geringes Entgelt; sie wurden vertraut miteinander; kein Einsehen haben; des Lobes voll sein; mit tiefem Mißtrauen begegnen.

III. Erzählen Sie den Text, gebrauchen Sie dabei folgende Wörter und Ausdrücke:

vor ein paar Menschenaltern; passieren; beschließen; anschaffen; zum Wohl der Allgemeinheit; Schutz und Schirm; auf dem Amt deponieren; zum Benutzen bereit stehen; anlegen; mitnehmen; sich verdüstern; übergießen; entfalten; zubleiben; nicht kaputt machen wollen; sich ergeben; krakeelen; die Hände über dem Kopf zusammenschlagen.

IV. Übersetzen Sie ins Deutsche:

предмет роскоши; общее благо; не было другого средства транспорта; повседневное дело; ему пришлось надеть свой лучший костюм; после долгих размышлений; покориться судьбе; всплеснуть руками.

*Karl Stitzer*

## VORZIMMERKOMÖDIE

Tobias Fröhlich war der Leiter einer Volksbuchhandlung. Er war sehr tüchtig in seinem Fach, und der Umsatz des gemeinnützigen Unternehmens stieg von Monat zu Monat. Fröh-

lich begnügte sich nicht damit, im Laden zu hocken und auf Kundschaft zu warten, die ihm der Wind zufällig hereinwehte. Er entfaltete vielmehr eine unermüdliche Betriebsamkeit. Wenn irgendwo etwas los war, eine Versammlung oder eine Feierstunde, so erschien er mit entsprechend ausgewählten Büchern, die er auf einem Tisch zur allgemeinen Ansicht aufbaute. Er stellte Romane aus, Erzählungen, Gedichte, Fachliteratur, überhaupt alles, was man sich denken kann. Er besuchte auch Behörden, Organisationen, Betriebe und machte Lieferungsangebote.

Ein Umstand freilich behinderte ihn etwas, und das war seine äußere Erscheinung. Er war ein kleines, unscheinbares Männchen in mittleren Jahren und von Natur aus übermäßig bescheiden, beinahe schüchtern. Wer ihn durch die Straßen gehen sah, in etwas nachlässiger und vornübergebeugter Haltung, mit uraltem Schlapphut, blassem Gesicht, in dem ein kleiner struppiger Schnurrbart saß, und in peinlich sauberer, aber schlechtsitzender Kleidung, der konnte ihn eher für einen versponnenen Gelehrten vergangener Zeiten halten als für den Leiter einer modernen Buchhandlung. Außerdem hatte er sehr schlechte Augen und mußte zum Lesen überdimensional dicke Brillengläser benutzen. Tobias Fröhlich litt unter seinen Schwächen und versuchte, sie durch unerhörte Energie und ständige Selbstkontrolle auszugleichen. Nur von dem uralten Hut konnte er sich nicht trennen; der war schon dreimal gereinigt und zweimal gewendet.

Ein Posten Jugendliteratur war gekommen. Fröhlich beschloß, einen Teil dieser Bücher einer großen Organisation anzubieten, zu deren Bibliothek auch ein Jugendzimmer gehörte. Mit der Liste der Neuerscheinungen und einigen Probebänden machte er sich auf den Weg.

Er wandte sich gleich an die Bezirksleitung dieser Organisation, die soeben in ein großes, neu instand gesetztes Bürohaus umgezogen war.

«Ich möchte zum Oberzentralbezirkssekretär», sagte Fröhlich dem Pförtner.

«Anmeldung im Zimmer 325, dritter Stock!» erklärte dieser gewichtig und füllte einen Anmeldezettel aus. Dann fügte er bedeutungsvoll hinzu: «Er ist oben — aber ich glaube kaum, daß er für Sie zu sprechen sein wird.»

«Er wird! Verlassen Sie sich darauf!» entgegnete Fröhlich.

Mit Mühe entzifferte er unter Zuhilfenahme seiner Brille in der langen Reihe der Türen die gesuchte Nummer und das

Wort «Anmeldung». Er klopfte höflich an, und da niemand antwortete, trat er kurz entschlossen ein. Im Zimmer roch es stark nach Parfüm. Zwei jüngere weibliche Wesen, die eine blond, die andere schwarz, unterhielten sich von Tisch zu Tisch. Die Schwarze bearbeitete dabei intensiv ihre Fingernägel mit einem spitzen Instrument. Fröhlich hatte Angst, daß sie sich blutig stechen könnte. Aber es passierte nichts. Die Unterhaltung drehte sich um den vorteilhaften Einkauf von Babysachen für das Kind der Blonden. Ein zweifellos sehr wichtiges Thema. Der Besucher blieb währenddessen unbeachtet an der Tür stehen. Auch sein schüchtern wiederholter Gruß wurde nicht beantwortet. Plötzlich stand die Blonde auf, nahm eine Blechkanne vom Fensterbrett und verließ das Zimmer mit der Bemerkung, daß jetzt wohl das Kaffeewasser heiß sein müsse. Diesen Augenblick benutzte Fröhlich, um der Schwarzen zu erklären, daß er den Oberzentralbezirkssekretär zu sprechen wünsche.

«Das ist ausgeschlossen», behauptete diese. «Was wollen Sie denn von ihm?»

«Ich komme mit einem Bücherangebot.»

«Was für Bücher und zu welchem Zweck?»

«Das möchte ich ihm selber erklären. Ich bitte, mich anzumelden.»

«Er ist übrigens gar nicht im Hause», meinte das Mädchen schnippisch. «Da müssen Sie schon an einem anderen Tage wiederkommen.»

Fröhlich blieb bei aller Bescheidenheit hartnäckig: «Der Pförtner hat aber gesagt, er sei im Hause. Bitte sehen Sie doch mal nach!»

Wütend fuhr ihn die Schwarze an: «Da muß ich Sie erst bei seinem Sekretär anmelden. Aber den darf ich jetzt nicht stören. Warten Sie solange!»

«Gestatten Sie, daß ich mich setze?» fragte Fröhlich leise und zog sich einen Stuhl heran.

Die Blonde kam wieder, und die beiden Mädchen tranken Kaffee. Dann verschwand die Schwarze durch eine Tür ins Nebenzimmer. Nach einer Weile erschien sie wieder: «Bittel!»

Der Sekretär des Oberzentralbezirkssekretärs saß in einem Büro, das einem Minister alle Ehre gemacht hätte. In einer Ecke spielte gedämpft ein Supperradio. Das Hervorstechendste war ein dicker Teppich, in dem man fast versank. Fröhlich wagte kaum, seinen Fuß darauf zu setzen. Der Sekretär, ein eleganter Mann mit weltmännischen Manieren, saß zwischen

einigen Stapeln von Broschüren, die er auf seinem riesigen Diplomatenschreibtisch aufgebaut hatte. Ein Heft lag aufgeschlagen vor ihm. Er bot dem eintretenden Besucher mit einer Handbewegung einen Sessel an. Dabei hielt er sofort einen Vortrag über die Bedeutung seiner Stellung als Sekretär des Oberzentralbezirkssekretärs und über seine Zuständigkeit. Er hatte gewissermaßen alles selbst zu entscheiden, der Chef leiste bloß die Unterschriften. Zu diesem brauche Fröhlich sich gar nicht zu bemühen. Er schloß seine Ausführungen mit den Worten:

«Was wünschen Sie also? Aber, bitte, fassen Sie sich möglichst kurz! Ich habe in drei Minuten eine wichtige Konferenz. Das Auto wartet schon.» Dabei sah er gewichtig auf seine Armbanduhr.

Fröhlich erklärte, warum er gekommen sei. Der Sekretär entschied:

«Bitte, reichen Sie Ihr Angebot schriftlich ein. Das ist das beste. Sie erhalten dann Nachricht.»

Froh, die Sache auf diese Weise erledigt zu haben, stand er hinter seinem Schreibtisch auf und wollte dem Eindringling die Hand reichen. Fröhlich aber blieb sitzen, holte umständlich seine Brille hervor und begann sie lächelnd zu putzen.

«Entschuldigen Sie», sagte er beharrlich. «Gute Jugendliteratur ist sehr begehrt. Die Bücher werden uns im Laden nur so aus der Hand gerissen. Ich fürchte, bei einer schriftlichen Erledigung der Sache kommen Sie zu spät. Ich weiß aber von Ihrer Bibliothekarin, daß solche Bücher in Ihrer Bibliothek fehlen. Es handelt sich also im Grunde um Ihr eigenes Interesse...»

Der Sekretär wuchs ins Riesenhafte: «Die Bibliothekarin kann das überhaupt nicht beurteilen. Das unterliegt unserer Entscheidung.»

«Nun gut! Deswegen bin ich ja hergekommen, und deswegen möchte ich auch den Oberzentralbezirkssekretär sprechen. Sie werden das verstehen.»

Der Sekretär betrachtete ihn mit abwesenden Blicken, zuckte die Achseln und meinte schließlich:

«Wenn Sie durchaus wollen, versuchen Sie Ihr Heil. Aber ich sage Ihnen jetzt schon, Sie werden kein Glück haben.»

Er sah wieder auf seine Armbanduhr, die er mit einem imposanten Schwung seines Armes freilegte, und dirigierte den

Besucher durch eine weitere Verbindungstür in das nächste Zimmer, wo die Privatsekretärin des Oberzentralbezirkssekretärs saß. Das war schon kein Zimmer mehr, das war beinahe ein Salon. Der Teppich war noch eine Kleinigkeit dicker als der des Sekretärs. Es schien sich um eine lange Zimmerflucht zu handeln, von denen jedes einzelne noch einen Ausgang zum Korridor besaß. Die Privatsekretärin, eine schon ziemlich bejahrte Wasserstoffsüberblonde, war gerade dabei, mit einer winzigen Schere ihre Nagelhäutchen zu beschneiden, und ließ sich auch durch den Eintritt Fröhlichs nicht von dieser Arbeit abbringen. Im übrigen strahlte sie eine Unnahbarkeit aus, die noch dadurch erheblich verstärkt wurde, daß sie den Eintretenden überhaupt nicht ansah und ihm auch keinen Platz anbot. Immer diese Fingernägel, dachte Fröhlich.

Nach einer Weile sagte die schnippelnde Superblonde so nebenbei, ohne ihn überhaupt nach seinem Begehrt zu fragen:

«Der Herr Oberzentralbezirkssekretär ist in einer wichtigen Sitzung... die dauert noch etwa drei Stunden. Wenn Sie so lange warten wollen...? Auf dem Korridor ist eine Bank.»

Klirrend ließ sie die Schere auf die spiegelblanke Schreibtischplatte fallen und sah ihn herausfordernd an.

«Ist er wirklich in einer Sitzung?» zweifelte Fröhlich.

«Wenn ich es Ihnen sage!» flötete beleidigt die Wasserstoffblonde. Eine Welle der Abwehr strömte durchs Zimmer.

«Nun, dann komme ich lieber noch einmal wieder», sagte Fröhlich verzweifelt, «drei Stunden kann ich nicht warten.»

Im Treppenhaus bemerkte Fröhlich, daß er seine Brille vergessen hatte. Er wühlte in allen Taschen. Wahrhaftig, ich habe sie bestimmt im Zimmer des Sekretärs liegenlassen, sagte er sich. Er kehrte also noch einmal um und suchte in dem langen Korridor mühsam nach der richtigen Tür, ohne jedoch die Zimmernummern erkennen zu können. Etwa im letzten Drittel des Ganges mußte es gewesen sein. Als er glaubte, das richtige Zimmer gefunden zu haben, klopfte er an und trat sofort ein.

Hinter einem mit zahlreichen Papieren bedeckten Schreibtisch saß ein stämmiger, muskulöser Mann mit offenem, sympathischem Gesicht. Er war noch nicht alt, etwa dreißig Jahre. Seinem ganzen Äußeren nach offenbar kein Bürokrat, sondern ein Mensch, der in die Welt paßt. Der Mann saß in Hemdsärmeln, die Jacke hatte er über die Stuhllehne gehängt. Mit der Linken aß er zufrieden ein Wurstbrötchen, während er mit der

Rechten einen Bogen Papier vollschrieb. Zwischen den Papieren stand eine Tasse Kaffee.

«Oh, Verzeihung!» murmelte Fröhlich. «Ich habe mich wohl in der Zimmertür geirrt.»

«Zu wem wollen Sie denn?» fragte freundlich der Mann. Er legte den Bleistift weg, steckte den Rest des Brötchens in den Mund und schlürfte mit Behagen einen Schluck aus der Tasse. Er war sichtlich erfreut über diese kleine Unterbrechung seiner intensiven Arbeit.

«Ich habe vorhin hier in irgendeinem Zimmer meine Brille liegenlassen», antwortete Fröhlich. «Ich wollte zum Herrn Oberzentralbezirkssekretär, um ihm ein Bücherangebot zu machen. Aber ich bin nicht bis zu ihm vorgedrungen und habe wohl im Zimmer seines Sekretärs meine Brille vergessen.»

«Das werden wir gleich haben. Der Mann, den Sie besuchen wollten — das bin ich nämlich selbst! Aber lassen wir den Titel. Mein Name ist Hoffmann. Früher war ich Maurer, das ist genau so wichtig.» Der Mann wurde lebhaft: «Was für Bücher haben Sie denn? Bücher interessieren mich immer! Aber gehen wir zuerst Ihre Brille suchen, und dann werden wir schon einig werden.»

Fröhlich war angenehm überrascht. Das war ja ein netter, aufgeschlossener Mensch. Der paßte so gar nicht zu den anderen Gestalten, die er hier erlebt hatte.

Die Privatsekretärin erstarrte zur Salzsäule, als der Oberzentralbezirkssekretär zusammen mit dem soeben hinausgeschmissenen Besucher aus der Verbindungstür zum Allerheiligsten trat. So eine Frechheit, dachte sie — wozu bin ich denn überhaupt noch da?

Auch der Sekretär, dessen Konferenz offenbar gar nicht mehr so eilig war, fiel aus allen Wolken. Er verwandelte sich aber schnell in einen untertänigen Bediensteten und beteiligte sich persönlich an der Suchaktion nach der Brille. Mit einer devoten Verbeugung überreichte er Fröhlich das Sehinstrument.

Als der Organisationsleiter dann mit Fröhlich wieder in sein Zimmer ging, schien die Welt in den Vorzimmern zu wanken.

Die Angelegenheit mit den Büchern wurde schnell und sachgemäß erledigt, und es blieb sogar noch eine kleine Viertelstunde für eine angeregte Unterhaltung.



Beim Abschied gab Fröhlich seiner Freude Ausdruck, daß nun doch alles so glatt gegangen war, trotz dieser hinderlichen Umstände in den Vorzimmern.

«Ich bin erst ein paar Tage in dieser Stellung», entschuldigte sich Hoffmann. «Das ist alles noch eine Erbschaft meines Vorgängers. Es gibt leider auch noch solcher!» Und nach einer Weile fügte er hinzu: «Aber das wird sehr schnell anders werden, verlassen Sie sich darauf!»

Ein Mensch, ein richtiger Mensch, dachte Fröhlich, als er beschwingt das Haus verließ. Er hat schon recht. Es wird anders werden... immer besser... überall! Dabei kam ihm zum erstenmal an diesem Tage zum Bewußtsein, wie herrlich die Frühlingssonne schien. Und er beschloß, sich nun doch einen neuen Hut zu kaufen.

## Übungen

I. Beantworten Sie folgende Fragen:

1. Worin äußerte sich die Fachtüchtigkeit des Leiters der Volksbuchhandlung Tobias Fröhlich?
2. Was tat Fröhlich, um den Umsatz des Unternehmens zu steigern?
3. Was war es für ein Umstand, der Fröhlich in seiner Tätigkeit behinderte, und worin bestand Fröhlichs kleine Schwäche?
4. An wen beschloß sich Fröhlich mit einem Bücherangebot zu wenden, als ein neuer Posten Jugendliteratur in die Buchhandlung ankam?
5. Welche Instanzen mußte Fröhlich passieren, um den Oberzentralbezirkssekretär sprechen zu können?
  - a) Welches Gespräch entspann sich beim Pförtner?
  - b) Wie wurde Fröhlich im Anmelderaum empfangen?
  - c) Wie verhielt sich der Sekretär des Oberzentralbezirkssekretärs zu Fröhlichs Bitte?
  - d) Verschaffte die Privatsekretärin des Oberbezirkssekretärs Fröhlich die Möglichkeit, ihren Vorgesetzten zu sprechen?
6. Was machte Fröhlich, als er bemerkte, daß er seine Brille irgendwo hatte liegen lassen?
7. Wie gelang es Fröhlich, mit dem Oberbezirkssekretär zusammenzukommen?
8. Was war der Obersekretär für ein Mann?
9. Wie reagierten die Beamten darauf, als sie den soeben herausgeschmissenen Besucher mit ihrem Vorgesetzten sahen?

10. Wie war es überhaupt möglich, daß in der Bezirksleitung der Bürokratismus so stark blühte?

11. Wie sollte es in Zukunft damit werden?

II. Drücken Sie mit anderen Worten aus:

tüchtig in seinem Fach sein; etwas zur allgemeinen Ansicht aufbauen; etwas neu instand setzen; etwas durch (*hier*: ständige Kontrolle) ausgleichen; kurz entschlossen; die Unterhaltung drehte sich um; wütend auffahren; den Fuß auf den Teppich setzen; die Ausführung schließen; sich kurz fassen; gute Jugendliteratur ist sehr begehrt; eine Sache erledigen; das unterliegt unserer Entscheidung; sich nicht von der Arbeit abbringen lassen; in seiner Tasche wühlen; in Hemdsärmeln; sich einig werden; aus allen Wolken fallen; seiner Freude Ausdruck geben.

III. Sagen Sie auf deutsch:

оборот увеличивался с каждым месяцем; я прошу доложить обо мне начальнику; подать предложение в письменном виде; попытаться счастья; сказать вскользь; спросить кого-нибудь, что он желает; быть на заседании; предложить (*здесь*: книги); разрешить дело надлежащим образом; дойти до сознания.

IV. Sagen Sie auf russisch:

1. Ich möchte zum Oberzentralbezirkssekretär. — Anmeldung im Zimmer 324, dritter Stock. Ich glaube kaum, daß er für Sie zu sprechen sein wird. — Er wird! Verlassen Sie sich darauf! 2. Mit Zuhilfenahme seiner Brille entzifferte er die gesuchte Nummer. 3. Zwei jüngere weibliche Wesen unterhielten sich. 4. Er hatte Angst, sie könnte sich blutig stechen. 5. Ich bitte mich beim Leiter anzumelden. 6. Gestatten Sie, daß ich mich setze. 7. Fassen Sie sich kurz. 8. Gute Jugendliteratur ist sehr begehrt. 9. Bei einer schriftlichen Erledigung kommen Sie zu spät. 10. Es handelt sich im Grunde um. 11. Das unterliegt unserer Entscheidung. 12. Der Teppich war noch um eine Kleinigkeit dicker. 13. Eine bejahrte Frau. Sie strahlte Unnahbarkeit aus. 14. Eine Welle der Abwehr strömte durch das Zimmer. 15. Es war ein netter, aufgeschlossener Mensch. 16. Er paßte so gar nicht zu den anderen Gestalten. 17. Die Privatsekretärin erstarrte zur Salzsäule. 18. Der soeben herausgeschmiesene Besucher. 19. Es blieb noch eine kleine Viertelstunde für eine angeregte Unterhaltung. 20. Alles war glatt gegangen, trotz der hinderlichen Umstände. 21. Ich bin erst ein paar Tage in dieser Stellung.

V. Stellen Sie eine Erzählung zusammen. Gebrauchen Sie dabei folgende Ausdrücke:

1. Anmeldung der Besucher.

Sich an die zuständige Stelle wenden; jemanden sprechen wollen; einen Anmeldezettel ausfüllen; bei jemandem angemeldet werden; jemand ist zu sprechen; sich kurz fassen; eine Bitte schriftlich einreichen; die Angelegenheit sachgemäß erledigen.

2. Im Büro.

Nach der richtigen Zimmernummer suchen; durch den langen Korridor gehen; anklopfen; ein riesiger Diplomatschreibtisch; zahlreiche Papiere, Stapel von Broschüren; eine spiegelblanke Schreibtischplatte; ein dicker Teppich; einem (Minister) Ehre machen; nach dem Begehrt fragen; einen Sessel anbieten.

3. In der Volksbuchhandlung.

Ein gemeinnütziges Unternehmen; nicht im Laden hocken und Kunden warten; unermüdliche Betriebsamkeit entfalten; ausgewählte Bücher zur Ansicht ausstellen; einen Posten Jugendliteratur bekommen; eine Liste Neuerscheinungen; Prohebände; sich an Organisationen, Bibliotheken, Jugendzimmer wenden; zuständigen Stellen Lieferungsangebote machen.

---



Предисловие . . . . .	3
-----------------------	---

INHALTSVERZEICHNIS

Der beste Freund. <i>Walther Victor</i> . . . . .	5
Die Maifeier des Nikodemus Eisendreher. <i>Thomas Ring</i> . .	16
Szenen gegen den Atomkrieg. <i>Christoph Hamm</i> . . . . .	21
Ein Mann namens Überling. <i>Bodo Uhse</i> . . . . .	27
Die Froschhand. <i>Jan Petersen</i> . . . . .	35
Marcus Lavendel. <i>Judith Brandt</i> . . . . .	46
Der Frack. <i>Jan Petersen</i> . . . . .	59
Ein Stückchen Himmel. <i>Walter Gallasch</i> . . . . .	66
Weg ohne Wahl. <i>Katharina Hammer</i> . . . . .	78
Die Anna und der Männerstreik. <i>Friedrich Wolf</i> . . . . .	92
Der Geldschrank. <i>Kurt Türke</i> . . . . .	99
Nicht nur bei Haffners. <i>E. R. Greulich</i> . . . . .	105
Der Menschenfeind. <i>Margarete Neumann</i> . . . . .	114
Meine Mutter. <i>Leonhard Frank</i> . . . . .	121
Christa. <i>Jurij Brežan</i> . . . . .	127
Lieschens Sieg. <i>Hans Fallada</i> . . . . .	145
Die geheimnisvolle Stimme. <i>Johannes R. Becher</i> . . . . .	152
Krönungstag. <i>Hermann Kant</i> . . . . .	158
Gigi und Lumpi. <i>Hans Fallada</i> . . . . .	169
Der Sportler. <i>Wolfgang Stemmler</i> . . . . .	177
Das Gebot der Stunde. <i>Hans Morgan</i> . . . . .	179
Kleine Begebenheit mit einem großen Schirm. <i>Wally Eich- horn-Nelson</i> . . . . .	184
Vorzimmerkomödie. <i>Karl Stitzer</i> . . . . .	186

АВГУСТА БЕРНГАРДОВНА ГОВОРКО  
и ЛИЯ МОИСЕЕВНА СТРОДТ

**Тексты и упражнения  
для развития навыков устной речи**

Редактор В. И. Айба

Художественный редактор В. Б. Михневич

Технический редактор Г. И. Голдовская

Корректор Л. Р. Кегелес

Сдано в набор 18/XII 1961 г. Подписано к печати 28/IV 1962 г. Формат бумаги  $84 \times 108^{1/32}$ . Печ. л. 12,25 (10,045). Уч.-изд. л. 11,79. Тираж 55000 экз. Цена без переплета 24 к.

Переплет бумажный 8 к.

Ленинградское отделение Учпедгиза.

Ленинград, Невский пр., 28.

Заказ № 992.

Ленинградский Совет народного хозяйства.  
Управление полиграфической промышленности.  
Типография № 1 «Печатный Двор»  
имени А. М. Горького.  
Ленинград, Гатчинская, 26.

Цена 32 коп.